

# Zeitschrift für Katalanistik

Revista d'Estudis Catalans

Begründet von / Fundada per  
Tilbert Dídac Stegmann

Herausgegeben von  
Editada per  
Brigitte Schlieben-Lange, Tilbert Dídac Stegmann

Publiziert unter der Schirmherrschaft von  
Publicada sota el patrocini de

Deutscher Katalanistenverband (DKV)  
Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main  
(Institut für Romanische Sprachen und Literaturen)  
Centre UNESCO de Catalunya  
Generalitat de Catalunya  
(Departament de Cultura)

Vol. 11 (1998)

Frankfurt am Main 1998  
ISSN 0932-2221

Aufsätze sowie Rezensionsexemplare werden an die Redaktionsadresse (*Zeitschrift für Katalanistik*, c/o Biblioteca Catalana, Postfach 11 19 32, D-60054 Frankfurt am Main) erbeten. Siehe die «Hinweise zur Texteinrichtung» auf den letzten Seiten dieses Bandes.

Els textos i els exemplars de recensió s'han d'enviar a la redacció (*Zeitschrift für Katalanistik*, c/o Biblioteca Catalana, Postfach 11 19 32, D-60054 Frankfurt am Main). Vegeu les «Normes per a la preparació dels textos» a les darreres pàgines de la revista.

## Zeitschrift für Katalanistik 11

ISSN 0932-2221

© Biblioteca Catalana  
Frankfurt am Main 1998

Alle Rechte vorbehalten.

Redaktionsassistent: Alexander Fidora  
Satz: Gerhard Schönberger

Sie finden den vollständigen Text der *ZfK* 11 im Internet unter folgender Adresse / Podeu trobar el text complet de la *ZfK* 11 a l'Internet a l'adreça següent:  
<http://www.rz.uni-frankfurt.de/fb10/romsem/katalanistik/zfk.html>

Verlag / Editorial: TFM-Teo Ferrer de Mesquita,  
Postfach 10 08 39, D-60008 Frankfurt am Main.  
Bestellungen bitte an den Verlag / Dirigiui les comandes de subscripció a l'editorial.  
Druck: ELEKTRA Reprografischer Betrieb GmbH

## Inhaltsverzeichnis

### Aufsätze / Articles

- Esteve Jaulent (São Paulo):  
*Arbor scientiae*: Immanenz und Transzendenz im Denken  
Llulls ..... 8
- Reinhard Krüger (Berlin):  
Kosmologisches Wissen, das Konzept des Universums und die  
Kugelgestalt der Erde bei Ramon Llull (1232-1316) ..... 33
- Elke Sturm-Trigonakis (Thessaloniki):  
Barcelona und Alterität: Der Blick des Fremden bei Claude  
Simon und André Pieyre de Mandiargues ..... 79
- Hubert Pöppel (Jena):  
Kastration als *ultima ratio*: die katalanischen Frauenkrimis der  
Maria Antònia Oliver ..... 101
- Werner Thielemann (Berlin):  
Zum diachronen Wandel der phorischen Markierung (*φ-  
marking*) beim katalanischen Relativum ..... 120
- Martin B. Fischer (Barcelona):  
Defensa i il·lustració de la traducció inversa català-alemany: El  
text turístic com a exemple pràctic ..... 150

### Buchbesprechungen / Recensions

- Ramon Lull [sic!]: *Das Buch vom Heiden und den drei Weisen*, übersetzt  
und herausgegeben von Theodor Pindl, Stuttgart: Philipp  
Reclam jun., 1998, ISBN 3-15-009693-6, 306 S. [Alexander  
Fidora, Frankfurt am Main] ..... 169

- Notas. *Reseñas iberoamericanas. Literatura, sociedad, historia*, Bd. 0-12, Frankfurt am Main: Vervuert, 1993-1997, ISBN 0945-8301 [Alexander Fidora, Frankfurt am Main] ..... 171
- Jaume Pomar: *El meu Llorenç Villalonga*, Palma: Moll, 1995 (Biblioteca Raixa; 153), 145 p.
- Jaume Pomar: *La raó i el meu dret — Biografia de Llorenç Villalonga*, Palma: Moll, 1995 (Col·leció Els treballs i els dies; 38), 490 p.
- Jaume Pomar: *Llorenç Villalonga i el seu món*, pròleg de Damià Pons i Pons, Binissalem: Di7 Edició, 1998, 170 p.
- Damià Ferrà-Ponç: *Escrits sobre Llorenç Villalonga*, pròleg i edició a cura de Pere Rosselló Bover, Barcelona: Universitat de les Illes Balears / Publicacions de l'Abadia de Montserrat, 1997 (Biblioteca Miquel dels Sants Oliver; 6), 276 p.
- Joaquim Molas / Maria Josepa Gallofré (coord.): «Vida i obra de Llorenç Villalonga II», in: *Randa* 34, Barcelona: Curial Edicions Catalanes, 1994, 160 p.
- «Centenari de Llorenç Villalonga», in: *Estudis Baleàrics* 57, Palma: Conselleria d'Educació, Cultura i Esports del Govern Balear (febrer / maig 1997), 150 p.
- Pere Rosselló Bover: «*Bearn o la sala de les nines*» de Llorenç Villalonga, Barcelona: Empúries, 1993 (Les Naus d'Empúries / Quaderns de Navegació; 12), 105 p.
- Manuela Alcover: *Llorenç Villalonga i les Belles Arts. Un ideari estètic noucentista*, pròleg de Maria del Carme Bosch, Palma: Documenta Balear, 1996 (Menjavents; 16), 245 p. [Pilar Arnau i Segarra, Bochum] ..... 174
- Rolf Kailuweit: *Vom EIGENEN SPRECHEN. Eine Geschichte der spanisch-katalanischen Diglossie in Katalonien (1759 - 1859)*, Frankfurt am Main: Lang, 1997 (VarioLingua 4, XV + 340 S.), ISBN 3-632-32385-9 [Brigitte Schlieben-Lange, Tübingen] ..... 185
- Jenny Brumme: *Praktische Grammatik der katalanischen Sprache*, Wilhelmsheld: Gottfried Egert Verlag, 1997, 430 p. [Rosina Nogales, Tübingen] ..... 191

## Miscellen / Miscel·lània

- Tilbert Dídac Stegmann (Frankfurt am Main):  
Die Biblioteca Catalana Frankfurt am Main: Stand und  
Desiderata ..... 199
- Ester Fernández i Marquès (Frankfurt am Main):  
Lehrveranstaltungen katalanischer Thematik an den  
Hochschulen des deutschen Sprachbereichs im Sommersemester  
1997 und Wintersemester 1997/98 ..... 205
- Zusammenfassungen / Resums ..... 218
- Anschriften der Autorinnen und Autoren / Adreces de les autores i  
dels autors ..... 221
- Hinweise zur Texteinrichtung / Normes per a la preparació dels  
textos ..... 222

*Arbor scientiae:***Immanenz und Transzendenz im Denken Llulls<sup>1</sup>**

Auf den letzten Seiten des *Arbor exemplificalis* schildert uns Llull einen Philosophen, der sich voller Enttäuschung über die dürftigen Ergebnisse seines Philosophierens gesenkten Hauptes von der Quelle entfernt, die er zuvor aufgesucht hatte, um sich an ihr zu laben. Noch im selben Wald jedoch begegnet er einem Ochsen, der fortwährend das Gras, das er gefressen hat, wiederkaut. Diese Szene führt den Philosophen zu dem Schluß, er selbst habe die von ihm scheinbar beherrschte Wissenschaft nicht recht verdaut, und es sei mithin nötig, sie erneut zu durchdenken.

Etwas ähnliches gilt für das Denken unseres Mallorquiners. Ich glaube, daß man den Sinn seines Werkes nur dann erfassen wird, wenn man, so wie der Ochse in der Geschichte, immer wieder zu ihm zurückkehrt, und zwar besonders heute, aus der aktuellen Perspektive heraus, nachdem das Tief des «pensiero debole», das die Moderne charakterisierte, endgültig überwunden ist.

Die folgenden Ausführungen sollen deutlich machen, daß Llull ein klassischer und zugleich moderner Autor ist und daß, sofern man ihn nur recht versteht, sein Denken dazu beitragen kann, die Moderne gleichsam von innen heraus zu retten.

## Llull als aktueller Autor?

Mir scheint, ein Autor ist solange als aktuell zu betrachten, wie sein Denken dazu beiträgt, die Probleme, mit denen unser heutiges Philosophieren konfrontiert wird, zu formulieren und zumindest teilweise zu lösen. In diesem Zusammenhang kann man darauf hinweisen, daß man schon zu Zeiten Llulls große Hoffnungen in den Mallorquiner setzte. Le Myésier<sup>2</sup>

z.B., der an der Sorbonne studierte, Llull 1287 kennenlernte und sein Schüler und Bewunderer wurde, war davon überzeugt, daß die Werke seines Meisters verbreitet und studiert werden müßten, da ihnen eine bedeutende Rolle bei der Lösung der großen Krise zukomme, die die Philosophie zu Beginn des 14. Jahrhunderts erschütterte. Aristoteles ist aktuell, weil die Antworten seiner Philosophie, die ebenfalls in einer Krise geboren wurde, für die gegenwärtige Krise der Philosophie von Nutzen sein können. Dasselbe kann man von Llull sagen.

Der Lullismus überwindet den Aristotelismus und setzt ihn zugleich fort.<sup>3</sup> Llull gelang damit etwas ähnliches wie Thomas, was in besonderem Maße zu würdigen ist, darf man doch nicht vergessen, daß der Thomismus während der letzten vierzig Jahre von Llulls Leben, d.h. fast vom Beginn seiner Schriftstellertätigkeit an — das *Compendium logicae Algazelis*, nach Bonners Katalog Llulls erstes Werk, wurde 1271/72 verfaßt — abgelehnt wurde, nachdem der Bischof von Paris 1277 verschiedene seiner Thesen öffentlich verurteilt hatte. Im folgenden will ich deutlich machen, daß der katalanische Philosoph das Denken des Aristoteles unter die Perspektive des Transzendenten bringt.

Welche Rolle schrieb Le Myésier Llull zu Beginn des 14. Jahrhunderts zu? Das philosophische Denken mit all seiner Kraft aufrechtzuerhalten, und zwar genau zu dem Zeitpunkt, da das «pensiero debole» der Moderne zu keimen begann und sich seinen Weg bahnte. Denn in eben diesen ersten Jahren des 14. Jahrhunderts wurde die Moderne gedacht; insbesondere durch Scotus und Ockham, zwei Franziskaner aus dem englischen Raum, die — wie nahezu alle Franziskaner dieser Epoche — allzu einseitig auf Aristoteles reagierten.

Warum mißfiel ihnen Aristoteles? Er mißfiel ihnen, weil die Offenbarung überflüssig zu werden schien, wenn die Realität so erkannt werden könnte, wie der Stagirit behauptete. Bei Aristoteles, so scheint es, erschöpft das menschliche Erkennen das Sein.

<sup>1</sup> Dieser Aufsatz wurde von Alexander Fidora ins Deutsche übersetzt.

<sup>2</sup> Neun Jahre nach dem Tode LLULLS, also 1325, verfaßte Thomas LE MYÉSIER, Kanonikus von Arras, das *Electorium*, die erste uns bekannte Synthese des llullischen Denkens. LE MYÉSIER vermachte das *Electorium* der Sorbonne in Paris.

<sup>3</sup> Antonio OLIVER macht in seiner Rezension des umstrittenen Buches von J. SÁIZ DE BARBERÁ, *Raimundo Lulio, genio de la filosofía y mística española*, deutlich, wieviel LLULLS Philosophie ARISTOTELES verdankt, indem er auf einige Themen LLULLS hinweist, in denen der Einfluß der aristotelischen Philosophie sehr weit geht: der Wert und die Bedeutung der Elemente, die Stellung des Menschen als Mikrokosmos im Universum, die Theologie der Grundwürden, d.h. der göttlichen Tugenden, die Politik, die Form sowie häufig auch die dichterische Inspiration, das Vertrauen in die Kraft der Vernunft und vor allem die solide apologetische Methode, die darin besteht, von einer allen Gesprächspartnern gemeinsamen Basis auszugehen. Vgl. *Estudios Lulianos*, IX (1965), S. 255-276.

Was wird Scotus daraufhin tun? Er wird die Vernunft zu einem rein rezeptiven Vermögen machen, zu einem einfachen Spiegel, und wird die Wirklichkeit außerhalb ihrer Grenzen belassen. Der Kontakt mit dem Realen vollzieht sich durch den spontanen Willen. Nach Scotus ist die Vernunft passiv, der Wille aktiv. Wenige Jahre später wird Ockham sagen, daß der Wille, insofern als er das einzig aktive Vermögen darstellt, nämlich reine und von allen Formen unabhängige Spontaneität, bloße Willkür bar aller Grenzen ist. Und so verschwinden die gedachten Formen, sie sind unnütz geworden: Dies ist der Nominalismus.

Im Grunde ist das, was zu Beginn des 14. Jahrhunderts eingeleitet wird, eine sehr eng geführte Interpretation des Aristoteles. Die Qualität des Denkens läßt nach. Man fürchtet Aristoteles wegen der Sprengkraft, die er zu besitzen scheint, obwohl man diese Kraft noch gar nicht kennt. Nach Ockham läßt sich nichts in seinem Innersten erkennen. Und insofern auch Gott nicht. Das ist der Verfall des Denkens, der den Auftakt der Moderne bildet: Man erklärt den Menschen für unfähig, Gott zu begreifen, weil er unfähig ist, das Sein zu erkennen.

Llull befindet sich außerhalb dieser Entwicklung. Er bleibt Realist. Er fürchtet sich nicht davor, daß die Vernunft so mächtig ist, daß sie das Sein erschöpfen könnte. Vielmehr will Llull es erschöpfen, und dies ist das Ziel seiner *Ars*.

### Der *Arbor scientiae*

Wir wissen, daß der *Arbor scientiae* mit der eindeutigen Absicht verfaßt wurde, das Verständnis der *Ars* zu erleichtern. Der Mönch sprach zu Llull: «Ramon, fets aquest libre de què us he pregat, e fets-lo tal, per lo qual hom conega la vostra entenciò.»<sup>4</sup> Und tatsächlich ist dieses umfangreiche Werk ein herausragender Beweis für das universelle Wissen, das sich mit dem System der *Ars* erreichen läßt.

Aber was ist letzten Endes Llulls *Ars*? Das Beste, was man zur Beantwortung dieser Frage tun kann, ist, sich den Erklärungen Le Myésiers anzuvertrauen.

*Grosso modo* läßt sich zunächst sagen, daß die *Ars* sich als ein relationales System allgemeiner Begriffe darstellt.<sup>5</sup> Ihre Struktur wird bestimmt durch eine

<sup>4</sup> Vgl. *Arbre de Ciència*, Del Pròleg, Obres Essencials, Editorial Selecta, 1957, Bd. I, S. 555.

<sup>5</sup> Die Bibliographie zur *Ars* ist bereits recht umfangreich. Hilfreich sind u.a. die folgenden Artikel: Robert PRING-MILL, «The lullian "Art of Finding Truth": A Medieval System of

Reihe von Prinzipien, ihre jeweiligen Definitionen und einige Funktionsbedingungen. Der erste Eindruck könnte dazu verleiten, sie mit einer rein formalen Logik gleichzusetzen; schon bald jedoch merkt man, daß ihre Reichweite erheblich größer ist, denn das gesamte System zielt auf die Erkenntnis des Realen. Und in der Tat beginnt Le Myésier seine Einleitung mit einer Beschreibung jener Figur, die späterhin als «Figur des Seienden»<sup>6</sup> bekannt wurde, die die Gesamtheit des Seins repräsentiert, so wie es der menschliche Geist erfaßt: Eine Sphäre, in deren Mitte sich der Mensch befindet, und von der aus in konzentrischen Kreisen zunächst das sensitiv Seiende, darauf das imaginativ Seiende und schließlich die geistige Welt zu sehen sind. Denn die Vernunft, so erklärt Le Myésier, erreicht die geistigen Substanzen, weil sie mehr Form, Akt, Natur und Sein hat als die körperhafte Natur.

Damit kann Llull bereits als moderner Autor gelten, denn schließlich ist die moderne Philosophie eine Philosophie, die vom Subjekt ausgeht.<sup>7</sup> Man

---

Enquiry», in: *Catalan Review*, IV (1990), S. 55-74; Armand LLINARÈS, «Les préliminaires de l'Art lullien dans le *Libre de contemplació*» in: *Zeitschrift für Katalanistik*, 1 (1988), S. 176-186; id., «Sens et portée de l'*Ars generalis ultima* de Lulle, in: *Studia Historica et Philologica in Honorem M. Batllori*, Rom, 1984, S. 851-866.

<sup>6</sup> Vgl. *Breviculum, Pars dispositiva*, S. 53-54. LE MYÉSIER'S *Electorium* wurde in vier verschiedenen Versionen verfaßt — *magnum, medium, parvum* und *minimum* —, von denen die zweite und vierte verloren gingen. Die erste, allgemein als *Electorium* bezeichnet, ist ein umfangreiches Werk von 500 Folien. Die Version *minimum*, auch *Breviculum* genannt, wurde von LE MYÉSIER der Königin von Frankreich und Navarra, Johanna von Burgund-Artois, der Gemahlin Philipps V., geschenkt. Die kritische Edition des *Breviculum* erschien 1990 in der Reihe *Corpus Christianorum. Continuatio Mediaevalis*, Bd. 77, als Supplement Nr. 1 der *Raimundi Lulli Opera Latina*. Ich zitiere nach dem *Breviculum*.

<sup>7</sup> Hinter dem Anspruch, die gesamte Philosophie vom Subjekt her aufzubauen, verbirgt sich die Idee, daß das Sein des Menschen nicht auf derselben Ebene steht wie das Universum. Dem Sein des Menschen kommt eine höhere Würde zu. Dies ist bereits ein Fortschritt. Das Sein des Universums ist jenes Sein, das die Metaphysik untersucht. Aber die Metaphysik untersucht das Sein als Prinzip, als Fundament für alles andere. Das Sein des Menschen entgleitet dieser auf das Fundament ausgerichteten Perspektive, da es zugleich Freiheit ist. Von der Metaphysik aus stellt sich die Freiheit als ein Thema der Kategorien dar, nämlich als eine Eigenschaft der willentlichen Akte des Menschen. Aber das ist zu wenig für die Freiheit. Man muß die Freiheit aus der Perspektive des Seins betrachten, nicht bloß von der Tätigkeit her. Aus der Perspektive des Seins heraus nimmt die Freiheit einen transzendentalen Wert an und erlaubt uns, eine transzendente Anthropologie zu entwickeln. In einer unter dem Blickwinkel der Prädikamente stehenden Betrachtung des Menschen ist die Anthropologie keine transzendente, sondern eine sekundäre Philosophie. Diese Einsichten verdanke ich Leonardo Polo, der mir geholfen hat, den katalanischen

kann zwar behaupten, daß es ein Fehler war, vom Subjekt auszugehen, und einige tun dies auch; aber dann gerät man in die absurde Lage, die gesamte moderne Philosophie beiseite lassen zu müssen. Die moderne Philosophie wollte ihren Ausgang vom Subjekt nehmen, vom Menschen; aber sie wurde aus einer metaphysischen Perspektive heraus entwickelt, in der man das Sein des Menschen mit Hilfe der Analogie untersuchte. Damit greift sie aber zu kurz.

### Die Perspektive des Seinsaktes

Llull ist klassisch und modern zugleich. Modern, weil er in seiner Konzeption vom Subjekt ausgeht. Klassisch, weil er alles von der Perspektive des Seinsaktes aus betrachtet.

Gehen wir zurück zur «Figur des Seienden». Die «Materie» der *Ars lulliana*, wenn man so sagen darf, ist das gesamte verstehbare Sein. Ihre «Form» ist die reale Wahrheit. Damit impliziert die *Ars*, daß das Sein verstehbar ist und daß die menschliche Vernunft es begreifen kann. Le Myésier verdeutlicht: Wie ein gesundes Auge den Gegenstand vor ihm sieht, und ihn nicht nicht sehen kann, so wird die menschliche Vernunft, wenn sie in der rechten Verfassung ist, in einem ebenfalls recht verfaßten Körper, mit Notwendigkeit die Wahrheit ihres Gegenstandes — die *propositiones per se notae* — erkennen, sofern der Gegenstand in ihr gegenwärtig ist, und wird sie nicht nicht erkennen können. Die *Ars lulliana* trachtet also danach, wahre Aussagen abzuleiten. Le Myésier stellt überdies heraus, daß die Wahrheit der Aussagen von der realen Wahrheit des extramentalen<sup>8</sup> Gegenstandes abhängt und daß es letztlich diese Wahrheit des Seins ist, welche die *Ars* interessiert.

Die Erkenntnistheorie, die der *Ars* zugrunde liegt, ist somit realistischer Natur. Sie läßt sich in diesen wenigen Worten zusammenfassen: Was sich zunächst in der menschlichen Vernunft befindet, ist nicht der Gegenstand selbst, sondern sein Abbild oder eine intelligible Spezies. Darauf wird die Vernunft durch einen weiteren Akt — den eigentlichen Akt des Verstehens oder Erkennens im engeren Sinne — mit ihren Begriffen die *res obiectata* ausdrücken<sup>9</sup> bzw. manifestieren. Der ausgeprägte Begriff weist auf den

Philosophen besser zu verstehen. Vgl. Leonardo POLO, *Presente y futuro del hombre*, Rialp, 1993, *passim*. LLULL räumt dem Willen und der Freiheit einen besonderen Status ein, da er sie als allgemeinste Prinzipien bzw. Grundwürden betrachtet.

<sup>8</sup> Vgl. *Breviculum, Pars dispositiva*, S. 56, Z. 257-260.

<sup>9</sup> Zur Lehre der Erkenntnis als eines expressiven und sprachlichen Aktes vgl. die sehr

Gegenstand zurück. Der Begriff ist ein zweites Zeichen, nämlich ein Zeichen für das erste Zeichen, welches die intelligible Spezies ist. Dieser Prozeß setzt voraus, daß das Denken, sofern die intelligible Spezies unmittelbar vom Gegenstand — der *res obiectata* — stammt, diesen Gegenstand erreichen kann.<sup>10</sup>

Zwei Dinge sind es, die bei der Betrachtung der «Figur des Seienden» ins Auge springen. An erster Stelle die Tatsache, daß sie ganz auf dem Sein aufbaut. Konkreter: auf dem Seinsakt. Die Geschöpfe gehen aus Gott hervor gemäß einem Ähnlichkeitsverhältnis vom Größeren zum Kleineren. Von den erhabensten, reinen und leuchtenden Geschöpfen bis zu den weniger erhabenen, reinen und leuchtenden, wie den Körpern. Llull baut kein Universum aus Wesenheiten auf. Wie jeder echte Philosoph verlangt er danach, das konkrete und empirische Seiende zu erkennen. Er betrachtet daher das *esse mundi*, in das er auch die möglichen Seienden einbettet.<sup>11</sup> Über dieses Universum realer Wahrheiten, die von Gott bis zu den geringsten Körpern reichen, ergießt sich die Wißbegierde des menschlichen Geistes. Was wundert es, daß der Mensch, ein vernunftbegabtes Geschöpf, diese Dinge eifrigst zu verstehen begehrt?<sup>12</sup>

An zweiter Stelle betont Llull das Erkennen als Akt. Wann immer wir erkennen, erkennen wir durch einen Akt, aber nicht immer erkennen wir durch Tätigkeiten.<sup>13</sup> Die Tätigkeit ist zwar auch ein Akt, aber der Mensch vollzieht auch solche Erkenntnisakte, die keine Tätigkeiten sind. Was erkennen wir durch geistige Tätigkeiten? Gegenstände. Das durch einen Akt in der geistigen Tätigkeit Verstandene ist der intentionale Gegenstand. Das ist das begrifflich faßbare Erkennen.

Das Erkennen, das ein Akt, aber keine Tätigkeit ist, d.h., das Erkennen, das die Tätigkeit übersteigt, übersteigt den Gegenstand. Verfügen wir über solche Erkenntnisse? Ja. Wie verwirklichen wir sie? Zunächst mit den erworbenen Fähigkeiten, den Habitus. Diese sind auch Akte, aber höherer Natur als die Tätigkeiten. Sie konstituieren eine Art habitueller Seinsweise.

---

bedeutende Untersuchung von Francesc CANALS VIDAL, *Sobre la esencia del conocimiento*, Promociones Publicaciones Universitarias, Barcelona, 1987.

<sup>10</sup> Vgl. *Breviculum, Pars dispositiva*, S. 56, Z. 274-275.

<sup>11</sup> Vgl. *id.*, S. 57, Z. 417-428 und S. 60, Z. 626. Mithin unterscheidet sich der Katalane von PARMENIDES, für den das mögliche Sein nicht wirklich ist. LLULL ist auch in diesem Punkt Aristoteliker.

<sup>12</sup> Vgl. *id.*, S. 60, Z. 614-616.

<sup>13</sup> Vgl. L. POLO, *op. cit.*, S. 149-150.

Was erkennen wir mit den Habitus? Unser eigenes individuelles Sein und das Sein der anderen Dinge, welche wir durch die Tätigkeiten erkennen. Das Selbstbewußtsein unserer eigenen Existenz und die Existenz des Extramentalen sind also habituelle Erkenntnisse.

Unter die Erkenntnisse, die zwar Akte, aber keine Operationen sind, muß auch jene Erkenntnis eingereicht werden, die dem Seinsakt selbst innewohnt: Gott, *ipsum esse subsistens*, ist in sich bestehendes Erkennen. Und auch dem Seinsakt des Menschen, *esse hominis*, wohnt eine gewisse Erkenntnis inne, obwohl der Mensch den Seinsakt nicht von sich selbst her hat, wie etwa Gott.

Verglichen mit der Erkenntnis, die durch eine Tätigkeit verwirklicht wird, sind die nicht operativen Erkenntnisse einem höheren Niveau zuzurechnen. Die aus der *Ars lulliana* gewonnene Erkenntnis ist eine Erkenntnis, die auf allgemeinsten Prinzipien beruht, womit sie auf einem habituellen Niveau liegt. Llulls *Ars* will ihren Benutzer zu einem überlegenen Habitus der Wissenschaft führen.

In den letzten Fragen des *Arbor scientiae* zu *De fructibus arboris quaestionalis*, genauer in *De quaestionibus habitus huius scientiae*, läßt Llull keinen Zweifel daran. Zunächst zum Habitus der Erkenntnis, den man aus den Prinzipien erhält:

Quaestio: Monachus a Raimundo quaesivit, utrum haec Arbor scientiae sit generalis. Solutio: Dixit Raimundus, quod haec Arbor scientiae generalis est, quia est de generalibus principiis, secundum quod in suis radicibus apparet, et est generalis, quia est de sexdecim arboribus, quae generales sunt ad omnem habitum scientiae.

Das gesamte Thema des *Arbor* ist nur darauf gerichtet, den Habitus der Wissenschaft zu erwerben:

Quaestio: Subiectum huius Arboris scientiae, quod est? Solutio: Subiectum huius arboris est illud, per quod humanus intellectus acquirit uniuersalem habitum sciendi.

Die Methode schließlich, um den Habitus zu bewahren, ist die folgende:

Quaestio: Habitus huius scientiae, cum quo conseruari potest? Solutio: Imaginando frequenter et recolendo arbores speciales huius arboris generalis conseruari potest generalis habitus scientiae, quam homo habere potest per ipsum.<sup>14</sup>

<sup>14</sup> Diese drei Zitate aus dem *Arbor scientiae* wurden dem noch unveröffentlichten lateinischen Text der kritischen Ausgabe entnommen, die Pere VILLALBA für die *Raimundi Lulli Opera*

## Die allgemeinen Prinzipien

Nach Llull ist alles Beschaffene von universalen Prinzipien her begründet und gebildet — von Gutheit, Größe, Dauer, Macht, Weisheit, Wille, Tugend, Wahrheit und Herrlichkeit —, die sich in Gott auf göttliche Weise treffen und seinen reinen Seinsakt konstituieren. In jedem Fall ist es angebracht, Unterscheidungen vorzunehmen, nicht nur zwischen den einzelnen Prinzipien selbst, sondern auch zwischen ihnen und ihren innerlichen und natürlichen Akten.

Indem Llull den Unterschied zwischen dem Prinzip und seinem Akt bejaht, hebt er sich schon zu Beginn eindeutig von jenen Philosophien<sup>15</sup> ab, die mit der Identifizierung von Sein und Akt dem Dynamischen einen Primat über das Seinsmäßige einräumen, so daß sich das Sein gleichsam durch sein eigenes Tätigsein selbst verwirklichen würde. Einige dieser Positionen gehen soweit, das Absolute als Resultat des Werdens zu verstehen.

Weit entfernt von dieser Haltung befindet sich das llullische Denken. Bei der Definition der Prinzipien beginnt Llull mit der Feststellung, daß das an sich Wertvolle die Vollendung jedes Prinzips sei. Dabei ist es gerade die Ergiebigkeit dieser aktuellen Vervollkommnung, die die Dynamik ihrer Verbindungen erklärt. Llull unterscheidet somit zwischen dem Prinzip und seinen Akten und läßt diese in jenem gründen.

## Die Korrelativa des Aktes

Llull offenbart uns seine Ansicht über die innere Natur des Aktes, indem er die sogenannten Korrelativa des Aktes, d.h. seine dreifache<sup>16</sup> interne Konstitution beschreibt. Demzufolge kann es keinen Akt der Gutheit ohne das Gutes-Stiftende, das Gutes-Empfangende und das Gutes-Stiften geben.

Im Einklang hiermit hat alles Seiende am Sein Anteil durch die inneren und natürlichen Akte dieser Prinzipien, die in Gott Grundwürden oder

*Latina* vorbereitet.

<sup>15</sup> Darunter sollen auch sämtliche Philosophien der Aktion sowie der deutsche Idealismus und der Personalismus von MOUNIER einbegriffen werden.

<sup>16</sup> LE MYÉSIER stellt fest, daß schon ARISTOTELES behauptete, alle Dinge seien dreifach und teilten sich in drei Dimensionen (vgl. *De Caelo et Mundo*, I, i, 268a 7-15), und daß die Pythagoreer postulierten, allem liege eine dreifache Zusammensetzung zugrunde, nämlich Anfang, Mitte und Ende. Vgl. *Breviculum, Pars dispositiva*, S. 60, Z. 654-665.

Attribute heißen und durch deren Tätigsein alles, was ist, sich entweder im primären oder sekundären Akt befindet.<sup>17</sup>

Über diese allgemeinen Prinzipien hinaus führt Llull noch andere ebenfalls höchst allgemeine und notwendige Prinzipien ein, die ausnahmslos alles Seiende in sich begreifen und ohne welche nichts aktuell sein könnte. So kommt es, daß der Mallorquiner neben dem zuvor erwähnten «Unterschied», der zwischen den Prinzipien und ihren Tätigkeiten besteht, auch auf die «Übereinstimmung» aller Prinzipien untereinander, in ihrem wechselseitigen Einfluß und ihren gegenseitigen Akten hinweist. Ebenso verweist er auf die «Gegensätzlichkeit», die eintritt, sobald die Übereinstimmung zerstört ist; sowie auf den «Anfang», der allem vorausgehen muß, was nicht ewig ist, die «Mitte», durch die der Anfang sein Ende und seine Vollkommenheit erreicht, weshalb auch das Ende ein notwendiges Prinzip sein muß. Llull klassifiziert den Anfang, der auf ein noch nicht erreichtes Ende zielt, als einen geringeren Anfang. Deshalb auch bestehen in den Dingen die Prinzipien des «Größerseins», des «Geringerseins» und der «Gleichheit», ohne welche es weder Ordnung, Frieden oder Ruhe, noch etwas vom Geringeren zum Größeren bewegtes geben könnte, sondern nur Verwirrung und Trennung und folglich Abwesenheit von Erkenntnis und Tätigkeit.<sup>18</sup>

Das System der *Ars* umfaßt damit eine Konstellation aktuell Seiender, die allesamt aus den eben genannten Prinzipien hervorgehen, seien sie nun substanzielle, akzidenzielle oder Vernunftentitäten, instrumentelle, künstliche oder mögliche Entitäten mit ihren jeweiligen immanenten und transzendenten Tätigkeiten, die ihnen zustehen, und alle bestimmt durch die erwähnten Prinzipien.

Dieser erkenntnistheoretische Realismus ist in der Funktionsweise des Mechanismus der *Ars* stets gegenwärtig: Bezeichnung setzt Verstehen voraus, und das Verstehen setzt immer schon das Sein voraus. Mit anderen Worten, das Erkennen hängt vom Gegenstand ab, und das Bezeichnen von der Erkenntnis und vom Erkennen. Es ist unbedingt nötig, daß die Begriffe des Geistes mit Worten ausgesprochen werden, die die innerste Realität des Objektes zum Ausdruck bringen, und natürlich zugleich zu wissen, was wir mit den Worten sagen.

Es folgen die neun Gruppen oder Bereiche, auf die sich jedes menschliche Fragen beziehen kann: Gott, Engel, Himmel, Mensch, die Welt der Phanta-

<sup>17</sup> Vgl. *id.*, *id.*, S. 65, Z. 1070-1074.

<sup>18</sup> Vgl. *id.*, *id.*, S. 66, Z. 1086-1137.

sie, die sensitive Welt, die vegetative Welt, die Welt der Elemente und die des Künstlichen. Diese Bereiche umfassen alle Möglichkeiten des menschlichen Fehlens und Handelns.<sup>19</sup> Schließlich sei noch darauf aufmerksam gemacht, daß sich in bezug auf die in diesen Bereichen enthaltenen Seienden auf neun Arten Fragen stellen lassen: ob es etwas ist, was es ist, woraus es ist, warum es ist, wieviel es ist, wie es beschaffen ist, wo es ist, wann es ist, auf welche Weise und womit es ist. Mit Hilfe dieser Fragen und mit ständigem Bezug auf die Definitionen, Regeln und Bedingungen, wie sie in der *Ars* niedergelegt sind, bietet Llull ein zuverlässiges System zur Unterstützung des menschlichen Denkens.

### Zwei Bemerkungen

Nach dieser kurzen Darlegung der *Ars* sind zwei kleine Bemerkungen am Platz, bevor wir mit der Beschreibung ihrer Funktionsweise fortfahren.

Zunächst muß gesagt werden, daß die *Ars lulliana* keine Logik ist, sondern die Zusammenfassung aller Logiken. Indem nämlich Llull alles Seiende vom Blickwinkel des Seinsaktes aus betrachtet, gelingt es ihm, zur Einheit zu gelangen. Allein diese Perspektive ermöglicht eine transzendente Einheit. Man beachte, daß nicht bloß die körperlichen und metaphysischen Formen Akte sind, auch die Begriffe und Worte sind es. Nun ist jeder Akt, insofern er ein Akt ist, erkennbar und somit logisch. So wird es also neben der Logik der Begriffe eine Logik der Worte sowie eine Logik für jedes körperlich oder metaphysisch Seiende geben. Die eine ist die Logik Gottes, die andere die der Menschen, wieder eine andere die der Tiere usw. Dies folgt aus der Tatsache, daß es verschiedene Stufen der Aktualität im Universum des Seienden gibt. Aristoteles, der der Substanz eine größere Aktualität als den Akzidenzien zuschrieb, war sich dessen bewußt; deshalb legte er die Einheit der Kategorien<sup>20</sup> in einen Akt außerhalb ihrer selbst, nämlich in den Akt des Urteilens. Im Urteil denken wir Subjekt und Prädikat in einem.<sup>21</sup> Im

<sup>19</sup> Vgl. *id.*, *id.*, S. 66-67, Z. 1153-1161.

<sup>20</sup> ARISTOTELES' Kategorien, die das Seiende in Gruppen oder Gattungen klassifizieren, wurden auf der Grundlage der prädikativen Struktur der Sprache entwickelt. Zu diesem Aspekt der aristotelischen Kategorien und zu ihrer Vereinheitlichung vgl. das hervorragende Buch von Jesús de GARAY, *Los sentidos de la forma en Aristóteles*, Pamplona, 1987, S. 101.

<sup>21</sup> In dem Urteil «der Apfel ist grün» ist die Aktualität von «Apfel» größer als die von «grün», obwohl wir sie im Urteil vereinheitlichen. In bestimmter Weise hängt die Wahrheit der Aussage von der Wahrheit des real Seienden ab, die seinem Seinsakt entspringt. Diese reale



Aristotelismus ist es also letztlich das Sein des Denkens, das die Einheit stiftet.

Llull dagegen gelangt zur Einheit alles Seienden, indem er es unter die Perspektive des Seinsaktes stellt, zumal der eigentliche Sinn des Seins dem Akt entspricht. Aristoteles wußte nur allzu gut, daß das Sein des Urteils sich auf einen anderen Sinn von Sein bezieht, einen Sinn, der nicht erkennen läßt, «daß irgendeine Art von Seiendem sich außerhalb des Denkens befinden kann».<sup>22</sup> Deshalb erlaubt es das Sein des Urteils nicht, «die Ursachen und Prinzipien des Seienden als Seiendes zu betrachten».<sup>23</sup> Eben dieses Hindernis überwindet Llull, indem er eine Logik des Aktes konstruiert, die das Seiende ausgehend von seinen Prinzipien betrachtet.<sup>24</sup>

Mit der Situierung der Erkenntnis unter die Perspektive des Aktes und nicht etwa der Tätigkeit bahnt sich Llull einen Weg in Richtung auf eine umfassende Koordinierung und Integration des Wissens, ein einheitsstiftendes Denken der Vielheit, das ihn seit jeher charakterisiert hat.

Alle Wissensbereiche finden in der *Ars lulliana* Platz: Gott, das Leben, die Kunst, der Mensch, die Technik, die Wissenschaft — einfach alles.<sup>25</sup>

---

Wahrheit will der katalanische Philosoph mit den Mechanismen seiner *Ars* aufdecken.

<sup>22</sup> Vgl. *Met.*, VI-4, 1028a 1-2: «Causa enim huius quidem indefinita, illius vero mentis aliqua passio, et utraque circa reliquum genus entis, et non extra ostendunt entem aliquam naturam entis.»

<sup>23</sup> Vgl. *Met.*, XI-8, 1065a 23-24: «Quod autem ut vere ens, et secundum accidens, hoc quidem est in complexione mentis et passio in hac: propter quod circa sic quidem ens, non quaeruntur principia.»; *id.*, VI-4, 1028a 3-4: «Perscrutanda vero sunt ipsius entis causae et principia, in quantum ens.»

<sup>24</sup> Vgl. hierzu Jesús de GARAY, *op. cit.*, S. 150-152 und Thomas von AQUIN, *In Met.*, lib. III, lec. 10, n. 463-465: «Scientia autem est de his, non quia sint unum numero in omnibus, sed quia est unum in multis secundum rationem.»

<sup>25</sup> Ein weiteres Problem wäre die Untersuchung der Kompatibilität der aristotelischen Logik mit LLULLS *Ars*. *Prima vista* scheint es, daß sie nicht kompatibel sind, denn jene sucht die Unterschiede zwischen den Formen, die, sofern mehrere Seiende an ihnen teilhaben, vom Denken im Begriff vereint werden. Diese hingegen ist um die Unterschiede und Bestimmungen der Akte bemüht, die sich von den Unterschieden zwischen den Ideen unterscheiden. Die Ideen sind die gedachten Formen und erscheinen stets gleich. Die Unterschiede, die sich in der extramentalen Wirklichkeit finden lassen, sind Unterschiede zwischen Bewegungen und Akten. Folglich fallen beide nicht zusammen. Man hat LLULL des Avicbronismus beschuldigt und ihm vorgeworfen, er identifiziere die reale Zusammensetzung des Seienden mit der Zusammensetzung der Ideen, mit deren Hilfe wir dieses erkennen. Man muß dabei allerdings beachten, daß diese Kritik nur aus einer aristotelischen Haltung heraus Sinn macht, die LLULLS *Ars* für sich vereinnahmen will.

In ihrem Bemühen, vom Seinsakt aus die Vereinigung zu vollziehen, muß sich die *Ars* auf die *intentiones primae* bzw. auf die geistigen Zeichen der äußeren Realität stützen und ist schließlich gleichermaßen Logik und Metaphysik. Llull bestätigt dies in der *Introductoria Artis demonstrativae*<sup>26</sup> folgendermaßen:

Die Metaphysik betrachtet die Dinge außerhalb der Seele unter der Rücksicht ihres Seins. Die Logik hingegen betrachtet diese Dinge hinsichtlich ihres Seins, das sie in der Seele haben, denn sie handelt von bestimmten Intentionen, die wir von den intelligiblen Dingen erhalten, etwa von der Art, der Gattung u.ä., und auch von jenen anderen, die in Vernunftakten, wie etwa dem Syllogismus, der Folgerung u.ä., bestehen. Diese *Ars* hingegen als die höchste der menschlichen Wissenschaften betrachtet das Sein unabhängig davon auf beide Weisen.<sup>27</sup>

Die *Ars* ist somit eine Logik der Logiken, eine Logik vorwiegend der Akte, ein *Logos*, der das ganze Sein umschließt, da das Sein, eben weil es Akt ist, erkennbar ist.<sup>28</sup>

---

LLULL selbst war nicht um die Kompatibilität seiner *Ars* mit der aristotelischen Logik besorgt, denn er war überzeugt, daß seine *Ars* diese übertreffe und bessere Resultate erziele. Alles deutet darauf hin, daß die *Ars* ARISTOTELES' Logik einschließt.

<sup>26</sup> Vgl. *MOG* III, ii, 1 (55), zitiert nach J. M. RUIZ SIMON, «Quomodo est haec ars inventiva» (L'art de Llull i la dialèctica escolàstica), in: *Studia Lulliana*, 33 (1993), S. 77-98.

<sup>27</sup> «Metaphysica enim considerat res, quae sunt extra animam, prout conveniunt in ratione entis: Logica autem considerat res secundum esse, quod habent in anima, quia tractat de quibusdam intentionibus, quae consequuntur esse rerum intelligibilium, scilicet de genere, specie & talibus, & de iis, quae consistunt in actu rationes, scilicet de syllogismo, consequentia & talibus; sed haec Ars tanquam suprema omnium humanarum Scientiarum indifferentem respicit ens secundum istum modum & secundum illum.» *Introductoria Artis demonstrativae*, *MOG* III, ii, 1 (55), zitiert nach RUIZ SIMON, *op. cit.*, S. 95.

<sup>28</sup> Der Akt ist nicht Form, vielmehr ist die Form kraft des Aktes Form. Die Formen, die sich im Seienden befinden, konstituieren die Bestimmungen, die im Seienden gegenwärtig sind. Sie sind erkennbar, weil der Akt, der sie konstituiert, es ebenfalls ist: «El ser es lo innombrable, lo inconceptualizable; pero no porque sea irracional, sino porque el nombre o la idea no son lo único inteligible. La lógica de las palabras o la lógica de ideas no son las únicas lógicas. La lógica de los actos humanos, p. ej., no es lógica de nombres ni de ideas, pero es lógica. El ser no es actividad informal e indiferenciada. Todo acto posee una forma, en tanto que está internamente diferenciado. El acto de ver no es el acto de pensar, aunque ambos sean acto. Hay que rechazar la visión imaginativa del acto que lo supone como una energía absolutamente indeterminada que puede recibir formas diversas. Los actos, por el contrario, se diferencian. Lo pensado posee una unidad aun cuando las ideas o las proposiciones sean distintas; lo mismo pasa con las palabras: pues bien, también el mundo del acto (esto es, el mundo real) está diferenciado: lo que sucede es que sus diferencias no

Darüber hinaus muß darauf hingewiesen werden, daß der Mechanismus der *Ars* zugleich inventiv und beweisend ist. So lautete denn auch der erste Titel der *Ars*: *Ars compendiosa inveniendi veritatem* (ca. 1274), wobei eine Logik zu jener Zeit als inventiv galt, wenn sie auf der *Topik* des Aristoteles gründete, d.h. eine Probabilitätslogik war mit wahrscheinlichen und nicht beweisenden Argumenten.<sup>29</sup> Der *Logos*, von dem wir zuvor sprachen, ist folglich die Vereinigung einer Dialektik. Die Methode der *Ars* ist in der Tat dialektisch, denn sie lehrt, Fragen zu entwickeln, und diese dann durch die Entdeckung verschiedener zusammengesetzter Behauptungen — den *consequentiae materiales bonae simpliciter* — zu lösen, unter denen der Benutzer der *Ars* gemäß den Schlußregeln der Aussagenlogik eine auswählen muß. Gleichwohl gründet die *Ars*, wie bereits erwähnt, auf den ersten Intentionen — den *intentiones primae* —, und gerade hierin besteht der signifikanteste Unterschied zwischen ihr und der *Topik*.

Die *Ars* ermöglicht eine Analyse des Seienden ausgehend von seinen Prinzipien. Die Materie ihrer Argumente bilden dabei die Grundwürden Gottes bzw. die verschiedenen Ebenen ihrer Kombinationen in den Geschöpfen, so daß die *Ars* alle Inhalte des Denkens umfaßt, sogar die Glaubensfragen.<sup>30</sup> Die Form, mit der diese Materie bearbeitet wird, liefert die zweite Gruppe der Prinzipien — Unterschied, Übereinstimmung, Gegensätzlichkeit, Anfang, Mitte, Ziel und Gleichheit, Größersein, Geringersein —, welche als Bedingungen der Wahrheit fungieren. Die Methode ist somit dialektisch. Weil darüber hinaus die gesamte *Ars* im Seinsakt des Realen konvergiert, endet sie nicht, wie die des Aristoteles, bei den Beziehungen zwischen den Prädikabilien — Art, Gattung, Akzidenzien und Eigenschaften —, sondern reicht bis zu den ersten Intentionen, den *intentiones primae*.

Zwei wichtige Konsequenzen leiten sich hiervon ab: Zum einen sind die Aussagen, die der Benutzer der *Ars* ableiten kann, unendlich. In diesem Sinne sagt der Mallorquiner: «So können wir also mittels dieser *Ars* unendlich viele

son como las diferencias entre las ideas o entre las palabras.» Jesús de GARAY, *op. cit.*, S. 150.

<sup>29</sup> ARISTOTELES legt seine beweisende Logik in seiner *Analytik* dar, genauer in der *Ersten* und *Zweiten Analytik*.

<sup>30</sup> Die *Ars* erlaubt es auch, sich Fragen des Glaubens zu nähern, wenn ihr Benutzer dies wünscht. Dabei werden sie stets mit inhaltlichen, niemals aber mit Autoritätsargumenten diskutiert. Einer der originellsten Züge LLULLS besteht gerade im Fehlen jeglicher Autoritätsargumente, selbst solcher aus der Heiligen Schrift. Vgl. hierzu Anthony BONNER, «A "arte" luliana como autoridade alternativa», in: *Veritas*, v. 41, 163 (1996), S. 457-472.

Beziehungen finden und im Einklang mit ihnen verschiedene Aussagen bilden.»<sup>31</sup>

Zum anderen muß festgestellt werden, daß die mit Hilfe der *Ars* entdeckten Beziehungen reale Beziehungen zwischen existierenden Dingen sind und daß sie somit den Schlüssen reale Wahrheit verleihen, was für die *Topoi* des Aristoteles nicht gilt, weil diese auf den zweiten Intentionen — den *intentiones secundae* — basieren und sich somit auf nicht notwendige Dinge beziehen, die unter sich keine reale Beziehung haben müssen. Da die Lullische *Topik* von ersten Intentionen handelt, besitzt sie einen höheren epistemologischen Rang; ihre Argumente sind notwendig und folglich beweisend.

#### Die *demonstratio per aequiparantiam*

In seinen ersten Fassungen der *Ars* untermauerte Llull seine dialektischen Argumente mit Analogien aus der zeitgenössischen Physik — den Beispielen, *semblances* oder *exemplia*. Jedoch in dem Maße, wie er sich der Beweiskraft seiner Dialektik bewußt wurde, gab er diese Technik auf, denn er wußte, daß die Akte im Bereich der Körperwelt nur Abbilder der metaphysischen sind. Die Analogie erzeugt keine Gewißheit. Ganz anders seine *Ars*, denn sie untersucht die Akte auf der Grundlage ihrer Prinzipien. Deshalb behält Llull die klassischen Beweise, die *demonstratio propter quid* und *quia*, bei und entwickelt neben diesen seine bekannte *demonstratio per aequiparantiam*. Diese war in seinen Augen die beweiskräftigste, denn sie beruhte auf Kongruenzargumenten, welche auf den für die Realität konstitutiven Prinzipien basieren. Demgegenüber sind die Ausgangsprinzipien der beiden aristotelischen Beweisarten die universalen Begriffe des Erkennens aus der Ursache im ersten und aus der Wirkung im zweiten Fall.

Schon Le Myésier behauptete, daß es in jedem Beweis ein Beweismittel und das Beweisbare geben müsse. Beide können die gleichen oder aber verschiedene Erkenntnisbedingungen haben, d.h., die gleiche oder eine verschiedene Aktualität besitzen. Haben sie ein verschiedene Aktualität, kann man das Höhere durch das Geringere oder das Geringere durch das Höhere erkennen. Im ersten Fall liegt die *demonstratio quia*, im zweiten diejenige *propter quid* vor.

<sup>31</sup> «Igitur per hanc Artem possumus invenire infinitas habitudines, & secundum eas formare diversas propositiones.», *Introductoria Artis demonstrative*, MOG III, ii, 33 (87), zitiert nach RUIZ SIMON, *op. cit.*, S. 85.

Wenn das Beweismittel und das zu Beweisende die gleiche Aktualität besitzen, tritt der Fall der *demonstratio per aequiparantiam* ein. Seit Aristoteles ist es bekannt, daß unsere Vernunft erkennt, indem sie gestaltet und gestaltend erkennt. Wenn nun die Form dem Akt, der sie erreicht, entspricht, so kann es keinen Irrtum geben. Kommt es zu einem Überschuß an Form wegen der Unzulänglichkeit des Aktes, so erscheint die Inkongruenz, der Irrtum.<sup>32</sup> Dies ist der Beweis *per aequiparantiam* Llulls, dem ein höherer Stellenwert als den Beweisen des Aristoteles zukommt, sofern diese Sonderfälle oder Seitenwege des llullischen Beweises darstellen.<sup>33</sup>

#### Die Funktionsweise der *Ars lulliana*

Nachdem die *Ars* im Jahre 1308 in ihrer endgültigen Version, der *Ars generalis et ultima*, vollendet war, verfaßte Llull eine Reihe kleinerer Werke, in denen er sich mit der Anwendung der *Ars* beschäftigte. Besonders zu erwähnen sind unter ihnen das *Liber de lumine*, das *Liber de regionibus sanitatis et infirmitatis*, die *Ars de iure*, das *Liber de intellectu*, das *Liber de voluntate* und das *Liber de memoria*. In seiner *Lectura Artis, quae intitulata est brevis practica tabulae generalis*<sup>34</sup> schließlich demonstriert er, wie das von ihm entwickelte System der *Ars* sich auf alle Bereiche des Wissens anwenden läßt.<sup>35</sup>

Als Beispiel möge die Untersuchung des Erkennens dienen, die Llull im *Liber de intellectu* durchführt. Im ersten Abschnitt führt er die begrifflichen Werkzeuge ein, welche der Benutzer der *Ars* handhaben muß. Er beginnt mit einer Beschreibung von neun Gruppen von Kombinationen der allgemeinsten Seinsprinzipien, die die Vernunft konstituieren. Daraufhin legt er die Bedingungen dar, die aus dem Vergleich dieser Gruppen untereinander

<sup>32</sup> L. POLO erklärt, daß sich in der Erkenntnistheorie nachweisbar alle Fehler auf Inkongruenzen zurückführen lassen, dabei versteht er unter kongruent «al acto que no es menos que la forma por él alcanzada».

<sup>33</sup> Obwohl LLULL die *demonstratio per aequiparantiam* explizit bei der Behandlung der Dreifaltigkeit verwendet, glauben wir, daß sie LLULLS ganzes Werk durchzieht, zumal sie die Grundlage aller Konvenienzbeweise bildet.

<sup>34</sup> Die kritische Edition dieser Werke ist erschienen im Bd. XX der *Raimundi Lulli Opera Latina*, in der Reihe *Corpus Christianorum. Continuatio Mediaevalis*, Bd. CXIII, Turnhout, 1995.

<sup>35</sup> Es war dieser LLULL der letzten Phase, der Nikolaus von KUES so sehr begeisterte, daß er über 80 Bücher des Mallorquiners in seiner Bibliothek gesammelt hatte.

hervorgehen. Es erscheinen zunächst die Bedingungen, die der Wille und das Erinnerungsvermögen dem Erkennen auferlegen, gefolgt von der in ihrer Natur verankerten Bedingung, stets zu forschen. Weitere Bedingungen der Erkenntnisakte sind gegeben durch die Notwendigkeit, auch die implizierten Eigenschaften ihrer Gegenstände auf eine Erklärung durch die Prinzipien zurückzuführen, so etwa die Wirk- und Formursache auf den Anfang und das Ziel, die Sünde auf die Privation, das Nichts auf das Geringersein, die Bosheit auf das Gegenteil der Gutheit, die Kleinheit auf das Gegenteil der Größe, Gott auf die Ewigkeit, das Licht auf die Weisheit usw.

Die *Ars* funktioniert nicht allein, sondern ist lediglich eine Hilfe für den Benutzer, der selbst die Fragen formulieren und lösen muß. Es ist somit unerlässlich, die Definitionen der Prinzipien zu lernen. Hat der Benutzer der *Ars* diese gelernt, so verfügt er außerdem noch über zehn Regeln, welche sämtliche möglichen Zweifel zusammenfassen, nämlich ob etwas ist, was es ist, woraus es ist, warum es ist, wieviel es ist, wie es beschaffen ist, wo es ist, wann es ist, auf welche Art und Weise und womit es ist. Einige dieser Fragen können diverse Unterarten besitzen. So kann z.B. die Frage «Woraus ist die Vernunft?» zwei verschiedene Bedeutungen haben. Auf die erste Unterart wird man antworten, daß sie von nichts anderem herkommt. Die zweite bezieht sich auf die Konstituierung durch ihre gleichwesentlichen Prinzipien — die Korrelativa —, und darauf wird man antworten, daß die Vernunft konstituiert wird durch das Erkenntnisvermögen, das Erkennbare und das Erkennen.

Im zweiten Abschnitt kombiniert Llull jeweils unter Beachtung ihrer Definitionen vier Prinzipien, wobei sie stets zwei verschiedenen Gruppen angehören. Auf diese Weise bildet er die allgemeinsten und notwendigen Aussagen, auf welche er dann die Regeln bzw. Fragen anwendet. So bildet er z.B. durch die Kombination aus der ersten und vierten Gruppe die folgende Aussage:

Wenn die Gutheit dasjenige ist, aufgrund dessen das Gute gut handelt, und der Wille dasjenige, aufgrund dessen ein solches Handeln wünschenswert ist, und Handeln ohne Unterscheiden unmöglich ist und auch der gute Wille ohne ein solches Handeln nicht zur Ruhe käme, so folgt daraus, daß das Gute das gewünschte Gut erwirkt, sofern es nicht verhindert wird. Und die Vernunft ist mit Notwendigkeit dazu gezwungen, dies zu verstehen, und etwas anderes als dies kann sie nicht verstehen.<sup>36</sup>

<sup>36</sup> *Liber de intellectu*, II, i, S. 200, Z. 44-50.

Diese und weitere ähnliche Schlüsse müssen den zehn Charakteristika der Vernunft gegenübergestellt werden: Die Vernunft ist ein diffusives Vermögen, denn sie vervielfältigt ihr eigenes Bild, indem sie die Dinge erkennbar macht; sie ist zusammensetzend, denn sie setzt Art mit Art zusammen; sie ist verursachend, weil sie die Arten bildet; sie disponiert, weil sie den Willen disponiert zu lieben und die Erinnerung zu erinnern usw. Durch die Verbindung der Schlüsse mit den spezifischen Eigenschaften der Vernunft und den Prinzipien ist der Benutzer der *Ars* bereits in der Lage, die zehn Regeln bzw. Fragen zur Anwendung zu bringen und damit unzählige darin vorhandene Aussagen zu generieren. Jene Aussagen, die die Schlüsse und die spezifischen Eigenschaften beachten, müssen als wahr angenommen werden, alle anderen sind zu eliminieren.

Die Anwendung der Regeln wird ausführlich und sehr detailliert beschrieben, da sie alle Begebenheiten der Vernunft berücksichtigt. So stellt Llull z.B. heraus, daß man bei der Frage nach der «Möglichkeit» des Erkenntnisaktes stets die Größe des Verstehensaktes im Hinblick auf die größere Verständlichkeit, die größere Erinnerung und die größere Liebe des Willens analysieren muß. Dasselbe sagt er für die Wahrheit des Aktes sowie in bezug auf die anderen Prinzipien. Darüber hinaus lassen sich auch die Fragen miteinander kombinieren, so daß schließlich eine gewaltige Zahl an möglichen Wegen zur Lösung der unterschiedlichsten Fragen führt. Einige dieser Fragen sind: «In welche Verfassung bringt sich die Vernunft, um das Wahre und das Falsche zu erkennen?», «Warum ist die Vernunft formal?», «Sind der Wille und die Erinnerung der Vernunft unterworfen?», «Warum erreicht die Vernunft Gott?». So werden im Schlußteil des *Liber de intellectu* etwa 275 Fragen behandelt und gelöst.

Die Komplexität der *Ars lulliana* kann nicht verwundern. In seinem Bemühen, die Unterschiede des Seins im Bereich des Realen selbst zu erfassen, bescheidet sich Llull nicht damit, die konzeptionellen Unterschiede und begrifflichen Ordnungen des gedachten Seins wahrzunehmen, worauf sich die aristotelische Logik letztlich reduziert. Mit anderen Worten, obwohl die aristotelische Logik und Llulls *Ars* in einer ähnlichen Psychologie<sup>37</sup>

<sup>37</sup> In der aristotelisch-thomistischen Logik erhebt uns bereits die Anschauung auf die Stufe des Seins. Durch die Abstraktion erhalten wir das Wesen, das wir in dem uns bekannten Seienden verwirklicht finden. Daraufhin schreiben wir ihm durch zahlreiche Urteile verschiedene formale Eigenschaften zu. LLULL behält dieses Prinzip — Abstraktion von der intelligiblen Spezies, Aktivität des *intellectus agens* usw. — bei, zugleich versucht er jedoch, direkt den Seinsakt des Seienden einzuholen, und zwar mit Hilfe einer detaillierten Untersuchung der Übereinstimmung der Prinzipien des Aktes.

gründen, versucht letzterer, sich immer mehr dem realen Sein mit Hilfe der Prinzipien und der Ursachen seines Aktes — den Korrelativa des Aktes — zu nähern.<sup>38</sup>

#### Immanenz und Transzendenz in Llulls *Ars*

An diesem Punkt der Untersuchung der *Ars lulliana* angelangt, ist es an der Zeit, in das verwickelte Problem der Beziehung zwischen Sein und Denken vorzudringen. Da die *Ars* eine Universallogik bildet, die auf dem Seinsakt des Seienden basiert, bildet die in diesem Akt implizierte Bewegung ein wichtiges Problem. Grundet das Denken in Llulls *Ars* sich auf das Sein, oder ist es umgekehrt das Sein, das sein Fundament im Denken hat, wie es alle Spielarten des Immanentismus behaupten?

Um auf diese Überlegung zu antworten, scheint es nützlich, daran zu erinnern, daß die zentrale These des Immanentismus nicht nur wie schon Parmenides Sein und Denken miteinander identifiziert, sondern darüber hinaus von einem leeren Denken ausgeht. Der Eleate war sich der Unmöglichkeit eines Denkens ohne Objekt in vollem Umfang bewußt. Gleichwohl schloß er aufgrund der Schwierigkeit, die ihm die Annahme der realen Möglichkeit bereitete, daß das aktuelle Sein entweder aktuell oder aber gar nicht sei. Als Folge dieses Schlusses richtete er seine Aufmerksamkeit nunmehr auf die Tätigkeit des Denkens und nahm dem gedachten Objekt zugleich seine Bedeutung, womit er dem späteren Immanentismus den Weg bahnte.

Mit Descartes wird diese Identifizierung von Denken und Sein ihren Kern, der eventuell eine Lösung des Problems der Beziehung von Denken und Sein ermöglicht hätte, verlieren, weil der cartesische Immanentismus in einem inhaltsleeren Denken gründet. Damit wurde zum ersten Mal ein Akt des Denkens ohne irgendeinen Gegenstand gedacht, und diese Haltung führte

<sup>38</sup> Ich zitiere wieder Jesús de GARAY: «Las diferencias del logos son insolubles del ser como acto. No cabe pensar — aunque sí imaginar — un ser enteramente indiferenciado. El ser de lo real en cuanto real no es el género máximamente indeterminado carente de formalidad. De acuerdo: el ser no es una determinación más, sino algo que trasciende las determinaciones; pero tal determinación no comporta ausencia de diferencias. Si ser no es "algo", ser no es nada. Hay que ser sin embargo prudente con la interpretación del "algo": "algo" aquí no es sólo una palabra o idea, sino también, y ante todo movimiento y actividad: por eso, las diferencias de la realidad no son tampoco primariamente diferencias de palabras o de ideas, sino en primer lugar de movimientos y actividades.» Jesús de GARAY, *op. cit.*, S. 151, s.o. FN 25.

zunächst mit einiger Notwendigkeit zu der Behauptung, das Sein sei vom Denken gesetzt, und schließlich sogar dazu, daß nichts einen Wert besitze, — was durchaus kohärent erscheint, da man doch vom Nichts ausgegangen war.

Ganz anders die llullische Metaphysik. Für Llull ist das Denken immer im Sein aufgehoben und hat stets einen Inhalt. Das Denken ist die eigentümliche Tätigkeit des vernunftbegabten Wesens. An dieser Stelle sei erneut daran erinnert, daß nach Llull nichts aktuell wäre, wenn nicht durch die Akte der allgemeinsten Prinzipien; und eben diesen Weg der Prinzipien verfolgt Llulls Untersuchung. Was die Dinge wirklich sind und welchen Wert sie haben, wird durch ihre konstitutiven Prinzipien bestimmt, wie die *Ars* darlegt. Wir erkennen den Wert der Seienden durch einen Akt, in dem Maße wie wir ihre Beziehungen zum Ganzen entdecken, insbesondere mit den personalen Wesen, an erster Stelle Gott, in dem die Prinzipien unendlich aktuell sind und mit seinem Wesen selbst zusammenfallen.<sup>39</sup> Folglich ist alles aktuell, und das Denken selbst ist ein Akt. Llulls Metaphysik ist eine Metaphysik der Akte und der Mitaktualitäten. Da nun auch das menschliche Denken für Llull ein Akt ist, nämlich der Akt eines vernunftbegabten Wesens, wird es dem konkreten Seienden stets unterstützend beigeordnet sein.

In den verschiedenen historischen Ausprägungen des Immanentismus ist das *verum* das Fundament des *ens*, während im Realismus das *ens* das *verum* und das *bonum* begründet. Was sagt Llull hierzu? Im Sommer des Jahres 1300 vollendete der katalanische Philosoph in seiner mallorquinischen Heimat die *Principia philosophiae*,<sup>40</sup> welche die Darlegung aller philosophischen Prinzi-

<sup>39</sup> «Lo que *vale* en las criaturas o fuera de ellas no tiene nada que ver con la psicología. Porque valor no es *valorar*. El juicio o la inteligencia *valoran*; pero esta palabra es análogica, porque lo que realmente hace el juicio es *estimar*. Pero el *valor* en sí mismo es una perfección divina en sentido luliano. De aquí que una cosa *vale*, prescindiendo de que se le reconozca o no este *valor*, porque en cada ser urgen las ordenaciones eternas, que no pueden dejar de estar en concordancia con las perfecciones divinas. De aquí que cuando el bienaventurado maestro aprecia el valor esencial de las Emperatrices divinas en el seno de la Divinidad y en sus *semejanzas*, no trata de motivos psicológicos, sino que designa, con un sentido realista, unas formas determinadas e inconfundibles de realidad. Así, dice: "Divina Bondad y creada bondad participan en semejanza", "Cuanto vale, vale en Dios". Y "los valores valen más en sí mismos que fuera"; "toda belleza vale más dentro que fuera.", Francisco SUREDA BLANES, «La simbología en el pensamiento filosófico luliano», in: *Revista de Teología*, III (1944), Nr. 10-11, S. 499. LLULL hat als erster den Begriff «Wert» in unserem heutigen Sinn verwandt. Zur Frage des Wertes bei LLULL vgl. P. Erhardus W. PLATZECK, «De valore ad mentem Beati Raimundi Lulli», in: *Antonianum*, XXX (1955), Fasc. 2, S. 151-184.

<sup>40</sup> LLULL wollte mit dieser Arbeit die Übereinstimmung von Philosophie und Theologie

pien, die sich mit der *Ars* herleiten lassen, zum Ziel hatte. Seine wie gewöhnlich sehr systematische Untersuchung besteht in einer ausführlichen Analyse des Seienden. Er beginnt mit einer Überlegung zum Seienden als Seiendes und erhält mit Hilfe der *Ars* unzählige wahre und notwendige Schlüsse. In der Folge untersucht er das Seiende mittels binärer Oppositionen des Typs Seiendes/Nicht-Seiendes, möglich/unmöglich, wahr/falsch usw. Der Realismus der Argumente ist offensichtlich. Nicht bloß implizit, sondern auch explizit. Wenn er z.B. nach der Möglichkeit fragt, daß ein Nicht-Seiendes auf irgendeine Weise ein real Seiendes sei, antwortet er sogleich mit nein, da kein Nicht-Seiendes außerhalb des Denkens Seiendes ist, da das Nicht-Seiende, das sich im Denken befindet, nur ein Abbild des real Seienden ist. Er behauptet damit eindeutig die Realität des extramentalen Seins und versteht das Nicht-Seiende als allein durch das Denken konstruiert.<sup>41</sup>

Auf jeden Fall gilt es, den grundlegenden Realismus der *Ars* richtig zu verstehen. Die *Ars* ist eine Methode der Annäherung an die Akte, die das Seiende begründen und die, weil sie Akte sind, erkennbar sind. Unter «erkennbar» darf dabei nicht bloß «begrifflich faßbar» verstanden werden. Unser Denken kann die Akte des Seienden erreichen, wiewohl es sie nicht besitzt. Das Denken bemächtigt sich lediglich der Formen, durch die der Akt sich stets manifestiert. Aber diese gedachten Formen befinden sich im Denken aufgrund seines eigenen Erkenntnisaktes: Das Sein des Gedachten, sofern es gedacht wird, ist das Sein des Denkens. Das Seiende zu erkennen, reduziert sich jedoch nicht darauf, seine Formen zu erkennen, vielmehr ist es auch nötig, sein Sein zu erkennen, und hierauf richtet sich die *Ars*. Aber halten wir daran fest: das Sein ist nicht begrifflich faßbar. Die Formen umfassen das Seiende, aber sie umfassen nicht das Sein. Trotzdem erhält das Seiende seine Identität nicht von den Formen, sondern vom Sein. Llull weiß dies und weiß zugleich, daß der Mechanismus der *Ars* sich dieser Seinsidentität nur nähern kann, ohne sie jemals in ihrem ganzen Reichtum einzuholen, denn das Sein des konkret Seienden ist Aktivität. Gleichwohl kennen wir das

verteidigen. Vgl. *Principia philosophiae, Raimundi Lulli Opera Latina* XIX, op. 86, Einleitung von Fernando DOMÍNGUEZ REBOIRAS, Turnhout, 1993, S. 5.

<sup>41</sup> «Utrum aliquod non ens possit esse per aliquem modum ens reale? Resp. Si non ens est in anima similitudo entis realis, omne ens, quod est extra animam, est ens reale. — Supposito, quod non esset intellectus: utrum non ens foret possibile? Resp. Si extra intellectum nullum non ens est ens, solus intellectus facit non ens.», *Principia philosophiae*, S. 161-2 und S. 241. Der Primat des Realen über das ideelle Seiende — das im Denken erzeugte Nicht-Seiende —, der aus diesen Zeilen spricht, setzt den mallorquinischen Philosophen in direkten Gegensatz zu Hegel, für den das Sein als Idee absolute Priorität hatte.

Sein des konkret Seienden durch eine höhere Erkenntnisform als die der Erkenntnis von Gegenständen.

Man muß also sagen, daß die gedachten Formen, indem sie den aktiven Charakter des Seins verbergen, dem Denken Begrenzungen auferlegen. Vor diesem Hintergrund erscheint die *Ars* als Hilfsmittel des Denkens, um sich der realen Wahrheit des konkret Seienden über seine Akte zu nähern.

Llulls *Ars* stellt mithin ein effizientes Werkzeug dar, mit dessen Hilfe man in den Akt des konkret Seienden vordringen kann. Wie soeben gezeigt, setzt der Mechanismus der *Ars* die Realität voraus und geht stets vom Realen aus. Dennoch haben einige Autoren<sup>42</sup> in Llulls «Figur des Seienden» und in der *Ars* ein dem Idealismus nahestehendes System erblicken wollen, womit sie aus einer Perspektive, die Llulls Absichten fremd bleibt, sein wahres Denken stark verzerren. Falsch scheint auch eine Interpretation, die die allgemeinsten Prinzipien zu apriorischen Begriffen des Denkens macht, mit denen wir nach Art der kantischen transzendentalen Analytik die Gegenstände denken. Es kann nur wiederholt werden, daß Llull stets vom konkreten wirklichen Sein ausgeht. Und wenn er vom Realen ausgeht, so wird er notwendig auch bei einem solchen ankommen. Die llullsche Metaphysik ist mithin kein Ontologismus, der die Dinge in Gott schaut, im Gegenteil, sie gelangt über die Dinge zu Gott.

#### Noch einmal der *Arbor scientiae*

Vielleicht dient es am besten der Unterstützung der aufgestellten Behauptung, Llulls Beweis der Existenz eines einzigen Gottes im *Arbor scientiae* vorzustellen. Seine Argumente veranschaulichen die Funktionsweise der für den Akt konstitutiven allgemeinen Prinzipien, auf die sich Llull immer wieder bezieht. An erster Stelle der Ausgangspunkt vom Realen:

Es existiert die reale und endliche Gutheit. Folglich muß es eine Gutheit geben, die durch sich selbst existiert. Und diese Gutheit besitzt den höchsten Rang, da keine andere Gutheit derselben Gattung über ihr existiert und weil sie alle anderen Gutheiten bewirkt, die nicht durch sich selbst sind.

<sup>42</sup> Eusebi COLOMER behauptet, daß «pocos sistemas medievales se han acercado tanto como el de Llull al ideal platónico y hegeliano de una lógica que sea a la vez ontología». Vgl. *Miscellanea Mediaevalia*, Bd. 2, Berlin 1963, S. 582-588, hier S. 582., zitiert nach Fernando DOMÍNGUEZ REBOIRAS, *Raimundi Lulli Opera Latina* XIX, Turnhout, 1993, Einleitung zu *Principia philosophiae*, S. 14, A. 25.

Auf diese Weise gelangt Llull in einem einzigen Schritt von der unvollkommenen Gutheit, jener, die nicht durch sich selbst sein kann, zur Realität einer vollendeten Gutheit, die durch sich selbst existiert.

Es ist offensichtlich, daß Llull die Existenz Gottes nicht aus dessen Essenz herleitet, so als sei jene nur eine weitere, notwendige und seinem Wesen angemessene Vervollkommnung, wie man es bei den Ontologisten und den immanentistischen Rationalisten findet. Llull macht sich hier vielmehr ein Verfahren Avicennas<sup>43</sup> zu eigen, das von der begrenzten Vollkommenheit direkt zu ihrer Ursache führt und auf folgendem Prinzip beruht: Jede wesenhafte Vollkommenheit oder Eigenschaft, die in nur geringem Maße oder in defizienter Ausprägung vorliegt, d.h. nicht in ihrem vollen Umfang verwirklicht ist, wird notwendigerweise *ab extrinseco* von etwas anderem verursacht, als diese Vollkommenheit durch sich selbst ist.<sup>44</sup> Deshalb also muß es, «eine Gutheit geben, die durch sich selbst ist». Llull beweist daraufhin die Unmöglichkeit der Nichtexistenz dieser obersten Gutheit:

Gäbe es eine solche Gutheit von höchstem Rang nicht, so würde immer noch ihr Gegenteil existieren; und ohne sie sind alle anderen Gutheiten unvollkommen. Weil dies aber unmöglich ist, ist die höchste Gutheit wirklich.

Und schließlich erklärt er:

Der Grund hierfür liegt im besten Seienden selbst, das das Beste hervorbringt. Ohne dieses wäre die Gutheit nicht die größte, noch würde sie den höchsten Rang beibehalten.<sup>45</sup>

<sup>43</sup> Thomas von AQUIN verwendet zum Beweis der Existenz Gottes über das platonische Verfahren (die Vielheit wird durch die Einheit verursacht) und das aristotelische (eine Vollkommenheit ist in verschiedenen Stufen hinsichtlich eines Höchsten verwirklicht) hinaus den vierten Weg. Vgl. Francisco P. MUÑIZ, «La "cuarta vía" de Santo Tomás para demostrar la existencia de Dios», in: *Revista de Filosofía*, 10-11 (1944), S. 417-422.

<sup>44</sup> Vgl. Esteve JAULENT, «A demonstração por equiparação de Raimundo Lúlio (Ramon Llull)», in: *Lógica e Linguagem na Idade Média*, org. Luis A. De BONI, Rio Grande do Sul, 1995, S. 157-158.

<sup>45</sup> Vgl. «Bonitas est. Et quaedam bonitas est propter se ipsam. Et talis bonitas est in superlativo gradu, eo quod non habet aliquid, quod sit de suo genere, supra se, et quia etiam perficit omnes alias bonitates, quarum nulla propter se ipsam est. Et si talis bonitas non est, suum oppositum est; et ipsa privata, omnes aliae bonitates sunt imperfectae. Et quia hoc est impossibile, idcirco ipsa summa bonitas est. Quae est ratio ipsi enti optimo, quod producat optimum. Aliter ipsa bonitas non esset summa et in superlativo gradu permanens.» *Metaphysica nova et compendiosa*, III dist., *Raimundi Lulli Opera Latina* VI, op. 156, S. 11.

Es ist somit das beste Sein, das Sein durch sich selbst, das es uns erlaubt, den Sprung von der unvollkommenen zur vollkommenen Gutheit zu wagen.

In diesem Argument offenbart sich auch die These von der Gutheit des Seins, die Llulls gesamtes Werk durchzieht. Man betrachte die folgenden Worte des Mallorquiners:

Si Déus és, lo seu ésser és bo e gran e eternal [...] Si Déus és, veritat està en major realitat de bonea, granea e eternitat [...] La bonea de Déu cové que sia gran e tan gran que no pusca ésser major; car si podia ésser major, seria gran en potència e poca en actu.»<sup>46</sup>

Man beachte, daß dieses Argument auf dem Einklang der Prinzipien miteinander aufbaut. Auf ähnliche Weise wird Llull unter Zuhilfenahme der Gutheit Gottes dessen Einheit und Insichruhen in seiner einfachen Vollendung beweisen.<sup>47</sup>

Nachdem er gezeigt hat, daß Gottes Gutheit so groß ist, «que no pusca ésser major; car si podia ésser major, seria gran en potència e poca en actu», fährt er damit fort, daß diese

poquea sería contra granea e contra la bonea e contre les altres formes la qual contrarietat es impossible. Es, doncs, la bonea de Déu tan gran que no pot ésser major, e la major bonea que pot ésser és esser una qui sia Deu, enexí que altre deu no haja altra bonea, per ço que la bonea sia infinida en granea, la infinitat de la qual es que sia una e no moltes.

Si eren molts deus, no poria bastar un per sí meteix a ésser fi de les sues formes, axí com la bonea dun deu, qui no poria haver repòs en la sua granea, qui sería terminada e fenida en ço que sería altra granea qui sería deu altre; açò meteix de la granea qui no poria haver repòs en bonea, pus que fos altra bonea qui fos deu, e axí negún deu no hauria la sua fi a sí meteix ni en altre, car si lavia en altre no sería deus. Serien, doncs, les formes de cascún dey buydes de fi, lo qual buydament es impossible. Es, doncs, un Deu e no molts, en lo qual cascuna de ses formes han repòs estant en el·lascuna de les sues formes infinida e ell infinit e complit sens defalliment.»<sup>48</sup>

Man beachte, daß Llull verschiedene Formen in Gott unterscheidet, obwohl er allenthalben behauptet, Gott sei reiner Seinsakt. Der Grund hierfür liegt

<sup>46</sup> *Arbre de Ciència*, De les flors del Arbre apostolical, 1 und 2, *Obres de Ramon Llull*, XII, S. 42f. und S. 47, zitiert nach Francesc CANALS VIDAL, «La demostración de la Trinidad en Ramon Llull», in: *Estudios Lulianos*, 25 (1980), S. 8.

<sup>47</sup> Vgl. id., id., S. 12-13.

<sup>48</sup> *Arbre de Ciència*, De les flors del Arbre apostolical, 2. De la unitat de Déu, *Obres de Ramon Llull*, XII, S. 46 und S. 47-8, zitiert nach id., id., S.13.

darin, daß der Akt, wie bereits zuvor erwähnt,<sup>49</sup> Unterschiede beinhaltet, und eben diese will die *Ars* deutlich machen.

Dieses ausführliche Zitat belegt nicht nur Llulls Realismus, sondern macht zugleich deutlich, daß Llulls Metaphysik keine Ontotheologie ist, da sie weder Gott noch den Glauben wie der Immanentismus in der Wirklichkeit des Menschen aufgehen läßt. Weit entfernt davon, Gott in einen Begriff zu sperren, etwa den *a priori* vom menschlichen Denken konstituierten Begriff eines höchsten Seienden, ist Llulls Gott das transzendente Sein. Die Ontotheologie überwindet das Seiende nicht,<sup>50</sup> Llull hingegen macht nicht nur den Seinsakt zur Grundlage des Seienden, sondern dringt auch bis zu dessen Wurzeln vor, indem er den reinen Seinsakt erreicht.

Also keine Spur von Immanenz bei Llull. Man sollte dabei auch berücksichtigen, daß der Terminus «Immanenz» vom theologischen Modernismus ausgehend von dem sogenannten «Prinzip der Immanenz» eingeführt wurde, das sich auf die Inexistenz rein externer Daten im menschlichen Denken bezieht. In diesem jüngsten Sinn des Wortes stellt «Immanenz» einen abstrakten Begriff dar, der das bereits im Mittelalter gebrauchte Adjektiv «immanent» ersetzt, das zur Charakterisierung von Bewegungsabläufen und sogar des Lebens selbst verwandt wurde. Ebenfalls jüngerem Datums ist der Gegenbegriff «Transzendenz», der alles bezeichnet, was sich außerhalb der Immanenz befindet.<sup>51</sup> Wenn man sein Augenmerk, wie Llull, auf die realen Aktivitäten richtet und danach trachtet, die transzendente Wirklichkeit zu erreichen, gibt es keinen Grund, das Transzendente dem Immanenten entgegenzusetzen. In Wahrheit vermag nur das Immanente zu transzendieren. Wenn dies für alle immanenten Akte gilt, so gilt es *a fortiori* für das Denken, die immanenteste Fähigkeit des Menschen. Wenn der Mensch als ganzer, d.h. als denkender, wollender und erinnernder, mit Hilfe der *Ars* das Transzendente erreicht, muß er in keiner Weise aus sich herausgehen, denn die transzendente Wahrheit liegt in ihm selbst.

In der *Ars lulliana* trifft man folglich nicht auf die Immanenz, sondern auf das Transzendente. Das Transzendente wird begriffen, weil der höchste

<sup>49</sup> Vgl. FN 38.

<sup>50</sup> Wie Eudald FORMENT sehr gut herausgestellt hat, konzentriert sich die Ontotheologie auf das Seiende und vergißt darüber das Sein, vgl. E. FORMENT, *El problema de Dios en la metafísica*, Promociones Publicaciones Universitarias, Barcelona, 1986, S. 195.

<sup>51</sup> Vgl. Ignacio FALGUERAS, «Esbozo de una filosofía trascendental: Introducción», in: *Anuario Filosófico*, XXIX/2, 1996, Servicio de Publicaciones de la Universidad de Navarra, Navarra, S. 496-7.

Seinsakt, weil er ein Akt ist, vom menschlichen Denken erreicht, wenn auch nicht besessen werden kann. Versteht man unter «immanent» all jene Akte, deren Wirkung oder Ziel dem handelnden Subjekt innewohnt, so zeigt die *Ars*: Die Akte und Operationen des Menschen sind um so immanenter, je mehr er auf dem Sein und der Ursache des Seins gegründet ist, da das Sein die Grundlage des Denkens bildet. D.h., seine Akte der Erkenntnis und Liebe nähern sich immer mehr ihrem Ziel. Dann aber würde man schon von der authentischen Immanenz sprechen, jener, in der das Ich, nachdem es sich in Gott versetzt hat — dies ist das ständige «Sein in Gott», das die ganze llullische Moral prägt —, ein immer größeres Verantwortungsbewußtsein für seine Entscheidungen gewinnt und so zum Anfang, zur Mitte und zum Ziel seiner Akte wird.<sup>52</sup>

Das llullische Denken bringt sich mit seiner Reflexion auf den Seinsakt in die Lage des Transzendierens. In seiner *Ars* vereint Llull alles Seiende unter der Perspektive des Aktes und gelangt so zum Transzendenten, zu Gott, dem reinen Seinsakt. Deswegen vereint sie auch alles Wissen. Ein Beispiel dieser Vereinigung ist der *Arbor scientiae*.

<sup>52</sup> Vgl. Andrea DALLEDONNE, «Cenni sul pensiero e sull'opera del padre Cornelio Fabro», in: *Cornelio Fabro pensatore universale*, Andrea DALLEDONNE und Rosa GOGLIA, Frosinone, 1996, S. 48: «All'immanentismo progressistico si deve, allora, opporre l'"autentica immanenza" la quale "é [...] nel possesso inalienabile della liberta dell'io che opera il movimento doppio quello dell'immanenza nella fondazione sull'assoluto e quello dell'immanenza nella crescente consapevolezza che l'io ha nella responsabilità delle proprie scelte. Una immanenza in cui l'io é principio, medio e fine, perché collocato nell'infinito".»



**Reinhard Krüger (Berlin):**

**Kosmologisches Wissen, das Konzept des Universums  
und die Kugelgestalt der Erde bei Ramon Llull (1232-1316)**

1 Einleitung

Ramon Llull gehört mit seinem immensen, bis auf den heutigen Tag teils immer noch nicht in modernen Editionen zugänglichen Werk zu den bedeutendsten naturphilosophischen Schriftstellern Europas des 13. und des beginnenden 14. Jahrhunderts. Als solcher stellt er jedoch keine Singularität dar, sondern reiht sich in den Kontext des naturphilosophischen Denkens, welches sich im lateinischen Europa seit dem 12. Jahrhundert mit den Schriften des Honorius Augustodunensis und der *École de Chartres*, im arabisch und hebräisch beeinflussten Europa mit der in der Mitte des 12. Jahrhunderts massiv einsetzenden Aristoteles-Rezeption vor allem durch Ibn-Rušd (Averroes) und Mose ben Maimon (Maimonides)<sup>1</sup> in geradezu revolutionärer Weise entwickelt hatte. In diesem Vorgang können wir seit der Mitte des 13. Jahrhunderts auch eine deutliche Hinwendung zu volkssprachlichen Darstellungen kosmologischer, astronomischer und geographischer Sachverhalte feststellen. Dafür steht in erster Linie die *Image du Monde* (1246/47) von Gossouin de Metz, dann aber auch die in französischer Sprache verfaßten enzyklopädischen Schriften von Brunetto Latini (*Li livres dou tresor*, 1284) sowie die zahlreichen gleichermaßen in lateinischer wie in katalanischer Sprache redigierten kosmologischen Schriften Ramon Lulls.

Daß es daneben seit dem 13. Jahrhundert noch eine Vielzahl von kosmologischen Kleinschriften gibt, in denen das Wissen aus der lateinischen in die Volkssprachen überführt wurde, kann hier nur am Rande vermerkt

---

<sup>1</sup> Zur Interdependenz von arabischen, hebräischen und lateinischen kosmologischen und geographischen Traditionen in der Zeit bis zum 12. Jahrhundert cf. Gonzalo Menéndez Pidal: *Mozárabes y asturianos en la cultura de la Alta Edad Media, en relación especial con la historia de los conocimientos geográficos*, Madrid 1954. Cf. dazu aber auch einen wenig beachteten, demnächst erneut herausgegebenen «Klassiker» der Erforschung arabisch-europäischer Beziehungen auf der Iberischen Halbinsel: August Bebel: *Die Mohammedanisch-Arabische Kulturperiode*, (= *Cognoscere*, vol. 6), Berlin 1998.

heutigen Tag noch keiner vollständigen Sichtung unterzogen worden ist.<sup>3</sup> In diesem Rahmen soll hier nur auf eine katalanische Fassung der aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts stammenden, volkssprachlichen Gesprächsencyklopädie hingewiesen werden, die europaweit als *Das Buch Sidrach* bekannt war<sup>4</sup> und die sogar noch im ausgehenden 15. Jahrhundert als Inkunabel (1483) gedruckt wurde.<sup>5</sup>

Um nun das kosmologische und geographische Denken Ramon Llulls in seinen geschichtlichen Koordinaten richtig restituieren und bewerten zu können, ist zunächst eine knappe Darstellung der Grundprinzipien des auch in seiner Zeit gültigen, d.h. zum üblichen schulmäßigen kosmologischen Diskurs über die Welt gehörigen Modells erforderlich.

Allen den genannten Schriften ist eines gemeinsam: sie verarbeiten eine Tradition des kosmologischen Denkens, deren eine Quelle die arabische, hebräische und die diesen folgende lateinische Aristoteles-Rezeption des 12. Jahrhunderts darstellt. Dazu jedoch schöpfen alle diese volkssprachlichen kosmologischen und naturphilosophischen Schriften noch viel weiter über das 12. Jahrhundert hinausgehend aus wesentlich älteren Quellen, hierunter vor allem die *Etymologiae* Isidors von Sevilla vom Beginn des 7. Jahrhunderts. Selbst Texte des 12. Jahrhunderts werden in der Perspektive dieser Traditionslinie von den Autoren des 13. Jahrhunderts immer wieder für naturphilosophische Schriften Isidors gehalten. So vor allem die zahlreichen volkssprachlichen Fassungen der *Imago mundi* von Honorius Augustodunensis vom Beginn des 12. Jahrhunderts, die beispielsweise in der kastilischen

Quattrocento. Cf. vor allem Victor Langlois: *La Connaissance de la Nature et du Monde au Moyen Age* [1913], Paris 1927; Cesare Segre: *Le forme e le tradizioni didattiche*, in: Hans Robert Jauss (ed.): *La littérature didactique, allégorique et satirique*, (= *Grundriss der Romanischen Literaturen des Mittelalters*, VI) Heidelberg 1968 (Teilband 1), 1970 (Teilband 2), 58-145; insbesondere 116-145.

<sup>3</sup> Für die lateinische Literatur cf. die umfangreiche Sichtung des Materials durch Pierre Duhem: *Le système du monde*, vol. 1, Paris 1913 — vol. 4, Paris 1916; Pierre Duhem: *Le système du monde*, vol. 5, Paris 1954 — vol. 10, Paris 1959.

<sup>4</sup> Cf. V. Minervini: *Il «Libro di Sidrac». Versione catalana*, Bari 1982. Dazu auch William M. Holler: *The Ordinary Man's Concept of Nature as Reflected in the Thirteenth-Century French Book of Sydrac*, in: *French-Review: Journal of the American Association of Teachers of French*, Chapel Hill, NC 1975, 48, 526-38.

<sup>5</sup> Cf. auch Beate Wins: *«Le Livre de Sidrac» — Stand der Forschung und neue Ergebnisse*, in: Brunner / Wolf (eds.): *Wissensliteratur im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit. Bedingungen, Typen, Publikum, Sprache*, (= *Wissensliteratur im Mittelalter*, 13), Wiesbaden 1993, 36-52.

Fassung, der *Semeiança del mundo*, mit den folgenden Worten beginnt: «Aqui comiença el libro que conpuso Sant Ysidro que se llama Mapa Mundi.»<sup>6</sup> Das bedeutet nichts weiter, als daß im lateinischen und dann im volkssprachlichen kosmologischen Schrifttum eine Traditionslinie von wenigstens sechs Jahrhunderten bewußt ist, auch wenn der fragliche Text in seinen wesentlichen Bestandteilen kaum mehr als 150 Jahre alt sein mochte. Tatsächlich handelt es sich bei den verschiedenen Fassungen der *Imago mundi* jedoch nicht um eine einfache Übersetzung des Textes von Honorius, sondern um einen Verschnitt von dessen Text mit zahlreichen Passagen aus den europaweit verbreiteten *Etymologiae* des Isidor von Sevilla.

Allen diesen Schriften, ob nun den Texten Isidors, den Arbeiten von Averroes und Maimonides, den naturphilosophischen Untersuchungen der *École de Chartres* oder den volkssprachlichen Enzyklopädien seit dem 13. Jahrhundert, ist eine Überzeugung gemeinsam: sie beschreiben die Erde als eine Kugel. Die Begriffe und Bilder, die zur Bezeichnung der kugelförmigen Erde eingesetzt werden, sind das griechische *sphaira* (σφαῖρα) und dessen lateinische Äquivalente wie *globus*, *pila*, *glomeratio*, *tumor*, *arenosus globus* sowie *ovum*. Später erscheinen deren volkssprachliche Derivate wie *esfera*, *spera*, *palla*, *pelota*, *œuf*, *uovo*, *gewulst* etc.

Die Grundidee dieser kosmologischen Konzeption ist identisch mit den Vorstellungen, welche bereits in der Antike von Empedokles, Parmenides, Platon und dann von Aristoteles entwickelt wurden: Das Universum ist entstanden aus einer immer schon bestehenden oder erst von Gott geschaffenen Urmaterie, die aus den vier Elementen *terra*, *aqua*, *aer* und *ignis* besteht. Entsprechend der Schwere der jeweiligen Elemente haben diese sich aufgrund der zwischen den Atomen bestehenden Anziehungskräfte zu größeren Agglomerationen zusammengefügt.<sup>7</sup> Die Atome des Elements *terra* haben sich dabei aufgrund der Tatsache, daß sie am schwersten sind, im Schwerezentrum des Universums zusammengefunden und dort das Zentrum des Universums gebildet. Von allen Seiten sind immer mehr Atome des Elements *terra* zu diesem Zentrum gestrebt, um welches sie sich allmählich in einer kugelförmigen Ansammlung zur Erde konzentriert hätten. Um diese Sphäre der Erde habe sich in Gestalt einer Hohlkugel ringsum das etwas leichtere Element

<sup>6</sup> William E. Bull / Harry F. Williams (eds.): *Semeiança del mundo. A Medieval Description of the World*, Berkeley / Los Angeles 1959, 53.

<sup>7</sup> Es mag verwundern, daß hier von Atomtheorie gesprochen wird. Dennoch ist die antike Atomtheorie das ganze Mittelalter hindurch, wenigstens durch die Vermittlung Isidors von Sevilla, bekannt.

*aqua* konzentriert. So haben die Sphären des Elements *terra* und des Elements *aqua* den gleichen Schwerpunkt und zugleich den gleichen Mittelpunkt. Ähnlich hat sich außerhalb der Sphäre des Elements *aqua*, der Hydrosphäre also, das noch etwas leichtere Element *aer* in einer hohlkugelartigen Sphäre um die beiden Sphären der Elemente *terra* und *aqua* versammelt. Darum schließlich als äußerste die Sphäre des leichtesten Element *ignis*. So kann die Struktur des Universums grundsätzlich als die konzentrische Anordnung der vier Elementen-Sphären beschrieben werden. Weiter außerhalb dieser Struktur befinden sich nach diesem Modell die Planetensphären und am äußersten Rand des Universums die Fixsternsphäre.

Es muß hier nicht auseinandergesetzt werden, daß dieses geozentrische Weltmodell nicht mehr den Strukturen des Universums entspricht, welche wir heutzutage mit anderen, für uns gültigen Modellen zu beschreiben versuchen. Es gibt jedoch ein Moment des geozentrischen Weltmodells, das ganz offensichtlich bis auf den heutigen Tag uneingeschränkte Gültigkeit besitzt: auch wir begreifen und beschreiben die Erde als eine Kugel und folgen darin einem Konzept, welches mehr als 2500 Jahre alt ist.<sup>8</sup> Es handelt sich um das älteste, noch gültige naturwissenschaftlich-physikalische Konzept. Im Sinne einer Geschichte der Mentalität hinsichtlich des Erdraumes ist es ein Phänomen von einer außerordentlich großen *longue durée*, mit welchem der Mensch — wenigstens der von der griechisch-römischen Kultur beeinflusste europäische und der orientalische Mensch — über Jahrtausende die Konstruktion des Erdraumes und die Konzeption der Bewegungen in ihm bewerkstelligt hat.

Die hier vorgetragene These, daß dieses Erdmodell seit der Antike praktisch niemals außer Kraft geraten ist und daß die Vorstellung von der Kugelgestalt in der europäischen Geistes- und Wissenschaftsgeschichte seit der Antike praktisch niemals in Vergessenheit geraten ist, widerspricht den heute immer noch vielfach verbreiteten Vorstellungen vom mittelalterlichen Weltbild, die sich bis in die aktuellste Literatur hinein finden lassen. So wird

<sup>8</sup> Die aus dem griechischen Original stattfindende Ptolemaios-Rezeption, die in Europa seit dem Beginn des 15. Jahrhunderts einsetzt, ist in der Geschichtsschreibung viel zu sehr überbewertet worden. Zum einen fand eine aus arabischer Übersetzung herrührende lateinische Ptolemaios-Rezeption unter Berücksichtigung aller astronomischen Details in Europa bereits seit dem 12. Jahrhundert statt. Es kommt hinzu, daß große Teile der Schriften des Ptolemaios sinngemäß seit der Spätantike das ganze Mittelalter hindurch ohne nennenswerte Einschränkungen bekannt waren. Zudem war die Kenntnis der Schriften des Ptolemaios niemals die Bedingung dafür, daß das Konzept von der Kugelgestalt der Erde bekannt war und tradiert wurde.

insbesondere der Mythos kolportiert, daß die Lehre von der Scheibengestalt der Erde seit den Kirchenvätern theologisches Dogma gewesen sei, welches die Kirche gegebenenfalls auch mit aller Gewalt durchzusetzen trachtete. Es sei hier etwas umfangreicher aus der Kolumbus-Biographie von Klaus Bürger zitiert, da uns hier praktisch alle Mythen und Vorbehalte der Moderne gegen Mittelalter und mittelalterliche Kirche in einer leider nicht seltenen, in keinem Fall jedoch sachlich zutreffenden Reinkultur begegnen: «Die hervorragenden Erkenntnisse der Gelehrten des Altertums im Hinblick auf die Gestalt der Erde [...] wurden jedoch im Mittelalter durch die Kirche nicht nur unterdrückt, sondern deren Anhänger grausam verfolgt. Entscheidend trugen dazu auch die Lehren des alexandrinischen Gelehrten und Kaufmanns *Kosmas* bei, der im 6. Jahrhundert der bereits von den ältesten griechischen Wissenschaftlern vertretenen Meinung, die Erde sei eine platte, kreisförmige Scheibe, umflossen vom Oceanus und überdacht von dem auf Säulen ruhenden Himmelsgewölbe in abgewandelter Form wieder zu Ansehen verhelfen wollte. In seiner »Christlichen Topographie« versuchte er, die physische Geographie in Übereinstimmung mit der Heiligen Schrift zu bringen.»<sup>9</sup>

Wenn Bürger hier Kosmas Indikopleustes als Vertreter eines nicht-globalen Erdkonzepts zitiert, dann trifft dies so gesehen erst einmal zu.<sup>10</sup> Tatsache ist jedoch, daß Kosmas neben zwei anderen Kirchenvätern (Laktanz und Severianus, eventuell muß hier auch Bonifatius hinzugerechnet werden) auch einer der wenigen Theologen ist, den man nun zu Recht für die Erdscheibentheorie zitieren kann.<sup>11</sup> Nur muß dennoch eine Einschränkung formuliert werden: die *Topographia Christiana* ist erst im ausgehenden 15. Jahrhundert in Osteuropa durch eine russische Übersetzung bekannt geworden. In Westeuropa dauerte es bis zum beginnenden 18. Jahrhundert, bis Montfaucon im Jahre 1706 eine griechische Edition mit lateinischer Über-

<sup>9</sup> Klaus Bürger: *Christoph Kolumbus, (=Biographien hervorragender Naturwissenschaftler und Mediziner, 39)*, Leipzig 1983, 17-18.

<sup>10</sup> Kosmas Indikopleustes ist übrigens wegen seiner so bizarren und anachronistischen Ansichten hinsichtlich der Konstruktion des Universums und der Beschaffenheit der Erde Gegenstand einer bemerkenswerten Erzählung von Arno Schmidt geworden. Cf. Arno Schmidt: *Kosmas oder vom Berge des Nordens*, in: id: *Ausgewählte Werke*, ed. Hirte, 3 vols., Berlin 1989, II, 5-89. Schmidt gibt die Positionen von Kosmas Indikopleustes wohl nach der Ausgabe von dessen Werk in der *Patrologia Latina* wieder.

<sup>11</sup> Cf. Cosmas Indicopleustes: *Topographie chrétienne, (=Sources chrétiennes, 141, 159, 197)*, ed. Wolska-Conus, 3 vols, I, Paris 1968; II, Paris 1970; III, Paris 1973.

setzung vorlegte.<sup>12</sup> Es folgen englische, französische und italienische Ausgaben und Übersetzungen.<sup>13</sup> Die Wirkung dieses Textes im Mittelalter kann demnach wohl als äußerst gering bis nicht vorhanden veranschlagt werden. Als Beweis für eine womöglich massenhaft verbreitete mittelalterliche Vorstellung von der Erdscheibe fällt er jedoch vollkommen aus.

Die Durchsetzung dieser letztlich vollkommen wirkungslosen Irrlehre führt Bürger dennoch auf die Macht der Kirche zurück, die ein Interesse daran gehabt habe, die Positionen des Kosmas Indikopleustes gegen jede bessere Tradition und gegen jedes empirische Indiz für die Kugelgestalt der Erde durchzusetzen. So heißt es weiter: «Sicher hätte diese Irrlehre nie eine Chance gehabt, die wissenschaftlich schon gut fundierte These der Kugelgestalt der Erde zu gefährden, wenn nicht die Inquisition, um die Macht der Kirche zu wahren, mit Folter und Mord ihr Dogma durchzusetzen und der wissenschaftlich richtigen Deutung den Weg zu versperren suchte. Selbst die volkstümlichsten Beweise der Kugelgestalt wollte sie als solche nicht wahrhaben: die kreisförmige Gestalt des Horizontes; den kreisförmigen Schatten der Erde auf dem Mond bei Mondfinsternis; das Auftauchen zunächst der höchsten Gegenstände bei Annäherung (Turm, Mastspitze eines Schiffes usw.)»<sup>14</sup> In der Tat hat es die inquisitorische Verfolgung von Theoretikern der Kugelgestalt der Erde niemals gegeben. Der vom Bischof Bonifatius (\*672/75; †754) beim Papst Zacharias, jedoch ohne den gewünschten Erfolg, denunzierte südliche Abt Feirgil von Aghaboc, später als Virgil von Salzburg ebendort Bischof (seit 747, geweiht 767; †784) wurde nicht wegen der Lehre von der Kugelgestalt der Erde, sondern wegen seiner Vorstellung von der Existenz der Antipoden angegriffen<sup>15</sup> und vom Papst

<sup>12</sup> Cf. B. de Montfaucon (ed.): *Cosmae Indicopleustae Topographia Christiana*, in: *Collectio Nova Patrum et Scriptorum Graecorum*, II, Paris 1706, 113sq. Wiederabgedruckt als Cosmas Indicopleustes Monachus: *Topografia Christiana*, ed. Montfaucon, in: *Patrologia Graeca*, vol. 88, Paris 1864.

<sup>13</sup> Eine englische Übersetzung des Textes legte die Hakluyt-Society am Ende des 19. Jahrhunderts vor: ΚΟΣΜΑ ΑΙΓΥΠΤΙΟΥ ΜΟΝΑΧΟΥ ΧΡΗΤΙΑΝΙΚΗ ΤΟΠΟΓΡΑΦΙΑ. *The Christian Topography of Cosmas, an Egyptian Monk*, ed. J.W. McCrindle, (= *The Hakluyt Society*, 98) London 1897. Für die französische Ausgabe cf. Cosmas Indicopleustes: *Topographie chrétienne*, (= *Sources chrétiennes*, 141, 159, 197), ed. Wolska-Conus, 3 vols, I, Paris 1968, II, Paris 1970, III, Paris 1973. Eine italienische Ausgabe legte Antonio Garzya mit dem Vorwort von Wanda Wolska-Conus vor: *Cosma Indicopleusta: Topografia cristiana*, ed. Garzya, Napoli 1992.

<sup>14</sup> Bürger, op.cit., 18.

<sup>15</sup> Es handelt sich hier in der Tat um zwei verschiedene Sachverhalte. Auch wenn die Erde als

auch abgemahnt. Mehr jedoch geschah ihm nicht. Dennoch schreibt Tomas Paine (\*1737; †1809) in seinem umfangreichen Essay *The Age of Reason* aus dem Jahre 1794, daß Virgil von Salzburg wegen seiner These von der Existenz der Antipoden zum Feuertod verurteilt wurde: «Vigilius was condemned to be burned for asserting the antipodes, or in other words, that the earth was a globe.»<sup>16</sup> Diese Behauptung ist reine Fiktion eines Apologeten des Zeitalters der Vernunft, erfreute sich Virgil von Salzburg doch eines trotz der Anschwärzung durch Bonifatius im wesentlichen ungetrübten Lebens als Salzburger Bischof.

Der einzige Vertreter der Kugelthese, der, so weit wir wissen, jemals einem Inquisitionstribunal zum Opfer fiel, der Mathematik- und Astronomieprofessor Cecco d'Ascoli (\*1269; †1327), wurde ebenfalls nicht wegen der Kugelthese angeklagt.<sup>17</sup> Vielmehr wurde er wegen seiner astrologischen Berechnungen des unvermeidlichen und seiner Meinung nach in den Sternen vorgezeichneten Kreuzestodes von Jesus Christus und wegen seiner Auffassung von der Wesensähnlichkeit von Moses, Merlin und Simon Magus zum Tode verurteilt und im Jahre 1327 tatsächlich auf dem Scheiterhaufen

---

eine Kugel aufgefaßt wird, muß dies nach katholischer Vorstellung nicht notwendigerweise die Existenz von Antipoden bedeuten. Nach Augustinus nämlich sind die einzelnen Festlandsinseln auf der Erdoberfläche so weit voneinander entfernt, daß der Mensch nach seiner Schöpfung und dann nach der Sintflut sich nicht habe über die ganze Welt ausbreiten können. Aus diesem Grunde beschränke sich sein Siedlungsgebiet auf die Kontinentalmasse bestehend aus Asien, Afrika (Lybia) und Europa, sowie die benachbarten Inseln. Cf. dazu auch G. Boffito: *La leggenda degli antipodi*, in: *Miscellanea di studi critici ed. in onore di A. Graff*, Bologna 1903, 583-601. Als spezielle Monographie zum Konflikt zwischen Bonifatius und Virgil von Salzburg cf. Heinz Löwe: *Ein literarischer Widersacher des Bonifatius. Virgil von Salzburg und die Kosmographie des Aethicus Ister*, (= *Akademie der Wissenschaften und der Literatur. Abhandlungen der Geisteswissenschaftlichen Klasse*, 1951, 11), Wiesbaden 1952. Zur Kritik an Löwe cf. Franz Brunhölzl: *Zur Kosmographie des Aethicus*, in: Albrecht / Kraus / Reindahl eds.: *Festschrift für Max Spindler*, München 1969, 75-89. Die Wiedergabe der von Bonifatius denunzierten kosmologischen Positionen Virgils von Salzburg finden sich im Brief des Papstes Zacharias an Bonifatius, Bonifatius-Briefe N°. 80, in: *Briefe des Bonifatius. Willibalds Leben des Bonifatius*, (= *Ausgewählte Quellen zur Deutschen Geschichte des Mittelalters, Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe*, IVb), Darmstadt 1968, 256-271; 266-267.

<sup>16</sup> Thomas Paine: *The Age of Reason*, London 1794, 493-494.

<sup>17</sup> Diese entwickelt Cecco d'Ascoli in seinem Kommentar zu Johannes de Sacroboscus *De sphaera mundi*. Cf. Cecco d'Ascoli: *Cicchi Esculani viri clarissimi in Sphaeram Mundi Enarratio*, in: Lynn Thorndike: *The «Sphere» of Sacrobosco and Its Commentators*, Chicago 1949, 344-411.

hingerichtet.<sup>18</sup> Daß dies ein Akt intellektueller Barbarei war und zeigt, wie die Kirche in den sie tatsächlich interessierenden Fragen gegen Andersdenkende vorzugehen bereit war, steht außer Frage. Doch die Problematik der Gestalt der Erde war keine Frage, welche die Kirche mit Unruhe erfüllen mußte. So steht für die Absicherung dieser Darstellung durch Bürger nicht eine einzige geschichtliche Quelle zur Verfügung. Gerade auch die aus der Lebenspraxis entnommenen Beispiele für die Evidenz der Kugelgestalt der Erde waren zudem genau jene, welche von Theologen und Naturphilosophen gleichermaßen ohne jede Einschränkung und ohne jede Gefahr für Leib und Leben von der Spätantike an das gesamte Mittelalter hinauf genannt wurden. Somit finden wir, wie wir noch sehen, das genaue Gegenteil von dem, was in der zitierten Columbus-Biographie über das Mittelalter geschrieben wurde, gerade in den Schriften der Kirchenväter und der Theologen und Philosophen bis zum 13. Jahrhundert.

Es kommt hinzu, daß der Mythos von dem mittelalterlichen Glauben an die Scheibengestalt der Erde eine erst zu Beginn des 18. Jahrhunderts durch Quellenverfälschung in Montfaucons Kommentaren aufgekommene und behauptete<sup>19</sup> und in der Romantik bekräftigte Vorstellung ist, die von kenntnisreichen Geographiehistorikern und Kennern des mittelalterlichen Denkens immer wieder schärfster Kritik unterzogen worden ist.<sup>20</sup> Doch bis

<sup>18</sup> *Processo, sentenza et morte di Maestro Cecco Stabili da Ascoli seguita in Firenze il di 15 Aprile 1327*, in: Ignaz von Döllinger: *Beiträge zur Sektengeschichte des Mittelalters*, 2 vols., München 1890, II, 585-597.

<sup>19</sup> B. de Montfaucon: *Præfatio in Cosmæ ægyptii topographiam christianam*, in: *Patrologia Graeca*, vol. 88, Paris 1864, Sp. 29-50; 32: Die entscheidenden Passagen aus Montfaucons Kommentar gebe ich im folgenden wieder: «Veterum magna pars sphaeram negabant. [...] Veterum multorum sententia fuit, planam esse mundi figuram, cœlumque in fornix morem erectum extremis terræ partibus conjungi, ita ut cœlum et terra simul conclave magnum efficerent: hoc illi spatio astrorum motus et *φαινόμενα* omnia circumscribi putabant. [...] Deinde vero Christiani scriptores plerique omnes, vulgarem amplexi opinionem, a sphaeræ nomine abhorrebant: ac tum Scripturæ sacræ locis non paucis, quæ cum sphaeræ opinione consistere non posse rebantur, inducti, planam esse terræ superficiem arbitrabantur.»

<sup>20</sup> Cf. beispielsweise Charles Jourdain: *De l'influence d'Aristote et de ses interprètes sur la découverte du Nouveau-Monde*, in: *Journal général de l'instruction publique*, 1861, 495-506; Fr. P. Mandonnet, O.P.: *Les idées cosmographiques d'Albert le Grand et de S. Thomas d'Aquin et la découverte de l'Amérique*, in: *Revue Thomiste* 1, 1883, 46-64; 200-221; Francis S. Betten: *Knowledge of the sphericity of the earth during the earlier middle ages*, in: *Catholic Historical Review*, 9, (=New Series III), 1923/24, 74-90; Ernst Honigsmann: *Die Sieben Klimata und die πόλεις ἐπίσημοι. Eine Untersuchung zur Geschichte der Geographie und Astrologie im Altertum und Mittelalter*, Heidelberg 1929; Charles W. Jones: *The Flat Earth*, in: *Thought* IX, 1934,

auf den heutigen Tag hat sich dieser Mythos von der Unbedarftheit der Gelehrten des Mittelalters in kosmologischen, astronomischen und geographischen Fragen nicht ausrotten lassen. Gerade aus Anlaß und im zeitlichen Umfeld des 500. Jahrestages des Auffindens von Amerika durch Columbus sind jedoch einige Publikationen erschienen, die auf einer mehr oder weniger breiten Materialbasis die Belege für die Vorstellung von der Erdkugel im Mittelalter referieren. Von besonderem Interesse scheint mir hierbei die Untersuchung von Jeffrey Burton Russell, in der er, inzwischen in 2. Auflage, die Geschichte der Entstehung dieser irrigen Ansichten der Moderne von den Erdvorstellungen im Mittelalter nachzeichnet.<sup>21</sup>

Die Zahl der spätantiken, mittelalterlichen und frühhumanistischen Gelehrten nun, die von der Kugelgestalt der Erde überzeugt waren und in die sich Ramon Llull und andere katalanische Gelehrte und Naturphilosophen<sup>22</sup> selbstverständlich einreihen, ist sehr groß.<sup>23</sup> Die Namensliste derer, von denen aus Spätantike und Mittelalter schriftliche Quellen über die Kugelgestalt der Erde erhalten sind, kommt einer Lektüreliste der wichtigsten Exponenten der

296-307; E.G. Remington Taylor: *Some Notes on Early Ideas on the Form and Size of the Earth*, in: *The Geographical Journal* 85, 1935, 64-68; Peter Dronke: *Fabula. Explorations into the Uses of Myth in Medieval Platonism*, (=Mittellateinische Studien 9), Leiden / Köln 1974, 1-195; Anna Dorothee von den Brincken: *Mappa mundi*, in: *Monumenta Annonis* (=Ausstellungskatalog), Köln 1975, 112-119; Anna Dorothee von den Brincken: *Die Kugelgestalt der Erde in der Kartographie des Mittelalters*, in: *Archiv für Kulturgeschichte* 58, 1976, 77-95; Jill Tattersall: *Sphere or Disc? Allusions to the shape of the earth in some 12th-century and 13th-century vernacular French works*, in: *Modern Language Review* 76, 1981, 31-46; Anna Dorothee von den Brincken: *Mundus figura rotunda*, in: *Ornamenta ecclesiae* (=Ausstellungskatalog), Köln 1985, 99-106; Rudolf Simek: *Die Kugelform der Erde im mittelhochdeutschen Schrifttum*, in: *Archiv für Kulturgeschichte*, 70, 1988, 361-373; Uta Lindgren: *Die Tradierung der Lehre von der Kugelgestalt der Erde im Mittelalter*, in: *Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums*, Nürnberg 1991, 21-23; Rudolf Simek: *Erde und Kosmos im Mittelalter. Das Weltbild vor Kolumbus*, München 1992; Anna Dorothee von den Brincken: *Fines Terrae. Die Enden der Erde und der vierte Kontinent auf mittelalterlichen Weltkarten*, (*Monumenta Germaniae Historica. Schriften*, 36) Hannover 1992; Gerhard Henschel: *Scheibe, Kugel, Birne, Tisch. Aus der Enzyklopädie der Erdwissenschaften*, in: Eckhard Henscheid / Gerhard Henschel / Brigitte Kronauer: *Kulturgeschichte der Mißverständnisse*, Stuttgart 1997, 104-109.

<sup>21</sup> Jeffrey Burton Russell: *Inventing the Flat Earth*, New York / Westport / London 1997, 17.

<sup>22</sup> Cf. J. M. Millàs Vallicrosa: *Assaig d'història de les idees físiques i matemàtiques a la Catalunya medieval*, I, Barcelona 1931.

<sup>23</sup> Zur grundsätzlichen Orientierung dient immer noch als die kenntnisreichste Schrift das monumentale Werk von Pierre Duhem: *Le système du monde*, 10 Bde., vol. 1, 1913 - vol. 10, Paris 1959.

mittelalterlichen Philosophie und mehr noch, der wichtigsten Exponenten der frühen und mittelalterlichen Kirche und Theologie gleich: Ambrosius von Mailand, Basilius von Caesarea, Augustinus, Calcidius, Macrobius, Martianus Capella, Boethius, Cassiodor, Bischof Jornandes (oder Jordanes), Isidor von Sevilla, der Westgotenkönig Sisebut, der irische Mönch Dicuil, Bischof Virgil von Salzburg, Beda Venerabilis, Theodulf von Orléans, Hrabanus Maurus, Remigius von Auxerre [d.i. Rémy d'Auxerre], Erzpriester Leo aus Neapel, Notker der Deutsche von Sankt-Gallen, Gerbert d'Aurillac (Papst Sylvester II), Hermann der Lahme, Adam von Bremen, Guillaume de Conches, Pierre Abélard, Honorius Augustodunensis, Hildegard von Bingen, Abu-Idrisi, Bernardus Sylvester, Petrus Comestor, Thierry de Chartres, Gautier de Châtillon, Alexander Neckam, Alain de Lille, Ibn-Rušd (Averroes), Mose ben Maimon (Maimonides), Lambert de Saint-Omer, Gervaise de Tilbury, Robert Grosseteste, Johannes de Sacrobosco, Thomas de Cantimpré, Gautier de Metz, Jean de Meung, Peire de Corbian, Vincent de Beauvais, Brunetto Latini, Alfonso el Sabio, Albertus Magnus, Thomas von Aquin, Robertus Anglicus, Juan Gil de Zámora, Perot de Garbelei, Berthold von Regensburg, Roger Bacon, Meister Eckehardt, Ristoro d'Arezzo, Marco Polo, Dante Alighieri, Cecco d'Ascoli, Brochard der Deutsche, Fazio degli Uberti, Jean de Mandeville, Konrad von Megenberg, Nicole Oresme, Geoffrey Chaucer, Christine de Pizan, Pierre d'Ailly, Alfonso de la Torre, Enea Silvio Piccolomini (Papst Pius II), William Caxton, Toscanelli, Martin Behaim, Christoph Columbus.<sup>24</sup> Nicht genannt sind hier die zahlreichen Urheber entsprechender bildlicher Erddarstellungen des Mittelalters.<sup>25</sup> Es fehlen hier ebenso die Mathematiker des Mittelalters, die sich mit der Kalenderberechnung und dem

<sup>24</sup> Als umfangreiche Untersuchung der meisten hier genannten Autoren und ihrer Quellen erscheint demnächst Reinhard Krüger: *Eine Welt ohne Amerika. Globusvorstellungen und europäisches Raumbewußtsein in den Kosmologien von der Spätantike bis zur Frühen Neuzeit*, 2 vols., Berlin 1998.

<sup>25</sup> Cf. dazu Johannes Zahlten: *Creatio mundi. Darstellungen der sechs Schöpfungstage und naturwissenschaftliches Weltbild im Mittelalter*, (=Stuttgarter Beiträge zur Geschichte und Politik, 13), Stuttgart 1979.

Gebrauch des Astrolabiums befaßt haben.<sup>26</sup> Ohne das Konzept von der Erdkugel hätten sie ihre Untersuchungen überhaupt nicht anstellen können.

Wie schon gesagt, in die Phalanx der hier zitierten Philosophen und Theologen des Mittelalters, die von der Kugelgestalt der Erde überzeugt waren, gehört auch Ramon Llull. Mit der nachfolgenden Darstellung soll nun erstmals versucht werden, die kosmologischen Positionen Ramon Lulls Werk für Werk aus seinem Gesamtwerk herauszufiltern, und diese insbesondere unter dem Gesichtspunkt der Konzeption des sphärischen Universums und der Vorstellung von der Kugelgestalt der Erde darzustellen.

## 2 Ramon Llull: Ein kosmologischer Polygraph des 13. Jahrhunderts

Es gibt praktisch keinen Autoren in der Zeit von der Spätantike bis zur Frühen Neuzeit, der sich in kosmologischen oder kosmologische Fragen berührenden Abhandlungen so häufig zur Gestalt der Erde ausgelassen hat, wie Ramon Llull. In der Abundanz der nahezu 300 erhaltenen Lullischen Schriften finden wir für mehr als fünfzig Jahre kontinuierlich Hinweise auf sein kosmologisches Denken.<sup>27</sup> Llull wird somit zu einem der bedeutendsten Zeugen für die Vorstellung von der Erdgestalt im Mittelalter. Neben den in den einschlägigen Texten zu findenden, zweifelsfreien Belegen für die Vorstellung von der Kugelgestalt der Erde kann Ramon Llull als paradigmatisch angesehen werden für die interpretatorischen Probleme, vor welche uns die Lektüre mittelalterlicher Naturphilosophen stellen kann. Bei Llull ist die Vorstellung von der Erdkugel eine derartige Selbstverständlichkeit, daß er diese gelegentlich nicht mehr explizit beschreibt,

<sup>26</sup> Cf. Arno Borst: *Astrolab und Klosterreform an der Jahrtausendwende* (=Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Phil.-hist. Klasse, 1989, 1), Heidelberg 1989; sowie id.: *Computus. Zeit und Zahl in der Geschichte Europas*, (=Kleine kulturwissenschaftliche Bibliothek 28), Berlin 1990. Zur umfangreichen Literatur über das Astrolabium cf. die im Anhang abgedruckte Bibliographie bei Paul Kunitzsch: *Das Astrolab*, in: Uta Lindgren: *Europäische Technik im Mittelalter: 800-1200. Tradition und Innovation*, Berlin 1996, 399-404.

<sup>27</sup> Als immer noch grundlegendes Werk cf. Erhard Wolfram Platzek: *Raimund Llull. Sein Leben. Seine Werke. Die Grundlagen seines Denkens (Prinzipienlehre)*, 2 vols., (Bibliotheca Franciscana. Studia quae spiritum et vitam franciscanum illustrant, 6), Rom/Düsseldorf 1962/64 (hierin vor allem auch die bibliographische Rekonstruktion des Gesamtwerks von Ramon Llull); Martí de Riquer: *Ramon Llull*, in: Martí de Riquer (ed.): *Història de la literatura catalana. Part antiga I*, Barcelona/1984, 197-352; sowie Vittorio Hösle: *Darstellungen in: Raimundus Lullus: Die neue Logik – Logica Nova*, ed. Lohr, trad. Hösle / Büchel, Hamburg 1985.

sondern seine kosmologischen Auffassungen teils nur noch vor dem Hintergrund eines bei ihm und seinem Leser implizit vorausgesetzten Globusmodells entwickelt. So werden wir bei der Lektüre der einschlägig kosmologischen Passagen in Lulls Werken auch immer versuchen müssen, das Globusmodell der Erde im Fokus und als Hintergrund seiner Vorstellungen zu rekonstruieren, sobald das Textmaterial so einschlägig ist, daß darauf geschlossen werden kann.

Bei der Lektüre zahlreicher Texte Ramon Lulls muß eine Besonderheit berücksichtigt werden, die spezifisch für sein Denken und folglich für den von ihm gewählten Typ der Textorganisation ist: Ramon Lull präsentiert das naturphilosophische Wissen nicht mehr nach dem bis in seine Zeit üblichen diskursiv-narrativen und darstellenden Modell, sondern er gliedert die Gegenstände dieses Denkens auf andere Weise. Jeder zu beschreibende Gegenstand und seine Merkmale sind Moment in einem von ihm erdachten — oder erkannten — System von Wechselwirkungen, welche zwischen den Dingen der Materie möglich sind. In seiner Beschreibung zergliedert er die Dinge bis in ihre kleinsten deskriptiv erfäßbaren Einheiten, systematisiert sie nach dem Prinzip, daß er analoge Sachverhalte ordnet, und betrachtet von der so gewonnenen Ordnung her die kombinatorischen Möglichkeiten, welche sich aus der auf diese Weise phänomenologisch strukturierten Materie ergeben.

Insgesamt ergibt sich, wenn wir auch nur die kosmologisch einschlägigen Texte berücksichtigen, das Bild eines Denkens, welches sich im Laufe der Jahre in immer anderen textuellen Formen präsentiert. Bei im wesentlich gleich bleibenden Kernaussagen in kosmologischen Fragen, erscheint das Denken so in immer neuem Gewand, und wir werden auf diese Weise vom kontemplativ-visionären Texttyp (*Libre de contemplació en Déus*, 1272) über den kosmogonischen (*Liber Chaos*, 1275 ~ 1281), den pädagogischen (*Doctrina pueril*, 1282 ~ 1287), den novellistisch-dialogischen (*Fèlix. Libre de les meravelles del món*, ca. 1286), den enzyklopädischen (*Arbre de ciències*, 1295/96), die Sammlung artifizierlicher Sprichwörter (*Liber Proverbiorum*, 1296) bis zum astronomischen Traktat (*Tractatus nouus de Astronomia*, 1297) geführt. Immer gibt Lull seinem Denken mit Blick auf die Verwendung des Textes und mit Blick auf den Leser eine neue Fassung, und so werden wir hier Zeugen von unausgesetzten Bemühungen um die Inszenierung der angemessensten Textform bei im wesentlichen gleichbleibenden kosmologischen Kernüberzeugungen. Die Serie kosmologischer Textpassagen, die uns bei Lull begegnet, erscheint hier weniger als Manifestation eines wie auch immer gearteten Prozesses von unablässigen Interpretationen bereits gefertigter Gedanken,

sondern als Serie von textuellen Re-Arrangements, in deren Kern immer die gleiche Überzeugung hinsichtlich des Aufbaus des Universums und hinsichtlich der Gestalt der Erde steht.

Ähnlich wie gut einhundert Jahre zuvor es Hildegard von Bingen in ihrem *Scivias* (1143) tut,<sup>28</sup> präsentiert auch Ramon Lull sein plötzlich zur Gewißheit werdendes, neues System der Wissensorganisation — das Modell des Baumes und die Kombinatorik der *Ars magna* — als Erleuchtung göttlichen Ursprungs, welche ihn zu missionarischem Tun anregt. Doch scheint er auch genau zu wissen, in welchem Wechselverhältnis von Vorsehung und Zufall Denk- und Erkenntnisprozesse sich vollziehen: «Fat és natural ordonament de coses vinents per la providència divina. E ventura és ço qui és desiyat e ve a ventura, sens ordonament de pensa; e ventura és esdevenir ço qui no és aüt intenció per cogitació de pensa.»<sup>29</sup> Demnach sind nur die zielgerichtet erreichten Dinge Hervorbringungen der göttlichen Vorsehung, während alles andere, welches erwünscht ist, aber zufällig und ohne Ordnung des Denkens entsteht, und ebenso das, was eingetroffen ist, obgleich es niemals beabsichtigt war, Resultat des Zufalls ist. Als zufällig sieht Ramon Lull also all das an, was nicht auf der Grundlage geordneter Gedanken oder ohne vorherige Einsicht in die Möglichkeit seines Entstehens entstanden ist. Die *ventura* erscheint hier als eine Kategorie des Seins, welche neben der göttlichen Providenz wirkt. Und es scheint damit so, als sei die *ventura* die zum Menschen gehörige Kategorie des Seins. Was dies für die Ramon Lull plötzlich zuteil werdende Offenbarung bedeutet, kann man hiernach einigermaßen abschätzen: weniger göttliche Vorsehung als der menschlich-irdische Zufall der Erfindung von etwas, was zuvor nicht bedacht war und nicht gedacht werden konnte, dürfte auch in seinem eigenen Verständnis in letzter Konsequenz der Erfindung seines neuen Modells der Wissensorganisation zugrundegelegen haben. Die *ventura* ist das dem Menschen *a priori* uneinsehbare respektive nicht im Voraus bedachte Geschehen. Und in der Tat: nur das, was man zuvor nicht erdacht hat, kann einem plötzlich *a ventura* einfallen. Das bedeutet aber auch, daß der Anteil des Menschen an der Verfertigung seiner Gedanken — einschließlich des der *conditio humana* als anthropologische Konstante zugehörigen Zufalls — auch unter den Bedingungen eines «von Gott inspirierten» Denkens als groß zu veranschlagen ist.

<sup>28</sup> Hildegard von Bingen: *Scivias*, ed. Führkötter / Carlevaris (= *Corpus Christianorum. Continuatio Mediaevalis*, XLIII), 1978.

<sup>29</sup> Ramon Llull: *Doctrina pueril*, ed. Schib, Barcelona 1987, 228.

### 3 Die Anschauung Gottes in seinen Werken: Das *Libre de contemplació en Déus* (1272)

Die Spuren des Globusmodells finden wir selbstverständlich bereits in den frühesten Schriften Ramon Llulls, so in seinem *Libre de contemplació en Déus*, welches im Jahre 1272 in Mallorca entstanden sein dürfte. Bemerkenswerterweise gibt Ramon Llull in seinem *Explicit* an, daß er dieses Buch «d'aràbic en romans» übertragen habe, was wenigstens so viel heißt, daß er hier auf den Hintergrund der arabischen Naturphilosophie für die Entwicklung seines Denkens in diesem Werk hinweist. Es wird jedoch vermutet, daß er um das Jahr 1270 eine erste arabische Fassung fertiggestellt hatte, welche er dann ins Katalanische übertrug. Gegenstand des Buches ist die Nachricht von Gottes Werk, welches systematisch gegliedert vorgestellt wird. Der Text ist allerdings nicht im Stile einer diskursiven Beschreibung oder Darlegung des kreatürlichen Weltganzen verfaßt, sondern eher in Form von Lobgesängen auf Gott und sein Tun, die dann unter Überschriften rubriziert sind wie beispielsweise *Com Déus creà les creatures de no re* oder *Com Déus creà la primera matèria*. Was Ramon Llull dann als Werk Gottes rühmt, ist in letzter Konsequenz die Projektion seines naturphilosophischen Wissens als Beschreibung der von Gott geschaffenen Wirklichkeit. Obgleich das *Libre de contemplació* selbstverständlich auch ein religiös-meditatives Buch ist, stellt Ramon Llull hier die nach menschlichem Verstand geschaffenen Modelle der Welt nicht als von Gott zuteil gewordene Visionen dar, wie es noch Hildegard tat, sondern als erfahrenes und sinnlich erlebtes Werk Gottes. Durch die appellative Struktur, mit welcher er Gott als den Schöpfer der von ihm beschriebenen Realitäten anspricht, nehmen seine Beschreibungen den Status von Gewißheiten an. So erscheint Llulls Naturphilosophie und Kosmologie wie eine Preisrede auf Gott, welcher die Dinge so geschaffen hat, wie Llull sie letztlich beschreibt.

Vollkommen kohärent mit den Ideen des Augustinus, wonach die Materie erst durch Gottes Schöpfung zum Sein gelangt sei, schreibt er: «Oh Déus, honrat Senyor, ple de mercè! Beneit siats vos qui creàs la primera matèria de no-re, la qual primera matèria és matèria de què són fetes totes les coses havent corses.»<sup>30</sup> Und im nächsten Kapitel *XXXII Com Déus ha creat lo firmament*: «Déus Creador, Pare e Senyor de quant és! Com vós hagués creada la primera matèria de no-re, e vós departís aquella en cinc parts, en los

quatre elements volgués que fossen les quatre parts, e'l firmament vós creàs de la cinquena part.»<sup>31</sup> Das Firmament ist dann «pus subtil e pus lugurosa e pus noble e pus bella que les altres parts,»<sup>32</sup> also feiner, edler und schöner als die anderen Teile, welche es umschließt. Im Kapitel *XXXIII Com Déus ha creat los elements* folgt dann die Beschreibung der Elemente und der räumlichen Strukturen, welche sie aufgrund ihrer Materiedichte eingehen: «1. Déus gloriós, beneit siats vós, qui creàs los quatre elements de la primera matèria, e volgués que aquells fossen creats de pus grossa matèria que la d'on fo creat lo firmament. 2. Vós, Sényer, creàs en tal disposició los quatre elements, que los uns foren de pus grossa matèria que los altres, e los uns volgués que haguessen diverses corses e diverses locs, e volgués que cascú hagués son loc apropiat.»<sup>33</sup> Der Ort, welchen die Elemente einnehmen, bestimmt sich also nach deren Dichte. So wie das Firmament als der leichteste Teil der Schöpfung alles Seiende als äußere Hülle umschließt, folgt auf das Firmament nach innen das nächstschwerere Element des Feuers und so fort bis zur Erde im Zentrum der Schöpfung: «3. E per ço com lo foc és de pus subtil matèria que l'air; e per ço car l'air és de pus subtil matèria que l'aigua, volgués que l'air fos sobre l'aigua; e per ço car l'aigua no és de tan grossa matèria com la terra, per ço volgués que l'aigua fos pus sobirà element que la terra.»<sup>34</sup> Es folgen ungewöhnlich umfangreiche Untersuchungen über die Beziehungen der Elemente zueinander, welche durch ihre Eigenschaften möglich werden. In dieser hochdifferenzierten Erfassung und Beschreibung der Verhältnisse zwischen den Elementen zeigt sich überdeutlich jene Tendenz zu einer weitgehend realistischen Überprüfung des idealtypischen Modells der konzentrischen Elementensphären, welche sich am Beispiel der Verhältnisse zwischen *terra* und *aqua* schon seit einiger Zeit im kosmologischen Denken angekündigt hatte und in der Erfassung beider Elemente als gemeinsamer Sphäre gemündet war. Tatsächlich ergab sich ja das Problem, daß das Modell der konzentrisch-sphärischen Materieschichtung als Idealtyp nicht die realen Vermischungen von Wasser und Erde beschreiben konnte, die ja in der empirischen Wirklichkeit evident sind. So zeigte sich im kosmologischen Denken seit einiger Zeit eine Auflösung des starren Modells zugunsten einer

<sup>30</sup> Ramon Llull: *Libre de contemplació en Déus*, in: id.: *Obres essencials II*, ed. Battlori e.a., Barcelona 1957, 164.

<sup>31</sup> Op.cit., 165.

<sup>32</sup> Op.cit., 165-166.

<sup>33</sup> Op.cit., 167.

<sup>34</sup> Ib.



mehr realistischen und dynamischen Beschreibung der Verhältnisse zwischen den Elementen.

Ramon Llull kommt es nun darauf an, durch die Beschreibung der Wechselwirkungen zwischen den Elementen und ihrer Bewegungen über ein Erklärungsmodell für das Entstehen und das Vergehen der Dinge verfügen zu können. Und so treffen wir folgerichtig auch wieder auf die Vorstellung von den zwei leichten und den zwei schweren Elementen, welche sich aufgrund ihres unterschiedlichen Gewichts bewegten und so beispielsweise die meteorologischen Phänomene entstehen ließen: «13. Ah Senyor gran! Ah leugers e ls dos feixucs; e açò per ço que lo foc a l'àer hagen moviment d'anar a amunt per raó de leugeria, e l'aigua e la terra hagen moviment d'anar a avall per raó de lur feixuguea. 14. Savi Senyor, piadós, ple de mercè e de veritat, aquesta leugeria e feixuguea volgués vós que fos en los quatre elements, per tal que fossen pluges, e vents, e neus, e trons, e lamps e nuus; car per raó de la leugeria e de la feixuguea qui és en los elements, esdevenen totes coses, segons cors de natura.»<sup>35</sup> Hier werden die Ergebnisse der göttlichen Vorsehung und des *cors de natura* als identisch gedacht. Gottes Werk wird mit den Kategorien beschrieben, welche der Beschreibung der zu beobachtenden Naturabläufe zukommen, oder anders formuliert: was der Mensch an den Dingen der Natur beschreiben kann, erscheint als Gottes Werk.

Hier hat Ramon Llull bereits eine Ebene des naturphilosophischen Diskurses erreicht, auf welcher Fragen der räumlichen Disposition der Elemente schon keine Rolle mehr spielen. Von daher spielt hier auch die Sphärentheorie für die weitere Entwicklung des Gedankengangs keine Rolle mehr. Wir können uns mit der Feststellung begnügen, daß Ramon Llull als uneingeschränkter Vertreter der Lehre von den vier Elementen anzusehen ist, welcher davon ausgeht, daß die Elemente aufgrund ihrer verschiedenen Materiedichte auch verschiedene Orte im Universum einnehmen. Daß dieses ganze Konstrukt schließlich sphärisch strukturiert sein dürfte, können wir aus der Vorstellung von dem alles umschließenden Firmament herleiten, allerdings ohne daß aus diesem Text bereits der stichfeste Beweis für die Vorstellung von der Globusgestalt der Erde zu erbringen wäre.

<sup>35</sup> Op.cit., 168.

#### 4 Das Chaos als die kosmische Materieblase im Anfang des Universums: Das *Liber Chaos* (1275 ~ 1281)

Eines der frühesten, in kosmologischen Dingen einschlägige und nur kosmologischen Fragen gewidmete Werk Ramon Llulls ist das zwischen 1275 und 1281 in Montpellier entstandene *Liber Chaos*, dessen katalanische Version verlorengegangen ist. Dieser Text stellt insofern eine große Ausnahme dar, als hier, so weit bekannt, erstmalig in der Geschichte des europäischen kosmologischen Denkens eine vollständige physikalische und begriffsmäßige Rekonstruktion — also die Formulierung einer naturphilosophischen Hypothese — der Vorgänge vor, während und nach der Schöpfung des Chaos versucht wird. Hatten die bisherigen Kosmologen — insbesondere in der so wichtigen Tradition der *Genesis*-Auslegungen<sup>36</sup> — selbstverständlich auch dem Chaos, wenn auch immer nur kurze Aufmerksamkeit gewidmet, so treffen wir hier auf einen umfangreichen Traktat, der sich ausschließlich mit dem Zustand der Materie im Moment der Differenzierung des Universums zu ersten Ordnungsstrukturen befaßt.

Grundsätzlich erkennt Llull das Wirken von spontanen Impulsen zur Gruppierung und Ordnung der Elemente gemäß ihrer Zusammengehörigkeit. Während im Moment der Schöpfung die vier Elemente ungeordnet und in strukturlosen Materieagglomerationen versammelt waren, strebten sie nach der Schöpfung sofort zur Bildung einfacher, d.h. nur aus ihnen selbst bestehender Körper: «Si ergo quærat, quare quodlibet elementum simplex appetit esse corpus simplex, dicimus quatuor prædictas essentias [scil. ignis, aër, aqua et terra] ipsius Chaos simul esse creatas, sed confusè in ipso Chaos aggregatas & mixtas [...]»<sup>37</sup> Dieses Bestreben der Elemente, einfache Körper zu bilden, ist schließlich die Voraussetzung dafür, daß sich Strukturen im anfänglichen Chaos bilden. Die Elemente nämlich konzentrieren sich in ihnen eigentümlichen Regionen, durch deren Lage sie sich vom jeweils anderen unterscheiden. Zunächst beschreibt Llull die nach der spontanen

<sup>36</sup> Es handelt sich hierbei um die zahlreichen, seit dem 4. Jahrhundert bis hoch in das 13. Jahrhundert unter dem Namen *Hexaemeron* überlieferten Auslegungen der *Genesis*, die in der Regel in Gestalt von sechs Predigten des Verfassers während der Fastenzeit vorgetragen wurden.

<sup>37</sup> Ramon Llull: *Liber Chaos*, in: id.: *Opera* III, Mainz 1722, 250: «Wenn also gefragt wird, weshalb jedes einfache Element danach strebt, ein einfacher Körper zu sein, dann sagen wir, daß die zuvor genannten Essentien in ebendiesem Chaos zugleich geschaffen wurden, doch waren sie in demselben Chaos ungeordnet verbunden und vermengt.»

Entmischung der Elemente entstandenen Raumstrukturen, und diese führen dazu, daß das Chaos schließlich als eine große runde Wesenheit erscheint, welche von den vier Sphären angefüllt und konstituiert ist, zu denen sich die Elemente versammeln: «Totum Chaos dicimus esse ens rotundum, plenum & extensum per quatuor sphæras circulares, aliâ intra se continente alteram, nam ignis sphæra superior est continens sphæram aëris, & sphæra aëris sphæram aquæ intra se continet, & sphæra aquæ sphæram terræ, quam intelligimus esse centrum; sphæram dicimus tantummodo locum proprium, quem appetit quodlibet elementum.»<sup>38</sup> Demnach ist der Ort, welchen ein jedes Element nach dieser ersten Entmischung der Materie einnimmt, für das jeweilige Element charakteristisch. Das heißt nichts anderes, als daß ein jedes Element sich in dem strukturierten Raum in einer für dieses Element spezifischen räumlichen Relation zu den anderen Elementen befindet. Diese charakteristische Raumlage resultiert in letzter Konsequenz aus der Fähigkeit eines jeden Elements, seinen eigenen Ort im Universum einzunehmen respektive sich dort hinzubewegen. Und dieser Ort im Universum ist wiederum die spezifische Sphäre des entsprechenden Elements.

Die Bewegung der Elemente zu ihrer jeweiligen Sphäre ist von ihrer Fähigkeit bestimmt, mehr oder weniger schnell aufzusteigen oder zu sinken, ein Merkmal, welches in letzter Konsequenz von dem Gewicht des jeweiligen Elementes bestimmt wird: Aus dem Gewichtsunterschied respektive aus den verschiedenen daraus folgenden Bewegungen des Aufsteigens oder des Sinkens resultiert schließlich der Ort, den ein jedes Element im Prozeß der Entmischung des Chaos im Universum einnehmen kann. So entsteht ein relationales, vom Gewicht respektive der Eigenbewegung — im Verhältnis zu den anderen Elementen — abhängiges Raumgebilde, welches sich durch die konzentrisch-sphärische Schichtung der Elemente auszeichnet: «Cum quodlibet elementum sit mobile ad suam sphæram, habet qualitatem movendi ad suum locum specificum & permanendi ibidem, & ideo, quia proprietas ignis est velociter ascendere, cum sit levior cæteris elementis, est ejus sphæra superior omnibus. Aër similiter secundum proprietatem suam levis est, sed tardior igne, sed velox tamen respectu aquæ & terræ, ideo habet regionem

<sup>38</sup> Ib.: «Wir sagen, daß das ganze Chaos eine runde von vier kreisförmigen Sphären, angefüllte und ausgedehnte Wesenheit ist, wobei die eine in sich die andere enthält, denn die Sphäre des Feuers ist höher und enthält die Sphäre der Luft, und die Sphäre der Luft enthält in sich die Sphäre des Wassers, und die Sphäre des Wassers die Sphäre der Erde, welche wir als das Zentrum verstehen. Als Sphäre bezeichnen wir den eigentümlichen Ort, welchem ein jedes Element zustrebt.»

suam vel sphæram collateralem sphæræ ignis. Aqua similiter ponderosa est respectu aëris, minus tamen, quam terra, quæ ponderosior est omnibus elementis, ideo habet ipsa aqua regionem suam inter aërem & terram, cujus sphæra scilicet terræ infima est, & ideo centrum appellatur.»<sup>39</sup> Im Zentrum des Ganzen befindet sich hiernach also zweifellos die «ganz unten» liegende *sphæra terræ*. Dabei muß die Lokalisierung «ganz unten» im Sinne des *Timaios* von Platon verstanden werden, wonach das Schwerste nach «ganz unten» sinkt, was aber nichts anderes bedeutet, als daß es nur allseitig und aus allen Richtungen betrachtet als «ganz unten» liegend zu verstehen ist. Sich aus allen Richtungen betrachtet «ganz unten» zu befinden bedeutet daher jedoch, im Zentrum von allem zu sein.<sup>40</sup>

Das Modell des Kosmos, den Llull hier in Folge der Entmischung des Chaos entstehen sieht, ist zweifellos das geozentrische Weltbild, und im Zentrum des so aufgefaßten Universums befindet sich das wie alle anderen Elemente auch seine eigene Sphäre anfüllende Element *terra*, mithin ein kugelförmiges Gebilde, im Weltzentrum gelegen, entstanden durch spontane Materiekonzentration des schwersten der Elemente. Wir sehen hier erneut, wie im *Liber Chaos* das sphärische Kosmosmodell und die Theorie der vier Elemente geradezu zwangsläufig die Vorstellung von der kugelförmigen Erde inmitten des Universums bedingen.

<sup>39</sup> Ib.: «Zumal jedes Element in seiner Sphäre beweglich ist, weist es die Qualität der Bewegung zu seinem spezifischen Ort und die Fähigkeit, dort zu verharren, auf, und aus diesem Grunde, da es die Eigenschaft des Feuers ist, schnell aufzusteigen, weil es leichter ist als die anderen Elemente, ist seine Sphäre höher als alle anderen. Die Luft ist gemäß ihrer Eigenheiten ähnlich leicht, doch ist sie langsamer als das Feuer, doch schnell im Hinblick auf das Wasser und die Erde, weshalb es seine Region respektive Sphäre an der Grenze der Sphäre des Feuers einnimmt. Das Wasser ist ähnlich schwer in Bezug auf die Luft, jedoch weniger als die Erde, welche schwerer ist als alle Elemente. Aus diesem Grund hat das Wasser seiner eigene Region zwischen der Luft und der Erde, deren Sphäre — ich meine die der Erde — zu unterst ist und aus diesem Grunde das Zentrum genannt wird.»

<sup>40</sup> Diese kosmologischen Positionen und die von Platon entwickelte Vorstellung einer Identität von «unten» und «zentral» sowie «oben» und «peripher» im sphärischen Universum sind im *Timaios* enthalten. Der *Timaios* ist, abgesehen von lateinischen Gelehrten, die des Griechischen mächtig waren (Johannes Scotus Eriugena beispielsweise), in der lateinischen Übersetzung von Calcidius (ca. 440 u.Z.) immer verfügbar gewesen. Cf. Calcidius: *Commentarius in Timaium*, in: *Plato Latinus*, IV, ed. Waszink, London / Leiden 1962.

5 Der Kosmos des Schülers und die Lage der Hölle:  
Die *Doctrina pueril* (1282-87)

Die möglicherweise zwischen 1282 und 1287 in Montpellier verfaßte *Doctrina pueril* ist einer der frühesten volkssprachlichen Erziehungstraktate. In genau einhundert Kapiteln versammelt Lull alles Wissen, welches einem Jungen zukommen sollte. Die *Doctrina pueril* ist bereits von den Lesefruchten gekennzeichnet, welche aus Lulls nunmehr wenigstens zehnjährigen Studien erwachsen. Es kommen hinzu eine Vielzahl von Ideen, welche in erster Linie als Verallgemeinerungen von bürgerlicher Lebenspraxis und -erfahrung verstanden werden können. Da die *Doctrina pueril* einen Maßstab für die Erziehung und die Ausbildung der Kinder abgeben soll, können wir aus ihr auch den Bildungskanon ablesen, welchen Lull für unverzichtbar hielt. Über diesen legt er in den Kapiteln Rechenschaft ab, welche den naturwissenschaftlichen Studien gewidmet sind.

Als kosmologisches Werk empfiehlt Lull Aristoteles' Schrift *De caelo et de mundo*. Unter diesem Namen zirkulierte seit der Mitte des 12. Jahrhunderts die lateinische Übersetzung von Aristoteles' *περί ουρανοῦ*. Diesen Text empfiehlt nun Lull als Standardwerk für die Klärung kosmologischer Fragen: «En lo libre *Del cel e del món* enserca [scil. lo filòsof, i.e. Aristoteles] en general les natures e les propietats dels cels e enserca sos moviments e enquer dels quatre elements d'on lo món qui és dejús la luna és conpost; e açò encerca per provar que lo món és I tant solament.»<sup>41</sup> Damit erhebt Lull aus seiner Perspektive jene wichtige Texttradition zum allgemeinen Bildungskanon, welche seit dem ausgehenden 12. Jahrhundert neben der spätantikmittelalterlichen und der arabischen sowie hebräischen kosmologischen Tradition maßstabgebend für das europäische Welt- und Erdverständnis geworden war. Aus dieser oder ähnlicher Tradition bezieht Lull seine Vorstellungen von den Elementen und ihrer gravitationsbedingten Schichtung. So schreibt er im Kapitel XCIII *Dels quatre elements*: «Lo foch és sobre l'àer, e l'àer és sobre l'aygua, e l'aygua és sobre la terra. E lo foch e l'àer són leugers, a l'aygua e la terra són fexuchs; e per açò lo foch e l'àer se mouen a ensús, e l'aygua e la terra se mouen a enjús.»<sup>42</sup> Diese Opposition von *leicht* und *schwer* baut Lull im weiteren aus zur Opposition von *actio* und *passio*, welche schließlich in der Opposition von Feuer und Wasser sowie Luft und

Erde mündet: «Fill, lo foch e l'aygua han poder e acció sobre l'àer e la terra, qui han passió. E lo foch e l'aygua són contrariis; e l'àer e la terra són contrariis. ¿E sabs per què? Per ço cor lo foch és calt, e l'aygua és freda, e l'àer és humit e la terra és secca.»<sup>43</sup> Alle Elemente sind nun hinsichtlich ihrer dominierenden Eigenschaft *simple*, und zwar in dem Sinne, daß diese Eigenschaften nicht durch die *composició* verschiedener Eigenschaften entstehen. Die Eigenschaften der Elemente bedingen nun zwei verschiedene Typen der *composició*, wobei beispielsweise die Verbindung von Feuer und Erde durch das ihnen gemeinsame Merkmal *trocken* den Prozeß der *generació* in Gang setzt, während jede andere Verbindung, vor allem die Verbindung der vier Elemente in einem Körper den Prozeß der *corrupció* auslöst. Den Prozessen der Vermischung und Wechselwirkung respektive der *generació* und *corrupció* entgegen wirkt das Bestreben eines jeden Elements, sich von den anderen zu entmischen und einen eigenen, einfachen Körper zu bilden: «E cor cascú element volria ésser cors simple per si matex, per açò cascú element cerqua com pusqua haver sa simplicitat per si matex e'n si matex, sens que no agués passió per altres elementz.»<sup>44</sup> So müssen wir uns also den Lullischen Kosmos nach der *Doctrina pueril* als ein System in einem fortwährenden Prozeß der *composició* und *decomposició* vorstellen. Der Bewegung und Vermischung der Elemente steht ihr Bestreben nach Reinheit und Entmischung entgegen. Die Konsequenz daraus ist, daß die Elemente wieder ihrer Schwere oder Leichtigkeit folgend «nach unten» oder «nach oben» steigen, und dabei sich jeweils in ihrer eigenen Sphäre konzentrieren. Dies schreibt Ramon Llull allerdings nicht in diesem Kontext, sondern es liegt angesichts der kosmologischen Traditionen, in welchen er steht und die er — wie gesehen — ebenso schon in früheren Werken wie hier zitiert hatte, nur nahe. In jedem Falle jedoch handelt es sich hier um die kosmologischen Grundfassungen, die zur spätantiken Tradition genauso gehören, wie zu Aristoteles *De caelo et de mundo*. Dieser Text war zudem in zwei umfangreichen Kommentierungen durch Averroes und Thomas von Aquin in Europa im Umlauf.

An anderer Stelle der *Doctrina pueril* werden jedoch die Spuren des geozentrisch-sphärischen Weltmodells noch deutlicher greifbar, nämlich im Kapitel XCIX *De infern*. Die Hölle ist hiernach kein besonderer Ort in der Topographie der Erdoberfläche, sondern sie befindet sich mitten im Zentrum

<sup>41</sup> Ramon Llull: *Doctrina pueril*, ed. Schib, Barcelona 1987, 179.

<sup>42</sup> Op.cit., 226.

<sup>43</sup> Op.cit., 226-227.

<sup>44</sup> Ib.

der Erde, welche somit kaum anders als eine Kugel vorgestellt sein kann. Diese Vorstellung von der Hölle als gleichsam fünfter, im Erdinneren befindlicher Sphäre aus heißer Materie hatte bereits Gossouin de Metz in seiner europaweit einflußreichen Kosmologie, der *Image du monde* (1246/47) vorgestellt, und Ramon Llull folgt dieser Tradition der christlichen Imagination des Ortes der Strafe ohne Einschränkung. Deutlicher als Gossouin de Metz malt er die Höllenstrafen aus, und diese bestehen unter anderem darin, daß die Sünder in einem sprudelnd kochenden Wasser gesotten werden, das zudem voller Feuer ist. Llull schreibt weiter von Abgründen, von denen aus man in mit langen Zähnen bewehrte, feurige Schlünder von Drachen gestürzt wird, von kochendem Blei, Gold und Silber. Schließlich verwendet er in einer für ihn typischen Art noch ein Bild des Alltags zur Illustration des Höllenfeuers. Sein Sohn möge sich nämlich vorstellen, wie lange er es in einem befeuerten Backofen oder im Schmelzofen einer Glasmacherei aushielte, um einen Eindruck von den feurigen Höllenqualen zu erhalten: «Fill, per ço que ages temor del foch infernal, qui tostemp dura, ve a la forn on fan lo vidre, e al forn ou coen lo pa, e considera per quant estaries una hora en aquel foch.»<sup>45</sup> Damit trifft aber auch auf Ramon Llull zu, was bereits über Gossouin de Metz zu sagen wäre: mit der Annahme eines heißen Erdkerns erfaßt auch er wie praktisch alle Kosmologen seiner Zeit ein Moment von physikalisch-geologischer Realität in Gestalt eines religiösen Mythos: «Infern és en lo mig loch dintre lo cor de la terra, lo qual loch és tancat e clos, e lo qual tostemp és pena.»<sup>46</sup> In einer mittelfranzösischen Übersetzung von Lulls Text, der *Doctrina d'enfant* heißt es entsprechend: «Enfer est el milieu dedenz le cuer de la terre, le quel lieu est estoupé, et en celui est tout temps poine.»<sup>47</sup>

Diese Hölle ist nun in vier Regionen unterteilt. In der ersten Hölle verweilen die Verdammten, welche niemals mehr freikommen werden. In der zweiten Hölle, dem Purgatorium, befinden sich jene, welche hier die Buße beenden, der sie im Leben nicht in ausreichendem Maße nachgegangen sind. Die dritte Hölle ist jene, in der sich jene Propheten befinden, die vor der Fleischwerdung Gottes lebten, und die vierte ist der Ort der ungetauft

<sup>45</sup> Op.cit., 238-239.

<sup>46</sup> Op.cit., 237.

<sup>47</sup> Ramon Llull: *Doctrina d'enfant*, ed. Llinarès, Paris 1969, 225.

gestorbenen Kinder.<sup>48</sup> Wie ein Vergleich zeigen würde, ist dies bereits bis in ihre Mikrostrukturen hinein die Hölle aus Dantes *Divina commedia*.

Für das Paradies jedoch, welches Llull im Kapitel 100 behandelt, gibt er keine Daten hinsichtlich dessen Lage im Universum. Anders als Gossouin de Metz, der hier der Tradition des *Somnium Scipionis* von Cicero in der Überlieferung durch Macrobius mit der Vorstellung vom allumfassenden Empyreum außerhalb der Sphären folgt, bleibt Llull hier «ungenau», oder anders formuliert: in den räumlichen Dimensionen, welche er mit den ihm verfügbaren kosmologischen Modellen erfassen kann, gibt es keinen konkret benennbaren Ort des Paradieses, weder außerhalb der Sphären noch an einem bestimmten Punkt auf der Erdoberfläche. Das Paradies ist selbstverständlich der Ort, an dem sich Gott, Jesus und Maria und mit ihnen «tots los àngels, archàngels, màrtirs, prophetes, vèrgens, confessors, abbats»<sup>49</sup> befinden. Von daher ist diese Paradiesvorstellung auch deutlich von dem Platonischen und Ciceronianischen Empyreum, in welchem sich die Rechtschaffenden aufhalten werden, geprägt. Doch scheint Llull bei der christlichen Wendung dieser antiken «Paradies»-Vorstellung die genaue Lagebestimmung preisgegeben zu haben.

#### 6 Spuren des sphärischen Kosmosmodells im *Fèlix. Libre de les meravelles del món* (ca. 1286)

Mit seinem Buch *Fèlix. Libre de les meravelles del món* (ca. 1286) legt nun auch Ramon Llull einen Text vor, welcher sich des Mittels eines Dialogs zwischen dem Gelehrten und seinem Schüler entwickelt. Steht Ramon Llull mit diesem Typ von dialogischer Textverfertigung also in der Tradition des *Elucidarius* von Honorius Augustodunensis (ca. 1120) des auch auf katalanisch überlieferten *Libre de Sidrac* (ca. 1260) und vielleicht auch schon in der des *Placides et Timéo*<sup>50</sup> (vor 1303), so ändert er das Verfahren der Textproduktion doch dahingehend, daß er die philosophischen und kosmologischen Dialoge nun entlang der Achse einer Erzählhandlung präsentiert und damit das in den genannten anderen Texten eher mosaikenartig neben-

<sup>48</sup> Cf. auch Herbert Vorgrimler: *Geschichte der Hölle*, München 1993. Vorgrimler untersucht nicht die Texte von Llull, kann aber zeigen, daß die Höllenvisionen im ausgehenden 13. Jahrhundert eigentlich gerade am Abklingen sind. Von daher erscheinen Lulls und wenig später vor allem Dantes Höllenvisionen eher als besonders wirksame Ausnahmen.

<sup>49</sup> Ramon Llull: *Doctrina pueril*, ed. cit., 241.

<sup>50</sup> *Placides et Timéo ou Li secrets as philosophes*, ed. Thomasset, Paris/Genève 1980.

einander ausgebreitete Textmaterial nun stattdessen einer chronologisch-narrativen Disziplin unterwirft.

Im 3. Buch *Del cel* trifft Fèlix einen *pastor*, der edler und bürgerlicher Herkunft ist, nämlich «fill d'un noble burgès,»<sup>51</sup> jedoch das von seinem Vater für ihn vorgesehene Leben zugunsten eines pastoralen Eremitendaseins preisgegeben hatte. Der Sozialtyp, den Llull hier kennzeichnet, soll offenbar auf eine kompromißhaft-konsensuelle Gestalt verweisen, welche in jener Konstellation von monarchischer Macht — die nach der Eroberung Mallorcas etabliert wurde — und dem dortigen bürgerlichen Dasein funktional sein kann. Dieser Pastor berichtet nun Fèlix von der Gesamtkonstruktion des Universums, und zwar vom Empyreum über das Firmament bis hin zu den sublunaren Phänomenen.

Ramon Llull erfindet das Gespräch zwischen Fèlix und dem *pastor* analog zum schöpfungsgeschichtlichen Bericht der *Genesis*. So entspannt sich der Dialog von der Schöpfung des Firmaments über die Schöpfung der Elemente bis hin zur Entstehung der Wolken, des Regens etc. Und so befragt Fèlix den *pastor* bezüglich der Bewegung des Firmaments. Zweck dieser Textstrategie Ramon Lulls ist es in letzter Konsequenz, vorstellen zu können, wie er selbst das von ihm immer wieder verhandelte Verhältnis von Bewegung und Materie versteht: «Prec-vos - dix Fèlix als pastor -, que'm digats lo firmament per què's mou, ço és saber, si's mou per si mateix o per altre -. E lo pastor dix que lo foc se mou a ensús, per ço car totes ses parts són movatives per forma, e movibles per matèria, estant per tota la forma e la matèria virtut levitiva.»<sup>52</sup>

Wenn nun auf diese Weise die Aufstiegsbewegung des Feuers als Wesensmerkmal des Feuers verstanden wird, dann stellt sich die Frage, inwiefern andere Typen von Bewegung ihrerseits als Wesensmerkmale des entsprechenden Körpers aufzufassen sind. Und so läßt Llull seine Erzählfigur Fèlix den Meister auch über die schöpfungsgeschichtlichen Tatsachen, darunter die zirkulare Bewegung des Firmaments ausfragen: «Dix Fèlix: - Lo firmament, ¿per què es mou enviro? -. Respòs lo pastor, e dix que lo foc se mou a ensús per drete línia, per ço car totes ses parts estan dretament a ensús; e per ço no's mou circularment, car si ho faés fóra compost de parts circulars, enaixí com és lo firmament. Dix Fèlix: — Lo firmament, qui'l sosté? —. Respòs lo pastor que lo sosteniment del firmament és natural per moviment

<sup>51</sup> Ramon Llull: *Fèlix. Libre de les meravelles*, in: id.: *Obres essencials I*, ed. Battlori e.a., Barcelona 1957, 349.

<sup>52</sup> Op.cit., 350.

circular.»<sup>53</sup> Wir treffen hier also auf zwei Formen der Bewegung, die lineare und die zirkulare, welche gleichermaßen im Universum vorhanden sind. Die unablässige Rotationsbewegung des Himmels ist dabei die Bedingung seiner Stabilität. Damit erkennen wir wenigstens eine der Grundannahmen der Platonischen Kosmologie des *Timaios* bei Ramon Llull wieder, und es ist gleichermaßen zu vermuten, daß aufgrund dieses Aspekts Platonischer Kosmologie auch mit der hintergründigen Anwesenheit der Platonischen Vorstellung von der Erdkugel gerechnet werden kann.

Im Kapitel XXI über die Bewegung der Elemente (*Del moviment dels elements*) schreibt Llull dann in vollkommener Übereinstimmung mit der naturphilosophischen Tradition der *École de Chartres* über das uranfängliche Chaos und die Hyle: «Lo filòsof legí, e dix que Déus creà quatre essències, ço és saber, *ignitas, aeritas, aquetas e terrestritas*, segons que és recontat en lo libre qui és apelat *Caos*. Aquelles quatre essències foren ensem creates, e ensem foren un *hyle*, qui és apellat *caos*. E cascuna d'aquelles quatre essències està en forma e en matèria; e la forma és pura acció, e la matèria és pura passió, movent se la forma per tota la matèria, e és moguda tota la matèria per tota la forma.»<sup>54</sup> Materie und Form sind hier heuristische Kategorien der Wahrnehmung und der Beschreibung, die keinesfalls als ontologische Kategorien vom Gegenstand der Beschreibung separiert werden dürfen. Es ist also die Einheit von Form und Materie, welche Ramon Llull hier als Dialektik von *actio* und *passio*, von Bewegung und Bewegtwerden vorstellt. Aus der Vielzahl von Bewegungen resultiert die Strukturbildung im Kosmos. Diese findet jedoch nach den verschiedensten Beschreibungsmodellen, welche wir bei Llull finden können, so auch hier im *Fèlix* grundsätzlich als komplexe Interaktion der verschiedenen Elemente statt, welche in der Realität niemals getrennt vorliegen. So kann es aufgrund der Wechselwirkungen in der Materie geschehen, daß das Feuer, welches immer die Tendenz hat, aufzusteigen, auch in die entgegengesetzte Richtung bewegt wird. Und so fragt Fèlix, der hier die Stimme der von Empirie und Tatsachenbeobachtung geprägten Vernunft repräsentiert, hinsichtlich der Bewegung des Feuers «nach unten»: «Encara demanà Fèlix al fill del rei, lo foc com podia davallar cajús car natural cosa sia muntar a ensus, e com l'esfera de l'air e l'esfera de l'aigua sia enfre ell e la terra.»<sup>55</sup> Es handelt sich hierbei — so weit zu sehen — um

<sup>53</sup> Ib.

<sup>54</sup> Op.cit., 353-354.

<sup>55</sup> Op.cit., 354.

eine der wenigen Stellen überhaupt, an denen Ramon Llull explizit auf das Sphärenmodell zu sprechen kommt. Allerdings können wir hier auf das Globusmodell für die Erde nur als eine Implikation des universellen Sphärenmodells antiken Zuschnitts schließen, zumal der Globus oder die Sphära als Begriffe zur Beschreibung der Erdgestalt im *Fèlix. Libre de les meravelles del món* nicht vorkommen.

### 7 Die Elementensphären im *Arbre de ciència* (1295/96)

In ähnlicher Form finden wir die elementaren Positionen des geozentrischen und des konzentrisch-sphärischen Weltmodells auch im *Arbre de ciència* (1295/96) wieder.<sup>56</sup> Hier führt Llull am Beispiel des Chaos und der aus ihm separierten Elemente die von ihm ersonnene Struktur des enzyklopädischen Baumes zum Zwecke der Strukturierung der verfügbaren Daten über die sublunaren Dinge vor: «Per lo tronc entenem l'ajustament de tots aquests començaments corporals, d'on se segieix lo cors confús qui és apellat caos, e qui compleix tot l'espai qui es dejús la luna [...]. Per les branques entenem los quatre elements simples, ço és a saber, lo foc, l'air, l'aigua e la terra [...]. Per los rams entenem les quatre masses qui són los quatre elements composts e sensibles, ço és saber, lo foc qui és en la flama, e l'air mogut qui és enfre nós e la luna, e l'aigua de la mar e dels flums e de les fonts, e la terra en què habitam e en la qual som sostenguts; e aquests son membres de l'Arbre elemental.»<sup>57</sup> Das Bild des Baumes stellt hier keine Entsprechung zu den realen Strukturen des Seienden dar, sondern es dient dem räumlichen Arrangement der begrifflich gegliederten und erfaßten Zustände des Seienden: der Begriff des Stammes entspricht dem Chaos respektive der Hyle und erfaßt den sublunaren Raum. Die Äste entsprechen den vier einfachen Elementen, die Zweige schließlich den Elementen in ihrer körperlichen Wirklichkeit.

Wie etwa zwanzig Jahre zuvor im *Liber Chaos* stellt Ramon Llull hier erneut die These von der für jedes Element angemessensten Positionierung im Raum vor. Die vorgeführte Abfolge der Elemente entspricht dabei genau ihrer Reihenfolge im Modell der konzentrisch-sphärischen Schichtung der Elemente gemäß ihrer Gravitation: «Cascun d'aquests elements a son propri

<sup>56</sup> Cf. dazu auch Frances Yates: *The Art of Ramon Llull: An Approach to it Through Lull's Theory of the Elements* [1954], in: id.: *Lull & Bruno. Collected Essays*, I, London 1982, 9-77.

<sup>57</sup> Ramon Llull: *Arbre de ciència*, in: id.: *Obres essencials* I, ed. Battlori e.a., Barcelona 1957, 557.

loc segons li és mills dispost, així com lo foc que'l seu loc és la sua esfera contigua ab l'esfera de la luna, e'l loc de l'air és l'esfera contigua ab l'esfera del foc, e'l loc\* de l'aigua és l'esfera contigua ab l'esfera de l'air, e'l loc de la terra és l'esfera contigua ab l'esfera de l'aigua en la superficie en què som.»<sup>58</sup>

Der Lebensraum des Menschen (*la superficie de la terra en què som*) ist hiernach zweifellos die Oberfläche der als Kugel verstandenen Ansammlung des Elements *terra* im Zentrum des sphärischen Aufbaus dieses Universums. Das sphärische Schichtenmodell begründet Ramon Llull traditionsgemäß mit dem bereits bei Isidor von Sevilla begegnenden Argument der für jedes Element verschiedenen Materiedichte. Hatte Llull bisher vor allem das Argument der Schwere und der Leichtigkeit und der daraus resultierenden Bewegungen eingesetzt, um die Materieschichtung zu demonstrieren, ist es jetzt die Materiedichte. Wir brauchen hier nicht die Gesamtkonstruktion des Universums zu verfolgen, wie sie Ramon Llull nun darstellt. Es genügt die Darlegung der Verhältnisse zwischen Hydrosphäre und Erde, um die Gesamtstruktur seiner Argumentation zu erkennen: «E la raó per què l'esfera de l'aigua cové ésser sobre l'esfera de la terra, és que ha menys de matèria que la terra e no és tan greu com la terra.»<sup>59</sup> Hier also treffen wir, wie nach all dem nicht anders zu erwarten, auf den Begriff der Erdkugel, der *esfera de la terra*. Es ist diese Stelle wohl das älteste explizite katalanische Sprachzeugnis für die Vorstellung von der Erdkugel.

Nachdem die Sphärentheorie — auch für die Erde — nunmehr ausführlich dargelegt ist, wird sie in den folgenden Ausführungen Ramon Lulls zu einem jederzeit verfügbaren, einem naturphilosophischen Axiom gleichkommenden Dispositiv seiner Argumentation, welches keiner weiteren Begründung mehr bedarf.

In genau 100 Unterkapiteln, welche hierauf folgen, stellt Llull die verschiedenen Daseins- und Wirkungsweisen der Materie vor, darunter die Fruchtbarkeit oder die Kraft, welche die Materie zum Wachstum befähigt: «E aquesta pregonea està més per fred e per sec, que per altra complexió, per ço car la terra és de forma esfèrica e l'aigua ha natura restrictiva.»<sup>60</sup> Die Wachstumskraft rührt also vor allem von der Kälte und der Trockenheit her und von keinen anderen Merkmalen der Materie, da es nach Llull keine

<sup>58</sup> Op.cit., 564. (\*) An dieser Stelle gibt die Ausgabe der *Obres essencials* irrtümlich *foc* an.

<sup>59</sup> Ib.

<sup>60</sup> Op.cit., 576.

anderen Komplexionen von Materieeigenschaften geben kann, welche hier wirksam würden.

Daß auch praktisch keine anderen Einflüsse eine Rolle spielen können, liegt nach Llull an der physikalischen und geometrischen Verfaßtheit der Erde: Diese ist eine massive Kugel, die aus dem Element *terra* gebildet ist, und aufgrund ihrer sphärischen Gestalt ist sie nach außen hin abgeschlossen und läßt folglich keine nennenswerten Komplexionen mit anderen Merkmalen zu. Eindeutig verwendet Llull hier erneut die Vorstellung von der sphärischen Gestalt der Erde und schreibt explizit: «la terra és de forma esferica.» Es ist dabei bemerkenswert, wie Llull dieses Argument einsetzt. Die Kugelgestalt der Erde ist hier nicht Gegenstand, der besonderer Erkenntnis oder einer gesonderten Darstellung bedurfte, sondern es handelt sich um eine offensichtliche Selbstverständlichkeit, über welche Llull in diesem Kontext keine weitere Rechenschaft mehr abzulegen braucht. Llull berichtet nicht mehr über die Kugelgestalt der Erde, wie es andere Kosmologen vor ihm tun (beispielsweise Brunetto Latini in seinem *Livres dou tresor*, 1284), und stellt dann seine Thesen unter Beweis. Vielmehr setzt er diese Einsicht bereits als Tatsache voraus und verwendet sie als Begründung für seine Theorie von jener Kraft, welche er in der Fertilität der Erde sieht.

Wir können vermuten, daß Ramon Llull bei der Vorstellung von einem Zusammenhang zwischen der Kugelgestalt der Erde und der in ihr enthaltenen Wachstumskraft einen alten kosmologischen Mythos verarbeitet. Aus orphischer und platonischer Tradition stammt die Vorstellung des kosmischen Eies,<sup>61</sup> welches die Struktur des aus vier Sphären aufgebauten Universums symbolisiert.<sup>62</sup> Im Zentrum des Eies befindet sich diesem Mythos zufolge das kugelförmige Dotter so wie sich im Zentrum des Universums die kugelförmige Erde befindet. Dieser Mythos wird seit Ephraim dem Syrer

(\*306; †373)<sup>63</sup> und Basilius von Caesarea (\*~329; †379)<sup>64</sup> seit dem ausgehenden 4. Jahrhundert genutzt, um eine Stelle aus der *Genesis* zu interpretieren.<sup>65</sup> Hier geht es darum, daß dem Text zufolge der Geist Gottes während des Schöpfungswerks über den Wassern schwebte. Diese Passage wird jedoch von den Kirchenvätern unter Zuhilfenahme syrischer Bibel-Fassungen so gelesen, daß das Bild eines über den Wassern die Erde und das Weltenei bebrütenden Vogels entsteht.<sup>66</sup> Durch diesen Vorgang des Hegens schließlich löste der *Spiritus Domini* das Wachstum im dottergleichen Zentrum des Universums, der Erde aus. Mit dieser Synthese von orphischer und alttestamentarischer kosmologischer Mythologie führen die Kirchenväter das antike Symbol des Welteneies in die christliche Kosmologie ein. Von hier aus spielt dieses Bild als merktechnisches Instrument für die Vergegenwärtigung der kosmischen Strukturen eine erhebliche Rolle. Insbesondere die volkssprachlichen Kosmologien des 13. Jahrhunderts sind im Nachgang zu Basilius von Caesarea (4. Jhd.), entsprechenden Stellen bei Beda Venerabilis (7. Jhd.),<sup>67</sup> Johannes Scotus Eruigena (9. Jhd.)<sup>68</sup> und Pierre Abélard (12. Jhd.)<sup>69</sup> wichtige Zeugen für die weite Verbreitung des nunmehr orphisch-christlichen Konzepts, Sinn- und Merkbildes vom kosmischen Ei. Im Kontext dieses wichtigen kosmologischen Konzepts scheint nun der Zusammenhang von sphärischer Gestalt der Erde und der ihr innewohnenden Fertilität bei Ramon Llull verstanden zu werden müssen.

<sup>61</sup> Die authentischste Wiedergabe dieses orphischen Mythos in einer antiken Quelle finden wir in: B. Rehm (ed.): *Die Pseudoklementinen II: Rekognitionen in Rufins Übersetzung*, X 30, Berlin 1965, 346-47.

<sup>62</sup> Cf. dazu Franz Lukas: *Das Ei als kosmogonische Vorstellung*, in: *Zeitschrift des Vereins für Volkskunde*, 4, 1894, 227-243; Peter Dronke: *Fabula. Explorations into the Uses of Myth in Medieval Platonism*, (= *Mittelalterliche Studien* 9), Leiden / Köln 1974, 79sq. Zu der bereits in der Antike weit über den mediterranen Kulturkreis hinausreichenden Thematik des kosmischen Eies cf. René Guénon: *Il Cuore e l'Uovo del Mondo*, [zuerst frz. in: *Études traditionnelles*, Februar 1938] in: id.: *Simboli della Scienza Sacra*, (= *gli Adelphi* 16), Milano <sup>3</sup>1994, 193-195, sowie id.: *La Caverna e l'Uovo del Mondo*, [zuerst frz. in: *Études traditionnelles*, März 1938], in: op.cit., 196-199.

<sup>63</sup> Zu Ephraim dem Syrer cf. Robert Murray: *Ephraem Syrus*, in: *Theologische Realenzyklopädie (TRE)*, t. IX, 755-762.

<sup>64</sup> Zu Basilius von Caesarea cf. Wolf-Dieter Hauschild: *Basilius von Caesarea*, in: *Theologische Realenzyklopädie (TRE)*, t. V, 301-313.

<sup>65</sup> Basilius der Große: *Hexameron*, in: id.: *Ausgewählte Homilien und Predigten*, 2 vols., ed. Stegmann, (= *Bibliothek der Kirchenväter*, 47), II, München 1925, 35.

<sup>66</sup> Cf. das *Buch Ephraim I*, in: Alfred Pfabigan (ed.): *Die andere Bibel*, Frankfurt am Main 1991, 7.

<sup>67</sup> Beda Venerabilis: *Libri quatuor in principium Genesis usque ad nativitatem Isaac et eiectionem Israhel adnotationum*, ed. Jones, (= *Corpus Christianorum. Series Latina*, CXVIII, *Beda opera II*), Turnholt 1972, 6.

<sup>68</sup> Cf. Johannes Scotus Eruigena: *De divisione naturæ*, in: *Patrologia Latina* 122, Paris 1853, Sp. 554.

<sup>69</sup> Pierre Abélard: *Expositio in Hexameron*, in: Petrus Abælardi Abbatis Rugensis *Opera omnia*, ed. Migne, (= *Patrologia Latina*, 178), Paris 1855, Sp. 731-784; 735.

### 8 Marco Polo und das Sinken des Polarsterns auf Java oder die Kugelgestalt der Erde als Alltagswissen (Exkurs)

Der begründungslose, argumentative Umgang mit der Kugelgestalt der Erde bei Ramon Llull ist in dieser Zeit keine Singularität, sondern ein Phänomen, welches wir des öfteren antreffen können. Praktisch zu der gleichen Zeit, als Ramon Llull seinen *Arbre de ciència* verfaßt, diktiert Marco Polo seinem Mitgefangenen in genuesischem Gewahrsam, Rusticciano da Pisa, den Bericht über seine Reisen nach Ost- und Südostasien zur Niederschrift. Unter anderem handelt es sich hierbei um Fahrten, welche Marco Polo nach Java und Sumatra unternommen und auf denen er seine Beobachtungen am nächtlichen Sternenhimmel angestellt hatte. So fügt er seinem Bericht über Klein-Java folgende Bemerkung über die dortigen astronomischen Verhältnisse hinzu: «Mais je vous diray avant une chose. Et sachiez que ceste isle est si vers midi que l'estoille tremontaine n'y apert.»<sup>70</sup> In der italienischen Fassung steht entsprechend: «E dirovvi una cosa che parrà maraviglia ad ogni uomo: che questa isola è tanto verso mezzodì, che la tramontana non si vede né poco né assai.»<sup>71</sup> Hier finden wir in Erweiterung der französischen Fassung also zusätzlich die rhetorische Wendung, daß die Unsichtbarkeit des Polarsterns in diesem südlichen Land jedermann in Verwunderung versetzte. Kurz darauf berichtet Marco Polo vom Königreich Samara, welches ebenfalls auf Klein-Java liegt, und in welchem er sich wegen des schlechten Wetters fünf Monate aufgehalten hatte. Aufgrund der Südlage dieses Landes hat er neuen Anlaß über dessen astronomische Besonderheiten zu schreiben: «Et si vous di encore que l'estoille de la tremontaine ne celle du maistre n'y aperent riens.»<sup>72</sup> In der italienischen Version heißt es entsprechend: «E ancora la tramontana non si vedeva, né le istelle del maestro.»<sup>73</sup>

Für Marco Polos Beobachtungsverhalten der Erde sind die Erkenntnisse der Kosmologie, welche die Erde im Gegensatz zu ihm bisher vielfach nur mental und rational vermessen hatte, von außerordentlicher Bedeutung: er registriert genau die Stellung des Polarsterns bezogen auf den Horizont und

er weiß, daß das allmähliche Sinken des *tramontana* bedeutet, daß er sich selbst auf seiner Reisebewegung dem Äquator und dem *polus antarcticus* nähert. Das heißt weiter, daß er sich auch dessen bewußt ist, wie er sich auf einer Sphäre bewegt, deren geometrische Faktur er schließlich ziemlich genau so erfährt, wie die bisherigen Theorien zur Kugelgestalt der Erde es behaupten. Umstandslos berichtet hier Marco Polo mit der kosmologischen Tradition und vollkommen den geographischen und astronomischen Verhältnissen angemessen vom Sinken des Polarsterns sobald man in Länder gerät, welche sehr weit südlich, d.h. genauer: südlich des Äquators liegen. Mit anderen Worten: was er beobachtet ist ihm im wesentlichen eine Selbstverständlichkeit. Er verwundert sich nicht über die Tatsache, daß der Polarstern in dem Maße verschwindet, wie er in den Süden gelangt, ein Indiz dafür, daß Marco Polo die beobachteten Himmelsphänomene vor dem Hintergrund eines rationalen Erklärungsmusters versteht: die Kugelgestalt der Erde. Lediglich in dem einen, oben angeführten Fall der italienischen Texttradition des *Milione* wird mit dem Erstaunen und der mutmaßlichen Unkenntnis des Lesers hinsichtlich der Erdgestalt operiert. Um so deutlicher erhebt sich hier aber der Fachmann über das rhetorisch als kenntnislos hingestellte Publikum. Wie bei Ramon Llull ist auch bei Marco Polo und Rusticciano da Pisa die Kugelgestalt der Erde eine solche Selbstverständlichkeit, daß sie praktisch einem naturphilosophisch-kosmologischen Axiom gleich als Hintergrund zur Erklärung der Phänomene herangezogen oder vorausgesetzt wird.

### 9 Die Sphärentheorie als merktechnische Kurzform im *Liber proverbiorum* (1296)

In seinem *Liber Proverbiorum* (Rom, 1296) kondensiert Ramon Llull schließlich eine Vielzahl kosmologischer Positionen auf kurze, proverbiale Sentenzen, welche nicht den Anspruch erheben, den Platz eines ausgefeilten kosmologischen Traktats einzunehmen. Das *Liber Proverbiorum* enthält eine Vielzahl von theologischen, naturphilosophischen, erkenntnistheoretischen und moralphilosophischen Sentenzen, welche einer sprichwörtlichen Wendung gemäß leicht erlernt und als auf das Äußerste kondensierte Wissensformeln wie Kristallisationskeime zur Memorierung umfassenderer Wissensinhalte zur Verfügung stehen. Somit besteht die Funktion dieser Kurzformen darin, als leicht erinnerbare Formeln Ausgangspunkt für die Assoziation weiteren Wissens zu sein. Die kosmologischen Proverbien befinden sich insbesondere im zweiten Teil, nämlich in *De Proverbis Naturalibus*. Der proverbialen Form entsprechend knapp stellt

<sup>70</sup> Marco Polo / Rusticciano da Pisa: *Le Livre de Marco Polo*, ed. Pauthier, 2 vols. Paris 1865, Kap. CLXV, 568.

<sup>71</sup> Marco Polo: *Il Milione*, Kap. CXLIII, ed. Marcello Ciccutto, Milano 1989, 376.

<sup>72</sup> Marco Polo / Rusticciano da Pisa, op.cit., 572.

<sup>73</sup> Marco Polo: *Il Milione*, Kap. CXLIV, ed. cit., 378.



Ramon Llull hier auch die Elementenlehre vor. Die vier Elemente seien miteinander durch qualitative Ähnlichkeiten verbunden, sodaß sich deren Beziehungen zueinander in der merktechnischen Form von Drei- und Vierecken darstellen lassen. Was für Isidor von Sevilla noch das merktechnische Modell der *rota* war, sind hier die anderen genannten geometrischen Formeln. Und so, wie bei Isidor die Nutzung des *rota*-Modells keinesfalls zu der Annahme führen darf, als vertrete er die Vorstellung von einer scheiben- oder radförmigen Erde, so dürften auch die Äußerungen Ramon Llulls hinsichtlich der geometrischen Gestalt der Beziehungen der Elemente zueinander nicht dahingehend mißverstanden werden, daß er nun die Auffassung von quadratischen oder triangularen Weltstrukturen vertritt. Diese Möglichkeit, die Elemente zueinander zu gruppieren, faßt Ramon Llull nämlich als Qualität der Elemente auf, und so liest sich sein Text so, als gruppierten sich die Elemente zu derartigen Figuren. So heißt es im 79. Kapitel *De Elementis*: «2. Elementa sunt quatuor, ut ex illis sit quadrangulus, & ut ex quadrangulo sit triangulus. 3. De elementalibus quadrangulo sunt duodecim generales trianguli. 4. De igne, terra & aëre est unus triangulus per concordantiam & contrarietatem; de igne & terra, quæ concordant per siccitatem; & de igne & aëre, quæ concordant per calorem; & de terra & aëre, qui contrariantur per humiditatem & siccitatem. 5. Ignis, aër & aqua faciunt triangulum per concordantiam caliditatis & humiditatis, & per contrarietatem caloris & frigoris.»<sup>74</sup> Er gibt noch weitere derartige Beschreibungen der geometrischen Figuren, mit welchen die Relationen der Elemente beschrieben werden können, doch steht es außer Frage, daß es hier um die Darstellung von Systemen geht, mit denen die als Zusammenhänge und Korrespondenzen systematisierbaren Eigenschaften der Elemente, nicht aber die Realität der Beziehungen und der Gestalten, welche sie bilden, erfaßt werden sollen.

Deutlich spricht sich dann Ramon Llull auch in diesen knappen naturphilosophischen Sentenzen mit Blick auf die grundsätzliche Gestalt der Elemente aus: «11. Quodlibet Elementum habet suum proprium locum, qui est sua

sphæra.»<sup>75</sup> Damit ist unmißverständlich ausgedrückt, daß jedes Element, und damit wohl auch die Erde ihre eigene Sphäre okkupiert, mithin jedes Element seinen Ort im Universum durch die eigene sphärische Gestalt definiert und gegen die anderen abgrenzt.

10 Der Saturn als *complexio terrae*  
oder die Gestalt unregelmäßigen Erdklumpens:  
der *Tractatus novus de Astronomia* (1297)

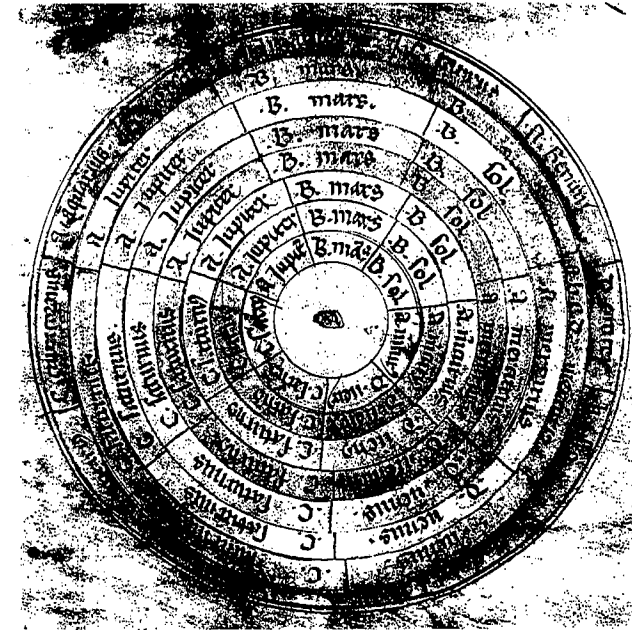
Als letzten kosmologischen Text Lulls, aus dem zweifellos seine These von der Kugelgestalt der Erde hervorgeht, können wir den *Tractatus novus de Astronomia* (Paris, 1297) heranziehen. Dieser Text, der bisher oftmals unzutreffend als Bekräftigung der antiaristotelischen Verurteilungen des Jahres 1277 von Paris und Oxford angesehen wurde,<sup>76</sup> wird nach neueren Untersuchungen und Interpretationen nicht mehr dem Lager der klerikalen Feinde der modernen Naturphilosophie des 12. und des 13. Jahrhunderts zugeschlagen. Schon bei erster Lektüre wird deutlich, daß Lulls Interesse an diesem Gegenstand wohl genau darin bestanden haben wird, daß der astrologische Seitenstrang der Astronomie eine — wenn auch spekulativ-mythologische — systematische Sichtung der Wechselwirkungen der verschiedenen Materieballungen in unserem Universum leistet. Daß gerade Llull außerordentliches Interesse an den Wechselbeziehungen der Materie hatte, war ja schon seit seinen frühesten Schriften manifest. Abgesehen davon nun, daß er in seinem *Tractatus novus de Astronomia* selbstverständlich das konzentrisch-sphärische Weltmodell mit der Erde im Mittelpunkt voraussetzt, finden wir hier einen knappen Hinweis darauf, wie er sich den Saturn vorstellt. Da der Saturn im Gegensatz zu den anderen Planeten in astrologischer Tradition als ein aus Erde geschaffener Himmelskörper gilt, kann uns seine Beschreibung wenigstens auf den Wege der Analogie grundsätzliche Informationen hinsichtlich der Lullischen Vorstellungen von einem aus Erde geschaffenen Himmelskörper liefern: «Saturnus est de complexione terrae, quae significatur per C [scil. per littera C in imagine adposita]; et est masculinus, diurnus et malus et habet plumbum et diem Sabbati. Et est dominus Capricorni et Aquarii, et suum cursum facit in triginta annis, sicut Sol suum cursum facit in uno anno. [...] Quia Saturnus

<sup>74</sup> Ramon Llull: *Liber proverbiorum*, in: id.: *Opera* VI, Mainz 1737, 1-131; 76: «2. Es gibt vier Elemente, so daß aus diesen ein Viereck und aus dem Viereck ein Dreieck gebildet werden kann. 3. Aus dem Viereck der Elemente entstehen zwölf allgemeine Dreiecke. 4. Aus Feuer, Erde und Luft wird ein Dreieck gebildet auf der Grundlage von Übereinstimmung und Gegensatz; nämlich aus Feuer und Erde, welche in der Trockenheit übereinstimmen; und aus Feuer und Luft, welche in der Wärme übereinstimmen; und aus Erde und Luft, welche einen Gegensatz von Feuchtigkeit und Trockenheit bilden. 5. Feuer, Luft und Wasser bilden ein Dreieck aufgrund der Übereinstimmung von Wärme und Feuchtigkeit; und wegen des Gegensatzes von Wärme und Kälte. [etc.]»

<sup>75</sup> Ib.: «11. Jedes beliebige Element nimmt seinen eigenen Raum ein, welcher seine Sphäre ist.»

<sup>76</sup> Cf. Kurt Flasch: *Aufklärung im Mittelalter? Die Verurteilung von 1277. Das Dokument des Bischofs von Paris übersetzt und erklärt, (= excerpta classica, 6), 1989.*

est de complexione terrae et terra est sicca et frigida homines, qui nati sunt sub Saturno, naturaliter dispositi quod laborent et quod magna aedificia faciant.»<sup>77</sup> Ziehen wir von dieser Darstellung die astrologischen Spekulationen ab, so ergibt sich das Bild eines Himmelskörpers, welcher als *complexio terrae*, als Verbindung und Verknüpfung des Elements *terra* gebildet ist. Analog dürften wir uns nun auch die Erde nach Llulls Vorstellung als *complexio terrae* denken, welche im Zentrum des Universums ruht. Tatsächlich träge der Begriff der *complexio* auch sehr gut auf die Erde zu, denn angesichts der in der Naturphilosophie der Zeit ja bereits thematisierten Unebenheiten der Erdoberfläche, treffen die Begriffe des Globus und der Sphäre, sofern sie als ideale Körper aufgefaßt werden, auf ihre Grenzen. Es scheint zudem so zu sein, daß diese Vorstellung von einer Erde, die nicht in idealer Weise kugelförmig geformt ist, auch in die zeitgenössischen Illustrationen des Werks eingegangen ist.



Konzentrisch-sphärische Schichtung des Universums mit einer *complexio terrae* im Zentrum, aus: Ramon Llull: *Tractatus novus de Astronomia* (1297).

Wir wissen sowohl aus der zitierten Stelle über den Saturn als auch aus dem Kapitel II von Llulls *Astronomia*, daß er seine Abhandlung mit einer *Figura astronomiae* illustriert hat. Hier finden wir nun die Darstellung der astrologischen Häuser der einzelnen Himmelskörper und ihrer Konjunktionen im Hinblick auf das zentral in dieses Schematogramm eingezeichnete Bild der Erde. In der Illustration eines in London aufbewahrten Manuskripts befindet sich im Zentrum des astrologischen Systems nun eine Zeichnung, welche offensichtlich die Vorstellung von einer *complexio terrae* graphisch ins Bild setzen soll. Es handelt sich dabei wohl um das Bild eines Klumpens von Erde, welcher in diesem kosmo-astrologischen Konstrukt die Erde graphisch repräsentieren soll. Diese jedoch ist, dies ist den Naturphilosophen der Zeit bewußt, auf ihrer Oberfläche nicht in idealer Weise sphärisch strukturiert.

<sup>77</sup> Ramon Llull: *Tractatus novus de Astronomia*, in: Raimundi Lulli Opera Latina 76-81, ed. Pereira/Pindl-Büchel, (= *Corpus Christianorum Continuatio Medievalis LXXIX*), Turnholt 1989, 108: «Der Saturn besteht aus einer Zusammenballung von Erde, die durch den Buchstaben C im beigefügten Bild bezeichnet wird; und er ist männlich, gehört zum Tage, ist böse, sein Metall ist das Blei und sein Tag der Sonnabend. Und er ist Herr des Steinbocks und des Wassermanns, und läuft in dreißig Jahren um, so wie die Sonne in einem Jahr [die Erde] umläuft. [...] Da der Saturn aus einer Zusammenballung von Erde besteht und die Erde trocken und kalt ist, sind die Menschen, die unter dem Saturn geboren sind, natürlich dazu disponiert, zu arbeiten und große Häuser zu bauen.»

Von daher ist die Darstellung eines unregelmäßigen Körpers, so sehr sie auch zur Übertreibung hinsichtlich der Unregelmäßigkeit der Erdoberfläche tendierte, dennoch in gewisser Weise den tatsächlichen Verhältnissen angemessener als dies die Darstellung eines Körpers von perfekter Rundung wäre. Es handelt sich bei dieser Darstellung also nicht um ein realistisches Bild der Erde oder ihrer Umrisse, wie man sie vom Weltraum aus sehen könnte, sondern in letzter Konsequenz um das Ideogramm des im Weltzentrum befindlichen, unregelmäßigen Gebildes, welches aus dem Element *terra* gebildet ist. Daß diese Darstellung der *complexio terrae*, dieses Erdklumpens im Weltzentrum aber vor allem keine Scheibe sein soll, geht aus eingehender Untersuchung weiterer Passagen des Textes hervor.

#### 11 Das Ende linearer Bewegungen im Gravitationszentrum des Universums und die Raumlage der Antipoden

Andere Stellen des *Tractatus novus de Astronomia*, an denen Ramon Llull umstandslos zu den konventionellen Erklärungen mit Hilfe des Globusmodells greifen könnte, sind von der Abwesenheit des Globusmodells gekennzeichnet. So verzichtet er beispielsweise bei der Beschreibung der vier Jahreszeiten auf jede Darstellung des Verhältnisses von Erde, Erdoberfläche, Wende- und Polarkreisen und Sonne, welches sonst in den kosmologischen Schriften sehr gebräuchlich ist. Stattdessen bescheidet er sich mit der Darstellung der in den jeweiligen Jahreszeiten einflußreichen Sternkonstellationen. Allerdings greift er an anderer Stelle des *Tractatus novus de Astronomia* zu Darstellungen, welche unmittelbar aus dem Arsenal der bisherigen Globustheorien genommen sind, und das heißt nichts anderes, als daß auch bei ihm wiederum die implizite Präsenz des Globusmodells vorausgesetzt werden kann. Andernfalls machten seine Darstellungen keinen Sinn.

Besonders deutlich wird dieses implizite Globusmodell anlässlich seiner Darlegung von zirkularer und linearer Bewegung im Kosmos. Nach Ramon Lulls philosophisch-kategorialer Aufschlüsselung der Prinzipien des Seienden zeichnet sich ja — wie bereits gesehen — alles Seiende durch das Zusammenwirken von *actio* und *passio* aus. Dies funktioniert dergestalt, daß ein Seiendes ohne die es kennzeichnende *actio* nicht mehr dieses Seiende ist, woraus folgt, daß die jeweilige *actio* eine ontologische Kategorie des jeweils Seienden ist. Dies übertragen auf die kategoriale Erfassung des Himmels und seine Beschreibung bedeutet, daß nach Llull der Himmel wesensmäßig nicht ohne die ihn konstituierende zirkuläre Bewegung gedacht werden kann, oder

anders formuliert: die Materie des Himmels im Stillstand wäre notwendigerweise schon nicht mehr der Himmel sondern ein anderes Seiendes. Die Bewegung des Himmels ist nach Llull also die übliche, auch von der bisherigen Naturphilosophie postulierte Kreisbewegung des Himmels um das Zentrum des Universums: «Caelum se mouet de oriente ad occidentem cum sua forma motiua naturaliter et mouet Solem et alios planetas de occidentem ad orientem; sed hoc facere non posset, si sua anima non esset forma motiua.»<sup>78</sup> Die Folge dieser gedanklichen Konstruktion ist, daß der Himmel nur im Zustand der Bewegung gedacht werden kann, welche zugleich ein Zustand von Ruhe und Stabilität ist. In diesem Sinne beschreibt Llull die rotierende, kreisförmige Bewegung des Himmels um das Zentrum des Universums als die Bedingung seiner Stabilität.

Da die Rotationsbewegung des Himmels nun seine Wesenheit ist, bedingt diese Bewegung auch keine Zeitlichkeit, denn seine Bewegung ist nicht in der Zeit und sie ist auch keine Kategorie des Werdens und des Vergehens, sondern mit seinem Sein auf wesensmäßige und ihn als solchen definierende Weise verbunden: «Caelum est subiectum sui motus sine nunc, momento et tempore, quoniam in se non habet horas, dies neque annos, quoniam totus suus motus ita est sine successione temporis, sicut est suus circulus sine principio, medio et fine [...]»<sup>79</sup> Da die zeitliche Sukzession also kein Kriterium der Bewegung des Himmels ist und diese Bewegung — wie gesehen — in sich und für den Himmel, sofern er ist, zeitlos-unendlich, eignet dieser Bewegung auch keine Finalität in dem Sinne, daß sie den Himmel auf einen Ort hinbewegte, welcher der Ort seiner Ruhe wäre: «Caelum in se locum non habet, ad quem se moueat uel ad quem suae partes se moueant [...]. Et quoniam caelum in se locum non habet, ad quem se moueat, sed se mouet intense et continue circulariter, oportet, quod illud, quod sibi dat huiusmodi naturam motus, sit forma motiua, quae suum finem habeat in suo motu naturali.»<sup>80</sup> Wesensmerkmal nun und keiner Veränderung unterworfenener

<sup>78</sup> Op.cit., 165: «Der Himmel bewegt sich von Osten nach Westen mit seiner natürlich bewegenden Formkraft und bewegt die Sonne und die anderen Planeten von Westen nach Osten; doch dies könnte er nicht tun, wenn seine Seele nicht bewegender Art wäre.»

<sup>79</sup> Ib.: «Der Himmel ist der eigenen Bewegung ohne Jetzt, Moment und Zeit unterworfen, da er in sich keine Stunden, Tage und auch nicht Jahre hat, und da seine ganze Bewegung so ist ohne zeitliche Abfolge, wie seine Kreisbahn ohne Anfang, Mitte und Ende ist.»

<sup>80</sup> Ib.: «Der Himmel hat keinen Ort, auf welchen er sich hinbewegte oder auf welchen seine Teile sich hinbewegten [...] Und da der Himmel in sich keinen Ort hat, auf welchen er sich hinbewegte, sondern sich gespannt und kontinuierlich kreisförmig bewegt, ist es notwendig, daß das, was sich diese Art von Bewegung gibt, die bewegende Form ist, welche ihr Ende

Zustand des Seins des Himmels ist seine zirkulare Bewegung, und zwar ebenso, wie es Grundprinzip des Feuers ist, aufzusteigen, und Charakteristikum des Elements *terra*, «nach unten» zu streben. So erkennen wir hier wieder zwei grundsätzliche Bewegungsrichtungen, welche den Elementen des Seienden eignen können: die zirkulare Bewegung des Himmels und die linearen Bewegungen — nach oben oder nach unten — der Elemente.

Mit der Erläuterung dieser kosmischen und elementaren Bewegungsprinzipien berührt Ramon Llull jedoch eine der Grundfragen der zeitgenössischen Kosmologie und beantwortet sie auf eine Weise, daß sich auch hier die Konturen des Modells einer sphärisch geformten Erde im System einer konzentrisch-sphärischen Schichtung der Elemente abzeichnen. Zunächst schreibt er über die linearen Bewegungen der Elemente: «Quoniam, sicut ignis suum habet appetitum ad mouendum se superius et sicut terra, quae appetitum habet ad inferius, uidelicet ad centrum suum, ita caelum habet appetitum ad motum circularem; et sua quies est mouere se ipsum absque ubi et centro.»<sup>81</sup>

Was nun für den Himmel mit seiner zirkularen Bewegung gilt, nämlich in der Bewegung in Ruhe zu sein, kann nun nicht analog für die Elemente gefolgert werden, welche dem Impuls einer linearen Bewegung folgen. Kein Körper nämlich, der einer geradlinigen Bewegung folgt, kann in Ruhe sein, indem er sich bewegt. Dazu führt Ramon Llull das Beispiel eines Steines an, welchen man in ein die Erde durchdringendes Bohrloch würfe: «Nullum corpus habens motum rectum quiescit in mouendo se, sicut, si Parisiis esset unum foramen in terra usque ad superficiem Antipodum, qui in illo foramen lapidem proiceret, ille lapis descenderet usque ad medium locum centri et ab illo loco se non moueret, quod, si ab illo se moueret, sua ponderositas in leuitatem conuerteretur. Sed caelum aliam quietem non habet, nisi in mouendo se.»<sup>82</sup> Im Zentrum des Bohrloches — und der Erde ... und damit

(d.h. ihr Ziel und ihren Zweck) in ihrer natürlichen Bewegung hat.»

<sup>81</sup> Op. cit., 108: «So wie das Feuer sein Bestreben hat, nach oben zu steigen, und die Erde das Bestreben hat, nach unten zu sinken, d.h. also zu ihrem Zentrum, so hat der Himmel ein Bestreben zur kreisförmigen Bewegung, und seine Ruhe besteht darin, sich in sich selbst zu bewegen, und zwar von überall und vom Zentrum weg.»

<sup>82</sup> Op. cit., 166: «Kein Körper, welcher eine geradlinige Bewegung ausführt, kann im Zustand der Ruhe sein, indem er sich bewegt. So beispielsweise, wenn sich in Paris ein Bohrloch in der Erde befände, das bis zur Erdoberfläche der Antipoden reichte, und man in dieses Loch einen Stein würfe, dann würde dieser Stein bis zum mittleren Ort des Zentrums hinabfallen und sich von diesem Ort nicht bewegen, weil, wenn er sich von dort bewegte, seine Schwerkraft in Leichtigkeit verwandelt würde. Der Himmel dagegen hat keine andere

auch des Universums — wäre also jener Punkt erreicht, in dem die *ponderositas* des Steines gleichsam allseitig zur Wirkung käme und seinen Stillstand verursachte. Würde der Stein jedoch das Erdzentrum passieren und sich weiter in die Richtung Erdoberfläche der Antipoden bewegen, dann verwandelte sich die *ponderositas* in *leuitas*, ein Vorgang, der nicht möglich ist, da die *ponderositas* wesensmäßig zum Element *terra* gehört und das Streben eines jeden aus Erde bestehenden Objekts zum Zentrum bedingt. Ramon Llull stellt damit das Prinzip der allseitig zum Erdmittelpunkt wirkenden Gravitationskraft dar. Es handelt sich dabei jedoch nicht um eine originelle Idee, sie ist vielmehr praktisch gleichzeitig bei Brunetto Latini im *Livres dou tresor* belegt und ebenso ausführlich beschrieben.<sup>83</sup> Dieses Beispiel ist in dieser Zeit jedoch nicht nur sprachlich vorgeführt worden. Es gibt zeitgleich auch graphische Repräsentationen des Steinwurfs in ein die Erdkugel durchdringendes Bohrloch. Entsprechende Darstellungen sind beispielsweise aus den Illustrationen zu Gossouin de Metz' *Image du monde* überliefert.

Ruhelage, als sich in sich selbst zu bewegen.»

<sup>83</sup> Cf. Brunetto Latini: *Li livres dou tresor*, in: in: *Jeux et sapience du Moyen Age*, ed. Pauphilet, Paris 1951, 739.



Menschen werfen aus verschiedenen Richtungen Steine durch Bohrlöcher, welche die ganze Erde bis zu ihrem Mittelpunkt durchdringen, Illustration (ca. 1280) zu Gossouin de Metz: *L'Image du monde* (1245/46).

Nach diesem Modell können wir also zwei Grundpositionen im *Tractatus novus de Astronomia* identifizieren, welche das Globusmodell stützen: Erstens geht Ramon Llull wie selbstverständlich von der Existenz der Antipoden oder wenigstens von einer der unseren Erdoberfläche entgegengesetzten und gegenüberliegenden Erdoberfläche aus, auf welcher die Antipoden wohnen könnten. Eine Region der Antipoden ist aber nur unter der Voraussetzung einer so weitgehenden Erdwölbung denkbar, daß man sich das Ganze kaum anders als eine Kugel vorstellen kann. Allerdings muß einschränkend festgestellt werden, daß ebensowenig, wie die Ablehnung der Antipodenthese als Hinweis auf die Erdscheibentheorie genommen werden kann, die Antipodenthese nun auch schon die Erdkugelvorstellung impliziert. Immerhin wäre es denkbar, daß diese sich «unter unseren Füßen», auf der «anderen Seite der Erdscheibe» befinden.

Betrachten wir weitere Llull-Stellen bezüglich der Antipoden, dann wird jedoch deutlich, daß er auch diese These im Kontext einer Globustheorie versteht. In der Regel geht es ihm bei diesen Textstellen um die Kategorien, mit welchen die Raumlage der Antipoden begriffen werden kann. So schreibt er im *Art demostrativa* (1275-1281): «¿Per què la nostra ymaginativa ymagena que los antípodes cagen a ensús?»<sup>84</sup> Und in dem *Libre de home* (1300) stellt er gut zwanzig Jahre später die ganz verwandte Frage: «E lo home qui ymagina antípodes, segons natura de ymaginació, jutge que·ls antípodes degen caer enjús.»<sup>85</sup> Der Unterschied zwischen *ensús* und *enjús* ist hier belanglos, denn stürzten die Antipoden von der Erde ab, dann geschähe dies aus unserer Perspektive «nach unten» und aus deren eigener Sicht hingegen «nach oben». Da die Imagination also jeweils nach den Bedingungen des eigenen Daseins und der eigenen Raumlage operiert, dies ist gesichertes Erkenntnis der Wahrnehmungstheorie seit Platons *Timaios*, wird in Anbetracht der Raumlage der Antipoden auf dem Erdglobus sofort vorgestellt, daß diese vom Globus fallen müßten, denn sie befinden sich aus unserer Sicht ja «unten» auf dem Erdball. Wir erkennen somit, daß es sich hier bei Llull um die Anwendung des Relativismus von «oben» und «unten» handelt, wie ihn Platon schon im *Timaios* vor dem Hintergrund des Erdglobusmodells entwickelt hatte. Die dreidimensionalen Raumkoordinaten der eigenen geographischen Lage und des eigenen psychophysikalischen Erfahrungsraumes können demnach nicht auf den globalen Raum und die anderen Raumlagen anderer Erdbewohner extrapoliert werden. Wir kennen zeitgenössische Darstellungen der Antipoden beziehungsweise der Wanderer, die nach globaler Bewegung auf der gegenüberliegenden Seite des Erdballes ankommen.

<sup>84</sup> Ramon Llull: *Art demostrativa*, zusammen mit *Regles introductòries* und *Taula general*, in: *Obres originals del Il·luminat Mestre Ramon Llull*, ed. Obrador y Bennassar e.a., 21 vols., XVI, Palma de Mallorca 1932, 176.

<sup>85</sup> Ramon Llull: *Libre de home*, (zusammen mit *Libre de anima racional* und *Libre dels angels*), in: *Obres originals del Il·luminat Mestre Ramon Llull*, ed. Obrador y Bennassar e.a., 21 vols., XXI, Palma de Mallorca 1950, 163.



Wanderer umkreisen den Erdglobus, Illustration (ca. 1280)  
zu Gossouin de Metz: *L'Image du monde* (1245/46).

Diese Darstellungen bedeuten nichts weiter, als daß das Konzept einer globalen Reise des Menschen im 13. Jahrhundert auch visuell-graphisch ganz zweifellos erfaßt und verstanden war. Sprachlich-gedanklich war die Möglichkeit einer globalen Reise ebenfalls klar und unmißverständlich erfaßt. So schreibt Gossouin de Metz in seiner *Image du Monde* (1246/47): «Se tel chose peüst avenir qu'il n'eüst riens seur terre, ne yaue, ne autre chose qui destornast la voie quel part que l'en alast, l'en pourroit aler environ toute le terre, ou homme, ou beste, sur et jus, quel part qu'il voudroit, ausi comme une mouche iroit entour une pomme reonde; autresi pouroit aler .i. homme par tout le monde, tant comme la terre dure, par nature tout entour, si que quant il vendroit desouz nous, il li sambleroit que nous fussienz desouz lui, si comme il feroit de lui a nous. Car il tendroit ses piez devers les nostres et la teste tout droit vers le ciel, ausi comme nous faisons ci, et les piez devers la terre. Et s'il aloit adès avant devant lui, il iroit tant qu'il revendrait au lieu dont il parti permierement. Et ainsi fust que par aventure .ii. houmes se

departissent li uns de l'autre, et s'en alast adès li uns vers oriant, li autres vers occident, si qu'il alassent igaument andui, il couvendroit qu'il s'entrecontrassent desouz le lieu ou il se murent. Et puis revendroient andiu au lieu dont il partirent desoz et par desus, ausi comme entour une roe qui seroit toute coie sus terre.»<sup>86</sup>

So deutlich und explizit schreibt es Ramon Llull nicht, doch wir können davon ausgehen, daß er die Positionen des Gossouin de Metz uneingeschränkt geteilt hätte und wohl auch geteilt hat. Sein sonstiges Konzept von den Strukturen des Universums und der Erde befindet sich nämlich in vollkommener Übereinstimmung mit Gossouin de Metz.

Zudem scheint es so, als setzte sich Ramon Llull in seinen jeweils knappen Erörterungen der Antipodenfrage auch mit konträren Positionen auseinander. Diese könnten einmal in der Polemik des Laktanz gegen die Antipoden und die Kugelgestalt der Erde festgemacht werden,<sup>87</sup> wobei Laktanz als Kirchenvater von Llull nicht zitiert wird. Es kommt aber hinzu, daß Llull offensichtlich auch an Ignoranz in naturphilosophischer Hinsicht in Rom, d.h. im Vatikan dachte: «La ymaginativa qui està en Roma no pot ymaginar que'l cap del antípodes estia desús e los peus dejús.»<sup>88</sup> Im Prinzip sagt Llull damit — nur negativ formuliert — dasselbe aus, was mit den beiden vorherigen Zitaten bereits gesagt war. Llull weist hier aber wohl zusätzlich auf Personen «in Rom», also bei der Kurie hin, welche sich nicht vorstellen können, daß auch die Antipoden — wie wir — den Kopf oben und die Füße unten tragen, mithin die Frage von «oben» und «unten» in globaler Hinsicht relativiert werden müßte. Bezüglich der Raumlage der Antipoden auf dem Globus von «unten» zu sprechen ist demnach ebenso unsinnig, wie diese bezüglich unserer Lage von «unten» sprechen könnten. Dies stellt Llull im *Arbre de sciència* richtig und sieht, wie die Imagination, die offensichtlich vor allem aus der Wahrnehmung der eigenen Raumlage gespeist wird, vorstellt, daß die Antipoden «unten» von der Erde abstürzen müßten, während nach

<sup>86</sup> Gossouin de Metz: *L'image du monde. (Redaction en prose)*, ed. Prior, Lausanne/Paris 1913, 93/94.

<sup>87</sup> Cf. L. Cælius Firmianus Lactantius: *Divinae Institutiones* III, xxiv, in: id.: *Opera omnia* I, (= *Corpus Scriptorum Ecclesiasticorum Latinorum*, 19) ed. Brandt / Lebmann, Prag, Wien, Leipzig 1890, 254sq.

<sup>88</sup> Ramon Llull: *Arbre de sciència*, 3 vols., in: *Obres originals del Il·luminat Mestre Ramon Llull*, ed. Obrador y Bennassar e.a., 21 vols., XI (= *Arbre de sciència* I), Palma de Mallorca 1917, XII (= *Arbre de sciència* II), Palma de Mallorca 1923, XIII (= *Arbre de sciència* III), III, 417; zit. nach Miquel Colom Mateu: *Glossari general Lul·lià*, 5 vols., I, Mallorca 1982, 116.

verstandesgemäßer Konstruktion des Erdraumes diese Vorstellung nicht aufkommen kann: «*Axí com à nos qui som en aquesta terra desús que ymaginam que'ls antípoders cajen a enjús [...] a l'enteniment ateny que'ls antípoders no cajen a enjús.*»<sup>89</sup> Wir können also mit Sicherheit davon ausgehen, daß Ramon Llull nicht die Auffassung teilte, daß die Antipoden von der Erde fallen müßten — und daher nicht sein können —, sondern daß er in der Tradition des *Timaios* von der grundsätzlichen physikalischen Möglichkeit einer allseitigen, globalen Bewohnbarkeit der Erdkugel ausging.

Wir können demnach folgendes feststellen: Lull entwickelt, wie schon in der Frage des Globus gesehen, das Thema der Antipoden nicht als Gegenstand gesonderter Darstellung. Die Frage der Antipoden scheint für ihn so wenig strittig zu sein, daß er die Existenz der Antipoden voraussetzt und die sich mit ihrer Existenz ergebenden Probleme der Kategorien der Raumlage, ihrer Wahrnehmung und sprachlichen Repräsentation in Platonischer Tradition verhandelt. In einer Zeit, da zahlreiche Kosmologen angesichts eines nach den Pariser Verurteilungen des Jahres 1277 spürbaren theologischen Drucks bereits darauf verzichten, von den Antipoden zu schreiben, verbleiben sie im naturphilosophischen Diskurs Ramon Llulls noch als ein fester Bestandteil seiner Argumentation.

Kehren wir nun zu der Frage des Steines zurück und zu der Frage, welche Erdvorstellung diesem hier beschriebenen — freilich hypothetischen — Versuch zugrundeliegt: Ein Stein also, welcher durch die zitierte Bohrung geworfen würde, käme im Erdzentrum zum Stillstand. Mit dieser Vorstellung folgt Ramon Llull der Idee von einer schwerpunktorientierten, konzentrisch-sphärischen Packung des Elements Erde im Zentrum des Universums. Mitten im Zentrum des Universums respektive der Gravitation würde ein solcher Stein selbstverständlich so zum Stillstand gelangen, wie bei der Bildung der Erde durch Materiekonzentration die schwersten Materiekumpen ihrerseits im Zentrum des Universums zum Stillstand gelangt sind. Spätestens die Vorstellung vom Stillstand, den ein Stein im Zentrum aller Gravitation erreichte, spricht dafür, daß Ramon Llull hier seine Positionen vor dem Hintergrund eines wieder impliziten Modells von der globalen Erdgestalt entwickelt. Diese Positionen widersprechen der am Beispiel des Saturn gesehenen Vorstellung von einer nicht-idealen und eher klumpenartig und asymmetrisch geformten *complexio terrae* in keinem Fall. Es geht bei Ramon Llull nämlich nicht um das geometrische Zentrum des Universums,

<sup>89</sup> Ramon Llull: *Arbre de sciència*, II, 82; zit. nach Miquel Colom Mateu: *Glossari general Lul·lià*, 5 vols., I, Mallorca 1982, 116.

in welchem der zum Erdzentrum geworfene Stein zur Ruhe käme, sondern um das Gravitationszentrum des Universums, um welches sich das Element *terra* letztlich in einer *complexio terrae* gruppiert und dieses zugleich konstituiert. Dieses Zentrum jedoch muß aufgrund der unregelmäßigen Packung der dichten Materie in seinem Zentrum keinesfalls identisch mit dem geometrischen Zentrum des Universums sein. Positionen dieser Art, welche aus Aristoteles hergeleitet sind, könnten wir kaum einhundert Jahre später ausführlich bei Nicole Oresme und anderen kennenlernen.<sup>90</sup>

Ramon Llull stellt diese kosmischen Verhältnisse nicht etwa zu dem Zwecke dar, die Kugelgestalt der Erde unter Beweis zu stellen, sondern er argumentiert mit diesem hier nur impliziten Erdmodell, um seine Vorstellungen von den kosmischen Bewegungsabläufen, insbesondere aber seine Idee von der *anima caeli* zu entwickeln. Auf diesem Wege jedoch hinterläßt das in diesem Text nicht explizit werdende globale Erdmodell so deutliche Spuren, daß es identifizierbar wird. Es kommt hinzu, daß gerade das Beispiel des in ein Bohrloch geworfenen Steines ja keine originäre Erfindung Ramon Llulls ist, sondern daß dieses Beispiel aus dem Kontext der Globusbeweise in Gossouin de Metz' *Image du monde* (1246/47) und Brunetto Latinis *Livres dou tresor* (1284) stammt.

Wir finden also sowohl zahlreiche und deutliche Indizien wie auch einschlägige und stichfeste, textuelle Beweise für die Globusvorstellung bei Llull: der Kontext seines ganzen kosmologischen Denkens läßt angesichts der jahrhundertelangen Tradition, in welcher er sich hiermit befindet, auch kaum keinen anderen Schluß zu, als daß auch er Vertreter der Globusvorstellungen hinsichtlich der Erdgestalt gewesen ist.

Anlässlich der Darlegung der Strukturen und der Funktionen des menschlichen Körpers im *Libre de contemplació* werden wir bei Ramon Llull allerdings nicht fündig. Honorius Augustodunensis hatte das Mikrokosmos-Makrokosmos-Theorem in seinem *Elucidarius* (ca. 1120) genutzt, um eine vorwiegend merktechnisch motivierte Analogie zwischen dem menschlichen Körper und den erkannten materiellen Strukturen des Universums herzustellen. Am Beispiel der Strukturen des ja für jedermann anschaulichen menschlichen Körpers konnten sofort auf dem Wege der visuellen Analogie die bekannten Elemente des Universums jeweils memoriert werden. Diese merktechnische Funktion des menschlichen Körpers verschwindet nun bei Ramon Llull und mit ihr der in den Lucidarien übliche Vergleich der Form

<sup>90</sup> Cf. p.ex. Nicole Oresme: *Le Livre du ciel et du monde*, ed. Menut / Denomy, (= *Publications in Medieval Science*, 11), Madison / Milwaukee / London 1968.

des menschlichen Kopfes mit der Gestalt der Erde. Tatsächlich hat ja Ramon Llull ganz andere merktechnische und enzyklopädische Systeme entwickelt, so daß er sich dieses älteren Modells nicht mehr zu bedienen brauchte. Wenn er über die Struktur des menschlichen Körpers schreibt, dann über die Potenzen der Sinne und Körperteile, die diskursiv in einen funktionalen Zusammenhang mit der Erkenntnis Gottes, von Gottes Werk und der Arbeit zum Preise Gottes gestellt werden.<sup>91</sup> Das Ergebnis dieser neuen textlichen Inszenierung des menschlichen Körpers besteht allerdings darin, daß auch die alte kosmologische Metapher von Kopf und kugelförmiger Welt, wie sie Honorius Augustodunensis entwickelt hatte, nun auf der Strecke bleibt. Damit verschwindet jedoch an dieser Stelle auch der positive und unabweisbare Beleg für das Vorhandensein der Vorstellung von der Kugelgestalt der Erde bei Ramon Llull.

Dagegen erschien jedoch bereits in anderen Texten in einer sprachlichen Form, die an Klarheit nicht zu überbieten ist, das Bild von der *esfera de la terra* und die Aussage *la terra és de forma esférica*.

<sup>91</sup> Cf. Ramon Llull: *Libre de contemplació en Déus*, in: id.: *Obres essencials II*, ed. Battlori e.a., Barcelona 1957, 180-182.



## Elke Sturm-Trigonakis (Thessaloniki):

### Barcelona und Alterität: Der Blick des Fremden bei Claude Simon und André Pieyre de Mandiargues

In einer mehrtägigen Diskussionsveranstaltung in der Barceloniner «Llibreria Tocs» im März 1988 mit dem Motto *La ciutat com a llibre* stellte der Barceloniner Autor Enric Vila-Matas unter demselben Titel einen Text vor, in dem er seine Heimatstadt Barcelona mit einem aufgeschlagenen Buch verglich, in dem er als Flaneur herumspaziert und das ihm an jeder Ecke neue architektonisch-räumliche Zeichen präsentiert, die er als Bewohner Barcelonas zu entschlüsseln versteht.<sup>1</sup> Barcelona ist für ihn ein semiotisch aufgeladener urbaner Raum, dessen bebaute und unbebaute Orte ihm als Einwohner und Betrachter als aussagekräftige Punkte in einem komplexen semiotischen Koordinatensystem dienen; bei jedem Gang durch die Stadt dechiffriert der Flaneur einen subjektiven Code, setzt einen assoziativen Dialog mit Häusern, Straßen und Plätzen in Gang, der zudem häufig über die Gegenwart hinaus in die Vergangenheit zurückreicht, also mnemotechnische Charakteristika aufweist. Auch Roland Barthes spricht explizit von der Stadt als Text und betont, «wer sich in der Stadt bewegt, der Benutzer der Stadt (wir alle also), ist eine Art Leser».<sup>2</sup>

Wird diese permanente Assoziationskette in Literatur, also ästhetische Praxis, umgesetzt, so zeigt sich, daß neben dem, was Peter Hacks einmal «die Artifizierung der Wirklichkeit» genannt hat,<sup>3</sup> die kultursoziologischen Hintergründe der Autoren eine nicht zu vernachlässigende Relevanz für die literarische Produktion haben.<sup>4</sup> Das Artefakt ist geprägt durch die *mental map*

---

<sup>1</sup> Dieser Text wurde meines Wissens von Enric Vila-Matas nicht veröffentlicht und diente nur als Diskussionsbeitrag.

<sup>2</sup> Barthes, Roland: *Semiotik und Urbanismus*, in: Carlini, A. / Schneider, B.: *Die Stadt als Text*, 1976, S. 40.

<sup>3</sup> Zitiert in: Steinmetz, Horst: *Literarische Wirklichkeitsperspektivierung und relative Identitäten*, in: Wierlacher, Alois (Hrsg.): *Das Fremde und das Eigene*, 1985, S. 73.

<sup>4</sup> Der Begriff «Kultur» soll hier nach Hannerz verstanden sein als Ergebnis eines Kommunikationsprozesses innerhalb einer Gruppe, die je nach Stabilität und Größe gemeinsame Rituale, gemeinsame Klassifikationen und ein kollektives Gedächtnis ausbildet. Zitiert in: Schiffauer, Werner: *Fremde in der Stadt*, 1997, S. 93.

im Kopf des Autors, und dies natürlich um so mehr, wenn das literarische Thema im Kontext der biographisch-soziokulturellen Dimension des Autors angesiedelt ist. Zugleich aber impliziert jede Art der Imagination — und jegliche literarische Umsetzung der Realität schafft etwas eigenständiges und neues Imaginiertes — Distanz zum Gegenstand. Es ist dies der Abstand beispielweise des Ethnologen, eine Fremdheit nicht als «sachliches Attribut», sondern als «methodisches Prinzip», wie es jüngst Karl-Heinz Kohl im Hinblick auf die paradoxe Tendenz in der Ethnologie, den Gegenstand der Betrachtung durch Aneignung quasi aufzuzehren, eingefordert hat, eine Fremdheit, die es ermöglichen soll, auch «die eigenen sozialen Institutionen, Normen, Werte, Gewohnheiten und kulturellen Selbstverständlichkeiten aus der distanzierten Sicht eines von außen kommenden Beobachters zu betrachten».<sup>5</sup> Die distanzierte Haltung des Fremden gehört jedoch auch zu den Grundlagen des Schreibenden, sie ist die Voraussetzung für den kritischen Blick des Intellektuellen und des Schriftstellers, «dessen Außenseiterrolle in der Gesellschaft von Goethes *Tasso* bis zu Günter Grass' *Vom mangelnden Selbstvertrauen der schreibenden Hofnarren unter Berücksichtigung nicht vorhandener Höfe* immer wieder aufs neue betont wurde».<sup>6</sup>

Barceloniner Autoren wie Juan Marsé oder Manuel Vázquez Montalbán verfassen ihre literarischen Schriften zu Barcelona also aus einer durchaus ambivalenten Haltung heraus. In ihrer Literatur manifestiert sich einerseits das Insider-Wissen, d.h. die biographisch-soziokulturelle Dimension, die in reziprokem Verhältnis zum Artefakt, dem imaginierten Stadtentwurf steht, insofern nämlich Bücher dieser Autoren in Barcelona rezipiert werden und «wirken»; andererseits ist ihre literarische Kreation als eigenständiges Kunstwerk zu sehen, das jenseits aller Zeit- und Ortsbezüge als poetische Äußerung existiert; zum Dritten schließlich betrachten sie ihren Gegenstand notwendigerweise aus einer distanzierten Sicht, im Sinne von Heideggers «repraesentatio», mit der ein «Vor-stellen» gemeint ist, d.h. «das Vorhandene als ein Entgegenstehendes vor sich bringen, auf sich, den Vorstellenden zu, beziehen und in diesen Bezug zu sich als den maßgebenden Bereich zurückzuzwingen. Wo solches geschieht, setzt der Mensch über das Seiende sich ins Bild».<sup>7</sup> Das Resultat dieser Ambivalenz ist ein dynamisches Dreiecksverhältnis

zwischen Autor, Erzähler/Protagonist als betrachtendem Subjekt und Barcelona als betrachtetem Objekt.

Was uns im Folgenden beschäftigen soll, ist ein Sonderfall der bisher dargelegten Voraussetzungen: Claude Simon und sein Roman *Le Palace* (1962) und André Pieyre de Mandiargues' Roman *La Marge* (1967). Beide Bücher spielen in Barcelona und können als Stadtromane gelten, Romane also, in denen Barcelona einen unverzichtbaren Bestandteil der Handlung bildet.<sup>8</sup> Sowohl Simon als auch Pieyre de Mandiargues sind französische Staatsangehörige, sie haben sich nur vorübergehend in Barcelona aufgehalten, wodurch eine der drei oben definierten Entitäten im Dreieck eine entscheidende Modifizierung erfährt, insofern nämlich die *mental map* Barcelonas eines zeitweiligen Besuchers zwangsläufig von der eines in der Stadt Aufgewachsenen abweicht und von ihnen deshalb ein spezifisch anderes Barcelona-Bild zu erwarten ist als von «einheimischen» Autoren. Schon Georg Simmel hatte in seinem *Exkurs über den Fremden* festgehalten, der Fremde «ist der Freiere, praktisch und theoretisch, er übersieht die Verhältnisse vorurteilsloser, mißt sie an allgemeineren, objektiveren Idealen und ist in seiner Aktion nicht durch Gewöhnung, Pietät, Antezedentien gebunden».<sup>9</sup> Nun trifft diese distanzierte Objektivität, wie wir oben konstatiert haben, auf alle Schriftsteller zu, ja, ist die Grundbedingung für die ästhetische Produktion. Doch bringen die französischen Autoren darüber hinaus einen spezifisch französischen sozio-kulturellen Background mit, wohingegen sie Defizite in speziell Barceloniner Kenntnissen aufweisen; sie sind seit ihrer Kindheit von einem anderen Werte- und Zeichensystem als dem in Barcelona vorherrschenden geprägt. Als eine weitere Prämisse für den epistemologischen Ansatz soll Werner Schifffauers konstruktivistische Auffassung vom sozial- und kultur-anthropologischen Wissen akzeptiert werden, welche besagt, «daß wir uns Bilder oder Modelle von der Realität konstruieren: Wir selektieren eine Reihe von Phänomenen und bringen sie in eine sinnvolle Ordnung zueinander. Nichts garantiert uns, daß diesem konstruktiven Akt etwas in der Welt der Phänomene tatsächlich entspricht, allenfalls bewähren sich unsere Modelle an der 'Realität' — was diese auch immer sein mag. Wir registrieren also nicht die soziale Umwelt, sondern entwerfen sie erst. Dabei reflektieren unsere

<sup>5</sup> Zitiert in Waldenfels, Bernhard: *Topographie des Fremden*, 1997, S. 101/102.

<sup>6</sup> Hinderer, Walter: *Produzierte und erfahrene Fremde*, in: Wierlacher, Alois: *Das Fremde und das Eigene*, 1985, S. 47/48.

<sup>7</sup> Zitiert in Weimann, Robert (Hrsg.): *Ränder der Moderne*, 1997, S. 15.

<sup>8</sup> Vgl. hierzu Sturm-Trigonakis, Elke: *Barcelona in der Literatur*, 1994., S. 27 ff.

<sup>9</sup> Zitiert in Hinderer, Walter: *Produzierte und erfahrene Fremde*, in: Wierlacher, Alois: *Das Fremde und das Eigene*, 1985, S. 47.

Bilder von der Ordnung der Phänomene unseren eigenen Ort in der Gesellschaft; sie sind situational, nicht mehr absolut.»<sup>10</sup>

Dieser konstruktivistische Ansatz läßt sich auf die Situation der französischen Autoren übertragen, die sich mit ihrer gesamten französischen «bagage» dem Gegenstand Barcelona selektierend und ordnend nähern. Die Art und Weise dieser Approximation, die Gründe dafür und die Ergebnisse des Verfahrens sind Gegenstand dieser Untersuchung, paradigmatisiert an *Le Palace* von Claude Simon und *La Marge* von André Pieyre de Mandiargues. Hierzu stellen wir die Hypothese auf, daß sich in der Literatur nicht nur die Umsetzung der Fremderfahrung als solche nachweisen läßt, sondern daß diese Erfahrung zudem einen hermeneutischen Prozeß auslöst, an dessen Ende das Fremde aufs Eigene zurückverweist, ohne indessen ausschließlich als Mittel zum Zweck zu dienen. In der literarischen Fiktion soll das aufgespürt werden, worüber die Ethnologie seit Jahren wortreich streitet, nämlich, wie das Andere ohne imperialistische Usurpierung betrachtet werden kann und wie man — quasi nach vollzogenem Seitenwechsel — vom anderen Standpunkt aus Rückschlüsse auf Eigenes ziehen kann, ohne das Fremde utilitaristisch zu degradieren. Hilfreich für das Fremdverstehen ist der Begriff der Alterität, mit Wierlacher definiert als zentraler «Gegenstands- und Wahrnehmungsbegriff», welcher «in Rücksicht auf die Dialektik des Eigenen und Fremden [...] bestimmbar [ist] als Hermeneutik komplementärer Optik.<sup>11</sup> In der Distanz stellt sich eine Vertrautheit ein, die das Andere als Anderes und Fremdes zugleich als Phänomen erkennen und als Ausdruck gelten läßt, wobei *Anderes* und *Fremdes* hier weitgehend synonym sind, im Folgenden aber das Fremde völlig wertfrei als Essenz bzw. als herausragendes Charakteristikum des Anderen zu interpretieren ist. Wierlacher differenziert weiterhin zwischen der traditionellen «Hermeneutik der Identität», die auf einem «Verstehen des *Eigenen* im Anderen» beruht, und einer «Hermeneutik der Alterität» als dem «Verstehen des *Fremden* im Anderen» als Desideratum.<sup>12</sup> Keines der beiden Extreme ist absolut zu setzen, vielmehr oszilliert jegliches Fremdverstehen zwischen beiden Polen, abhängig von kultureller Nähe oder Entfernung.

Neben der Alterität, verstanden als ethnologische oder sozialanthropologische Kategorie, soll es hier um eine weitere Manifestation von

Fremdheit gehen, die Walter Hinderer in einem Aufsatz über die Funktion des Amerika-Themas im Werk von Bertolt Brecht herausgearbeitet hat.<sup>13</sup> Ausgehend von Hegel und seinem programmatischen Diktum in der Vorrede zur *Phänomenologie des Geistes* «Das Bekannte überhaupt ist darum, weil es *bekannt* ist, nicht *erkannt*»,<sup>14</sup> entwickelte Brecht «seine Theorie der Verfremdung, die er als ein 'Verstehen' im dialektischen Dreischritt definiert: 'verstehen — nicht verstehen — verstehen'; Brecht operierte mit den Begriffen «Ent-, Ver- und Befremden» und gelangte mit deren Hilfe «nicht nur zu philosophisch-erkenntnistheoretischer oder ästhetischer, sondern vor allem auch zu gesellschaftlicher Innovation».<sup>15</sup> Anhand der Texte von Simon und de Mandiargues wird zu demonstrieren sein, daß eine ähnliche Intention auch bei diesen beiden Autoren nachzuweisen ist. In Einzelnen werden die Romane nach folgenden Gesichtspunkten untersucht:

1. Im ersten Schritt soll der Frage nachgegangen werden, wie sich die Fremderfahrung Barcelona im Text artikuliert; hierher gehört neben der physischen Aneignung des zunächst unbekanntem urbanen Raumes auch die Auseinandersetzung mit seinen Bewohnern.

2. Der Zusammenprall mit dem Fremden schockiert im schlimmsten Fall, verwundert zumindest, provoziert aber stets eine wie auch immer geartete Reaktion seitens dessen, der die Fremderfahrung macht. Die Texte sollen auf Stellen abgetastet werden, an denen sich der kulturelle *crash* artikuliert und in ästhetische Produktion umsetzt; diese Bruchstellen geben Auskunft über die Art und Weise der Annäherung, die zwischen feindlich-imperialistisch bis hin zu freundlich-solidarisch rangiert; auf dieser gedachten Skala werden die Romane anzusiedeln sein.

3. In einem letzten Schritt schließlich wird der Bogen zurückgeschlagen und die Frage gestellt, welche Relevanz die Sphäre der imaginierten Fremdwelt für die der Heimwelt haben kann, inwieweit aber zugleich die Fremdwelt an sich und für sich aussagekräftig ist.<sup>16</sup>

<sup>10</sup> Schiffauer, Werner: *Fremde in der Stadt*, 1997, S.160/161.

<sup>11</sup> Wierlacher, Alois: *Mit fremden Augen*, in: Ders.: *Das Fremde und das Eigene*, 1985., S. 18/19.

<sup>12</sup> Zitiert in Böhler, Michael: *Deutsche Literatur im Spannungsfeld von Eigenem und Fremdem*, in: Wierlacher, Alois: *Das Fremde und das Eigene*, 1985, S. 236.

<sup>13</sup> Hinderer, Walter: *Produzierte und erfahrene Fremde*, in: Wierlacher, Alois: *Das Fremde und das Eigene*, 1985, S. 47-64.

<sup>14</sup> Zitiert ebda. S. 50.

<sup>15</sup> Ebda. S. 50.

<sup>16</sup> Waldenfels definiert die Lebenswelt nach Husserl als aufgespalten in *Heimwelt* und *Fremdwelt* (in: Waldenfels, Bernhard: *Topographie des Fremden*, 1997, S. 33 ff.); hier wird

## 1 Barcelona als Fremdwelt

In *Le Palace* (1962) von Claude Simon wird Barcelona nie namentlich genannt, doch aufgrund eines anschaulichen Stadtinventars bestehend aus Straßennamen, Läden, Bars oder Apotheken kann man die katalanische Hauptstadt eindeutig identifizieren. Abgesehen von der Schilderung des Attentats, das der Italiener in einem Pariser Restaurant verübt, spielt die Handlung zur Zeit des Bürgerkriegs und etwa fünfzehn Jahre danach in der Gegend um die Plaça Catalunya mit den angrenzenden Teilen der Rambles in Richtung Eixample und zum Hafen hinunter, ferner gibt es im zweiten Kapitel eine Autofahrt von der Estació de França über die Columbus-Statue und die Rambles hinauf zum Palast-Hotel, so daß der dargebotene Stadtraum zwar beschränkt, nichtsdestotrotz jedoch von einer ungeheuren Anschaulichkeit ist, wobei an Sinne und Emotionen des Lesers appelliert wird, wie an dieser charakteristischen Textstelle:

[...] et il semblait à l'étudiant la voir toute entière, d'un jaune sale, au bord de sa mer d'un bleu sale, décoloré, baignant dans cette espèce de brume blanchâtre mélangée de fumée que le faible mais opiniâtre vent du large (pas assez fort pour agiter les feuilles immobiles des palmiers, mais suffisamment pour drainer lentement les tonnes d'air opaque et poisseux) poussait sur elle sans répit, étouffant, pesant sur les perspectives de palmes poussiéreuses, les parcs aux verdure poussièreuses, les mornes et lourdes successions d'immeubles uniformément recouverts de cette crasse jaunâtre, indélébile, les lourds palais en pain d'épice, les arènes, les lourdes fontaines compliquées, étincelantes et sans fraîcheur, les mornes et écrasantes successions de rues, de places, d'avenues aux noms de rois, de saints, de dogmes, de batailles: barbares et fleuris, comme un effrayant catafalque, comme une morte sur un lit de pétales, un lugubre inventaire, la lugubre litanie d'une impitoyable religion, de l'impitoyable, arrogante et mystérieuse Histoire couverte de pus, d'infects et inguérissables stigmates:

Calle de la Cruz  
Calle del Sepulcro [...]. (17/18)

Die sachlich-objektive Aufbereitung des Stadtraumes, bestehend aus einem Inventar von Straßen, Plätzen, Häusern, Brunnen oder Verkehr<sup>17</sup> wird überlagert von einer geradezu manieristischen Adjektivierung, der Leser fühlt die klebrige Hitze, riecht den Gestank nach Verwesung, sieht den Schmutz

unter *Heimwelt* die französische Lebensumgebung verstanden, unter *Fremdwelt* die katalanische.

<sup>17</sup> Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, daß die Trambahn-Routen im Roman keine Strecken aus Barcelona, sondern solche aus València wiedergeben!

und die Häßlichkeit überall, hört die Totenstille des riesigen Leichenhauses. Neben diesen Appellen an die Sinne arbeitet der Autor mit emotionsgeladenen Adjektiven, die der Gothic Novel entnommen zu sein scheinen. Sie hämmern einem die Todesbilder förmlich ein, und Simon breitet zudem ein ganzes Gewebe menschlicher Widerlichkeiten aus, seien es Exkreme, Eiter, Erbrochenes, abgetriebene Föten oder halbzersetzte Leichen.

Ein vollständiges Stadttromen-Repertoire also, Aussehen und Funktion einer Metropole, aber verzerrt; das gleiche Phänomen läßt sich auch bei den Menschen konstatieren, welche diese Geisterlandschaft bevölkern. Es tauchen außer den fünf Hauptpersonen nur wenig andere lebende Wesen auf, und wenn, dann sind sie zumeist reduziert auf ihre Funktion, so wie ein Kellner «dans sa veste blanche, légèrement crasseuse, le visage terreux, décharné, les yeux fiévreux, la chevelure camistrée et collée à la brillantine comme factice elle aussi» (22), der dem Text zufolge vor fünfzehn Jahren schon genau so aussah. Auch diese Funktionen jedoch bieten keinen Anhaltspunkt, sie können schon in der nächsten Minute andere sein wie der «caporal», der spezifiziert wird als «celui qui faisait fonction de caporal» (192). In anderen Fällen sind die Menschen zerstückelt wie die Frau am Fenster gegenüber dem Studenten (174/175), oder der Körper bewegt sich völlig selbständig, auch gegen den Willen seines Besitzers, so wie die Hand des Studenten in dem Satz «sa main pendant ce temps prenant la décision pour lui, la forçant pour ainsi dire, frappant de sa propre initiative [...]» (181). Ganze Menschenmengen, zum Beispiel beim geschäftigen Treiben auf den morgendlichen Rambles, scheinen sich in der Nacht irgendwo bereit gehalten zu haben und bewegen sich nun wie im Gleichschritt auf der Straße, «[...] de même que pour les marionettes, les automates condamnés à répéter sans fins les mêmes mouvements ou reparcourir le même itinéraire sans espoir de changement ni d'évasion [...]» (185).

Diesen lebenden Toten, diesen verdinglichten Menschen, steht kontrapunktisch eine belebte Architektur gegenüber: Während der nächtlichen Autofahrt beispielsweise sieht der Student «quelque chose fait de pierre, de marbre et de métal entremêlés de façon compliquée et qui leur arrivait dessus à la vitesse d'une locomotive, femmes nues, tritons, rostres de navire, corniches, tout mêlé» (81). Die physikalischen Gesetze sind hier — wie an vielen anderen Textstellen — als nicht gültig dargestellt und weisen so einmal mehr auf den extremen Ausnahmezustand der Stadt im Krieg hin, in der nicht einmal mehr die elementarsten Dinge in Kraft bleiben.

Bei einer derart extremen Barcelona-Darbietung stellt sich natürlich die Frage, wie diese Stadtbilder zu entziffern sind. In einem Aufsatz zeichnet

Rainer Warning in Anlehnung an Interviews und Abhandlungen Simons<sup>18</sup> den «Weg des Schreibens» nach:<sup>19</sup> Ausgehend von einer unstrukturierten Masse von Empfindungen und Erinnerungen entstehen Bilder, die jedoch nicht «Vorbilder als Abbilder [repräsentieren], sondern sie sind gleichursprünglich mit dem Schreibakt selbst. Bildersehen wird so identisch mit einem Sehen der Wörter. Gleichursprünglichkeit gilt natürlich auch für die Bilder der Erinnerung.»<sup>20</sup> Hinzu tritt die Auflösung räumlicher und zeitlicher Kategorien; was in der Realität zusammenhanglos ist, tritt in der Sprache in enge Kontiguität. Die Bilder und Erinnerungen im Gedächtnis des Autors sind von traumatischer Diskontinuität, und sie verlieren diese Eigenschaft während des Schreibaktes nicht, um so «eine chaotische Innerlichkeit nach außen zu wenden»,<sup>21</sup> wie Warning erklärt. Dies geschieht «mittels einer hypertrophen Bildlichkeit», die jedoch keinen anderen Zweck hat als den, «die Uneinholbarkeit des Referenten, also der sinnlichen Wahrnehmung als des 'Ursprungs' der Erinnerungsspur zu modellieren.»<sup>22</sup> Diese Hypertrophie steht «im Zeichen von Sinnevakuierung»,<sup>23</sup> das bedeutet im Fall der Barcelona-Bilder eine Metaphorik von Desillusion und Hoffnungslosigkeit: Fünfzehn Jahre nach dem Bürgerkrieg ist die Stadt eine «nécropole», ein «ossuaire» (214), und «l'ombre du palace» breitet sich «comme un linceul» über den Protagonisten aus (215).

Während sich «l'étudiant», der Protagonist in *Le Palace*, in einem Barcelona bewegt, für dessen extreme Lebensumstände ein politisch-historisches Phänomen verantwortlich zeichnet, so ist die katalanische Hauptstadt in *La Marge* (1967) von André Pieyre de Mandiargues zunächst Ausdruck der depressiven Stimmung des Protagonisten Sigismond Pons, der in Barcelona vom Tod seines Sohnes und seiner Frau Sergine erfährt. Darüberhinaus ist jedoch auch hier die politische Situation von größter Relevanz, so daß bei de Mandiargues in doppelter Hinsicht eine Ausnahmesituation thematisiert wird, nämlich die subjektive des Helden und die objektive der Katalanen unter der Repression der Franco-Diktatur. Weiter unten wird das Verhältnis dieser

<sup>18</sup> Warning, Rainer: *Claude Simons Gedächtnisräume: 'La Route des Flandres'*, in: Haverkamp, Anselm/Lachmann, Renate: *Gedächtniskunst: Raum – Bild – Schrift*, 1991, S. 356 ff.

<sup>19</sup> Ebda. S. 369.

<sup>20</sup> Ebda. S. 369.

<sup>21</sup> Ebda. S. 364.

<sup>22</sup> Ebda. S. 374.

<sup>23</sup> Ebda. S. 381.

beiden Komponenten zueinander thematisiert werden. Unbestreitbar ist Barcelona neben Sigismond Pons der zweite Protagonist des Romans, der Plot könnte keinesfalls an einen anderen Schauplatz verlegt werden. Vom Panoramablick über die Stadt bis hin zur detaillierten Beschreibung einzelner charakteristischer Gebäude verarbeitet der Autor alle Bestandteile des klassischen Stadtroman-Repertoires. Barcelona ist eindeutig identifizierbar, der Leser könnte noch heute den Spuren des Romans folgen und würde das Postamt am Hafen und das Restaurant «Casa Leopoldo» ebenso finden wie diverse Etablissements im Barri Xinhès. Obwohl der Autor also die mannigfaltigen deskriptiven Möglichkeiten des Stadtromans durchaus erschöpfend anwendet, selektiert er andererseits bei der Auswahl des dargebotenen Materials, indem er seinen Protagonisten ausschließlich das Gebiet um die unteren Rambles mit einem kurzen Ausflug zum Montjuïc durchlaufen bzw. -fahren läßt.

Die sukzessive Aneignung der unbekanntenen urbanen Umgebung in *La Marge* geschieht in einem imaginären permanenten Zwiegespräch mit Sergine, der abwesenden Ehefrau des Protagonisten; Barcelona wird dadurch für Sigismond Pons eine Art Assoziationsraum. So durchschreitet er zum Beispiel den Arc del Teatre an den unteren Rambles, und beim Anblick dieses römisch anmutenden Bauwerks wird in seinem Kopf eine Assoziationskette freigesetzt, die ihn an Nîmes erinnert und dann an Rom, beides Orte, die er, ungefähr um dieselbe Jahreszeit, mit seiner Frau besucht hat. Er erinnert sich an Reaktionen Sergines damals, spekuliert darüber, was sie jetzt, in Barcelona, urteilen oder verurteilen würde, was ihr gefallen und was sie ablehnen würde. Alle Gänge Sigismonds laufen ungefähr nach diesem Muster ab, in einem kontinuierlichen einseitigen Dialog mit Sergine, von der man als Leser im Lauf des Romans ein recht genaues Bild gewinnt. Bereits darin manifestiert sich das Fremdsein des Protagonisten: Er ist hier und doch nicht hier, sowohl örtlich als auch zeitlich gesehen; was er von Barcelona wahrnimmt, wird in seiner persönlichen *mental map* sofort verwoben mit anderen Räumen, anderen Orten, anderen Zeiten. So wird Barcelona instrumentalisiert, er liest den semantischen Code der Stadt größtenteils — nicht nur! — im Hinblick auf seine persönliche Biographie; das kollektive Gedächtnis der Barceloniner, das bei Autoren wie Terenci Moix oder Vázquez Montalbán von so großer Bedeutung ist, wird oftmals ersetzt durch eine ausschließlich subjektive Stadtsicht. Das schließt nicht aus, daß Pons — wie wir im letzten Kapitel sehen werden — über ausführliche Informationen zur gegenwärtigen Situation Kataloniens verfügt.

Vordergründig bestimmt das Wissen um den Tod seiner Frau die Optik von Sigismund Pons. Man wird in diesem Roman vergeblich nach dem bürgerlichen Barcelona suchen, das in so vielen Romanen von Narcís Oller bis Juan Marsé thematisiert worden ist; André Barey urteilt in einem Artikel über *Barcelona a través de la literatura francesa*:

Contrariamente a todos los que no supieron ver sino una faceta errónea de esta ciudad tan desconocida, Mandiargues, él solo, ofrece la visión no de lo que es Barcelona, sino de lo que también es Barcelona. Pues si Barcelona no es solamente el barrio Chino, es también, en su complejidad, esta ciudad dentro de la ciudad. La riqueza de Barcelona, su equilibrio, su tranquilo poderío, no puede ocultarnos el otro aspecto que es el revés de la moneda. Este mundo del olvido que vive inmóvil, siempre igual, a la sombra de las luces resplandecientes de la ciudad próspera y orgullosa.<sup>24</sup>

Diese Ansicht ist sicher nicht falsch, greift aber in ihrem sozialkritischen Ansatz etwas zu kurz; die Vision vom Barri Xinès dient unserer Meinung nach nicht dazu, die Kehrseite des reichen Barcelona zu demonstrieren, sondern soll repräsentativ für das Elend der *gesamten* Stadt unter der Diktatur stehen. Mit dieser Intention führt Mandiargues einen in jeder Hinsicht deformierten Stadtraum vor: Der Protagonist des Romans bewegt sich nicht aus einem sozialkritischen Beweggrund, sondern eher aus einem politischen fast nur im — damals — ärmsten und häßlichsten Stadtteil Barcelonas, kommt nur mit einem ganz bestimmten Anteil der Bevölkerung zusammen, der dort lebt und arbeitet, und zusätzlich sind die Menschen häufig ebenfalls deformiert.

Der Panoramablick von der Colón-Staue am Hafen (42ff.) könnte Anlaß zu einer detaillierten Deskription der darunterliegenden Stadt bieten; statt dessen schweifen die Gedanken des Protagonisten ab zur «tour des vents» (44) in seinem Landhaus, von dem aus man Sète erblicken kann und von dem sich Sergine herabgestürzt hat. Daran schließen sich Spekulationen an, wieviele Menschen bereits durch einen Sprung von der Statue den Tod gefunden haben, und er fühlt sich einen Moment lang versucht, es ihnen nachzutun. Ferner fesseln Sigismund die mit ihm hinaufgefahrenen Personen derart, daß er von ihnen mehr berichtet als von der Stadt unter ihm. «Pour lui, c'est tout un, foutaise, que le Montjuich ou que la Montagne Pelée» (42), urteilt er für sich, erblickt aber ganz im Gegensatz zu dieser zur Schau getragenen Indifferenz in der Festung des Montjuïc «la citadelle où on fusilla beaucoup» (42). Daraus wird die Involviertheit des Protagonisten in die katalanischen

Verhältnisse ersichtlich, sein Stadtbild beschränkt sich nicht auf das eines belebten Touristen, sondern an dieser Stelle dechiffriert er ganz klar die symbolische Bedeutung der Festung als Ort der Repression; im Verlauf des Romans wird zudem kein Zweifel daran gelassen, von wem diese Unterdrückung ausgeht und welche Position der Autor diesbezüglich einnimmt.

Die Gemütsverfassung und das Insider-Wissen lassen den Protagonisten — wie im Fall des Montjuïc — überall Zeichen des Todes entdecken. Das berühmte Theater «Molino» am Parallel mit seiner Kuppel erinnert ihn zunächst an ein riesiges Ei, dann aber bringt er es wegen seiner Flügel mit einer Bombe in Verbindung (128). Selbst ein Besuch im Palau Nacional mit seiner Sammlung romanischer und gotischer Kunst ist alles andere als ein Genuß für ihn: «Oui, la première impression qu'il retire du musée catalan est de s'être fourvoyé dans une boucherie spéciale, officielle et luxueuse.» (131) Dementsprechend empfindet er die Grausamkeit der auf den Altarbildern und Gemälden dargestellten biblischen Szenen, und seine Gedanken wandern erneut zu Sergine, die, wie ein Vampir nach einem üppigen Bluttrank, rosig und erfrischt solche Museen zu verlassen pflegte. Doch er erinnert sich auch an seinen Vater Gédéon Pons, den er mit dem Beinamen «der Päderast» belegt und der sich in Museen auf penetrante Weise zu griechisch-römischen Jünglingsfiguren hingezogen fühlte.

Die Menschen auf der Straße nimmt Pons auf ähnliche Weise nur verzerrt, wie in einer Negativauswahl, wahr. Sein Barcelona ist bevölkert von einer «garnison des filles» oder «grande armée des putains» (48), einem entsprechenden Heer von Männern auf der Suche nach weiblicher Gesellschaft, Transvestiten, Betrunknen. Alle diese Menschen gehören für Sigismund zum «peuple vert» (63), wobei er logische Gründe für die grünliche Hautfärbung — Lichteinfall, Leberschaden oder fettige Schmutzschicht — verwirft, um sich als «explorateur plus que de simple voyageur [...] au pays de la race verte» (63) zu präsentieren. Damit wird die kränkliche Hautfarbe einiger weniger zum Merkmal eines gesamten Volkes aufgewertet. Bei diesen Entwürfen fühlt man sich an surrealistische Traumbilder erinnert; der Autor ist weit davon entfernt, ein realistisches Abbild des Barri Xinès zu liefern, seine verfremdenden Straßenszenen sind Allegorien einer Stadt, die im permanenten Ausnahmezustand unter dem Faschismus lebt. Die Menschen dieser Stadt haben nicht nur die Hautfarbe gewechselt, sondern sich auch in ihre Bestandteile aufgelöst, treten in der Robadors zum Beispiel auf als «les morceaux charnus qui l'environnent, cuisses, croupe, ventre, gorge [...]» (65). In einer Bar lockt ihn eine Prostituierte von zwergenhaftem Wuchs an, die sich «formidablement vivante» gebärdet und «malgré son air de chose du

<sup>24</sup> Barey, André: *Barcelona a través de la literatura francesa*, in: «Quimera» 34, Barcelona 1983, S. 43.

musée, elle ressemble à un gros perroquet» (72); etwas später sieht er Barcelona überschwemmt von lebhaft gestikulierenden Taubstummten (167), denen sich eine Prostituierte mit einem eiternden Auge hinzugesellt und, gegen Ende des Romans quasi als Höhepunkt, eine ganze Gesellschaft aus Einäugigen, Einbeinigen und Narbenbedeckten (220/221).

Nach dieser ersten Sichtung des zur Verfügung stehenden Romanmaterials ist zunächst einmal zu konstatieren, daß beide Autoren einen gegenüber der Realität stark verfremdeten Stadtentwurf präsentieren. Diese Deformierung ist nicht ausschließlich als literarische Umsetzung des «Befremdens» aufgrund der französischen Herkunft der Autoren und der Protagonisten zu lesen, vielmehr kann sie im Falle von de Mandiargues als gestimmter Raum interpretiert werden, der die psychische Befindlichkeit des Sigismund Pons zum Ausdruck bringt, während man in Simons Barcelona-Bildern eine durch die Greuel des Bürgerkriegs aus den Fugen geratene Stadt erblicken kann. Beide Romane könnten, sofern man nur oberflächlich den Stadtraum und das Personal in Betracht zieht, in dieser Form auch von einheimischen Autoren verfaßt worden sein, man denke an die düsteren violetten Barcelona-Imaginationen von Luis Goytisolo in *Las mismas palabras* (1962), in denen sich der Stillstand und der Lebensüberdruß der Protagonisten im Franco-Spanien reflektieren, oder an das apokalyptische Barcelona in *Lady Pepa* (1988) von Jesús Ferrero, in dem sich eine Katastrophe an die andere reiht. Dennoch lassen die beiden französischen Romane auch andere Interpretationsmöglichkeiten zu, nämlich das Verfremden als eine Technik, das Befremden auf anderen, jenseits der Subjektivität befindlichen Ebenen zu artikulieren. Dazu ist es notwendig, die eingangs erwähnten kulturellen Bruchstellen in den Texten aufzusuchen.

## 2 Bruchstellen kultureller Identitäten

Der Protagonist von *La Marge* kommt zum ersten Mal nach Barcelona und ist sich seines Status als Fremder sehr wohl bewußt, er genießt sogar seine Zuschauerrolle, « [...] le bonheur de se sentir étranger est descendu en lui» (19) heißt es im Roman. Er sieht sich als «observateur» (59) vor einem «spectacle» (19) oder als «miroir roulant» (69), fühlt sich sogar «tout-puissant», weil er über eine «si surhumaine liberté» (59) verfügt und gefällt sich in seiner «plaisante aliénation» (19). Er ist verwundert über die späten Ladenschlußzeiten (60) und erinnert sich daran, « [...] que l'on dîne plus tard à Barcelone» (77). Akzeptiert man mit Waldenfels die potentielle Ambivalenz jeglicher Fremderfahrung zwischen Verlockung und Bedro-

hung,<sup>25</sup> so lassen sich die Äußerungen Pons' auf den ersten Blick als positiv auffassen, das «Verwundern» über manche spanische Besonderheit ist völlig wertfrei oder oszilliert zum Positiven hin. An anderen Stellen kommt eine gewisse Ironie mit ins Spiel, die sich jedoch nicht gegen Spanien richtet: Eine Aussage wie «la presse française l'ennuie (à penser poliment) presque autant que la paperasse espagnole» (201) ist charakteristisch für seine distanzierte Haltung gegenüber jeglicher Umgebung. Diese Distanz resultiert hier zumindest aus seiner psychischen Verfassung: An zahlreichen Stellen charakterisiert er sein Dasein als das eines Menschen mit einer «bulle autour de lui [...] soufflée» (89, auch 114, 116); das Trauma des Verlustes seiner Familie führt letztlich zu einer vollständigen Abkoppelung von seiner Umwelt, der Protagonist ist sich selbst entfremdet und vermag daher auch keine Beziehung zur Umgebung mehr aufzubauen.

Auch in *Le Palace* finden sich einige allgemeine Bemerkungen zum spanischen Tagesablauf wie « [...] tout commençait tard ici [...]» (148, ebenso 180), oder der Student kritisiert «cette sacrée cochonnerie d'huile rance dans laquelle ils faisaient tout cuire ici» (147), aber er setzt das Fremde nicht neben das Eigene, er kontrastiert nicht. Mehrmals sind seine Überlegungen zu spanischen Besonderheiten höchst sarkastisch, so, wenn er über die spanischen Eroberungen in Lateinamerika sinniert (85 ff.) und am Ende zu dem Resultat kommt, daß es in Spanien an Industrien «bordels, poussière, mauvaise bière» gibt und die Hauptvergnügungen aus «processions de la Semaine sainte, football, incendies de couvents, combats d'animaux, exécutions capitales [...]» bestehen (89). Hinter solch zynischen Sätzen verbirgt sich eine sehr exakte Kenntnis der politisch-gesellschaftlichen Verhältnisse in Spanien während und nach dem Bürgerkrieg, die ideologische Polarisierung innerhalb des Landes ist genau wiedergegeben. Die mehrmaligen Hiebe auf den Katholizismus in seiner spanischen Praxis sowie die Betonung der «Friedhofsruhe» nach dem Krieg läßt den Schluß zu, daß der Autor der republikanischen Seite mit wesentlich mehr Sympathie gegenübersteht als der des späteren Caudillo. Simon schreibt damit sehr eindeutig aus der Position des freiheitlichen, antiklerikalen Frankreich heraus und setzt dieses als moralisches Ideal neben das vom Bürgerkrieg erst zerstörte und dann vom Franquismus unterdrückte Katalonien. Im Gegensatz zu de Mandiargues hat Simon stets das gesamte Spanien im Blick, der katalanisch-kastilische Konflikt trägt lediglich sein Teil zur Katastrophe bei:

<sup>25</sup> Waldenfels, Bernhard: *Topographie des Fremden*, 1997, S. 44.

Ici les drapeaux étaient d'une seule couleur, deux au plus (et pas une cohabitation, un armistice, mais quelque chose comme une naturelle parenté, consanguinité: le deuil, la mort, le sang, l'or, héritages d'un blason tracé par un roi barbare et facétieux trempant au soir d'une bataille quatre doigts désinvoltes dans la blessure d'un baron expirant et les essuyant sur son écu [...]. (108)

Die katalanische Flagge ist ebenso todbringend wie alles andere, Simon unterscheidet nicht zwischen «guten» Katalanen und «bösen» Kastiliern; das herausragende Faktum ist für ihn, daß hier nie die «traditionelles trois couleurs, indélébiles, pimpantes et javellisées» Blau, Rot und Weiß der Französischen Revolution wehten (107), und damit ergibt sich eine fast schon besserwisserisch zu nennende französische Perspektive. Das spezifisch Katalanische wird bei Simon kaum wahrgenommen, nur an einer Stelle wird von jener «langue rauque, violante, gutturale, rapide, qui était comme la langue même de l'indignation, de l'offense, de la frustration» (129) gesprochen, ohne dabei jedoch ihren Namen zu nennen. Da es der einzige derartige Hinweis bleibt, wäre es wohl überinterpretiert, darin eine Parteinahme Simons für die katalanische Position zu erblicken, zumal in den übrigen Text zahlreiche kastilische Zitate eingestreut sind — meist in Form von Spruchbändern, Parolen oder Zeitungüberschriften — und von den Kastilisch-Kenntnissen des Protagonisten die Rede ist (25/26). Damit läßt sich bei Simon keine freundschaftliche Aneignung des Gegenstandes Barcelona entdecken, der Roman reflektiert eher eine Indifferenz gegenüber dem Spezifikum Catalunya; betrachtet man die hypertrophischen Ekel-Bilder von Barcelona im Zusammenhang mit den Stellen des kulturellen Zusammenpralls Frankreich-Barcelona, so reflektiert Barcelona letztlich die — in der sozialen und politischen Dimension — existentielle Desillusionierung des Autors, die ihren ultimativen literarischen Ausdruck im Selbstmord des Studenten in einer öffentlichen Herrentoilette in Barcelona fünfzehn Jahre nach den Krieg findet.

Auch Sigismond Pons, der Held in *La Marge* erschießt sich am Ende des Romans, er stirbt jedoch mit einem pathetischen Aufruf an das katalanische Volk auf den Lippen, sich gegen den Diktator zu erheben (249). Damit relativiert sich die weiter oben getroffene Aussage, der Protagonist sei wegen seiner psychischen Befindlichkeit unfähig zu einer Kommunikation mit seiner neuen Umgebung; die Annäherung an den fremden Raum findet nur auf einer anderen Ebene statt, die weit über das subjektiv-persönliche hinaus ins kulturell-politische reicht. Bereits der Nachname des Helden «Pons» ist typisch katalanisch und reflektiert den Willen des Autors zur Parteinahme für die katalanische Sache. Der Protagonist ist zwar Franzose, doch er ist ein

so gut informierter Fremder, daß man ihm als Leser kaum glaubt, daß er zum ersten Mal nach Barcelona reist. Sein Kastilisch ist zwar nicht perfekt, und er berichtet über Verständnisprobleme (11/12, 25), doch er ist mit den linguistischen Gegebenheiten auf der Iberischen Halbinsel hinreichend vertraut, um zwischen Kastilisch und Katalanisch zu differenzieren (215) und in einem ironischen Wortspiel *castellano* als «langage étranger» (32) zu bezeichnen. Ferner wirft er die grundsätzliche Frage auf, «jusqu'à quel point Barcelone est en Espagne» (32), und bezeichnet die Stadt als «la grande ville catalane» (99).

Überaus eindrucksvoll ist eine Szene, in der Sigismond auf ein Plakat Francos spuckt, ein alter Mann sich ihm anschließt und zur katalanischen Version der «Internationalen» einige Sardana-Schritte wagt (159/160). Sigismond kennt den Tanz aus dem katalanischen Süden Frankreichs; mit diesem kleinen Hinweis auf die Herkunft des Protagonisten erklärt sich auch teilweise seine genaue Kenntnis der katalanischen Verhältnisse. An einer anderen Textstelle beobachtet Pons, wie in einem Lokal eine Sardana-Platte aufgelegt wird, «[...] et la noble musique se répand sur le terrain vague, où les kiosques à limonades se sont illuminés soudain comme par un brusque afflux de sang» (231). Die Sardana erscheint hier als Lebenselixier der Katalanen, doch endet diese idyllische Szene mit Repressalien seitens der Polizei, welche die Tänzer sofort auseinandertreibt, womit die Herrschaftsverhältnisse im Land ihren unzweideutigen literarischen Ausdruck finden. An beiden Stellen erklärt sich der Protagonist mit dem katalanischen Volk solidarisch, er durchbricht seine «bulle autour de lui» und bezieht eindeutig Stellung - das erste und letzte Mal in seinem gesamten Leben, das er nach eigenem Eingeständnis «en marge» (248) gelebt hat.

Das gesamte Buch läßt sich als anti-franquistisches Manifest lesen. Der Autor läßt seinen Helden schon an der französisch-spanischen Grenze eindeutig gegen den «maître de L'Espagne» opponieren, in dem er eine «bête puante sur la porte d'une demeure maléficiée» (23) erblickt. Catalunya wird als besetztes Land vorgestellt, in dem die Polizei dafür sorgt, daß keiner jemals die Präsenz des Caudillo vergißt (114), auf den sonntäglichen Rambles sieht man

[...] des officiers avec des femmes d'officiers feront parade d'un lard aussi épais que celui de leur maître. Le ceinturon sur un gros bide, l'étui du pistolet près du cul, voilà les marques distinctes des messieurs de Castille parmi les Catalans soumis. (123)

Die Nähe des Autors zum Surrealismus zeigt sich in skurrilen Bildern, so etwa, wenn der Protagonist sich ein Präservativ mit dem Kopf Francos an der Spitze vorstellt (40) oder die spanische Nationalfahne beschreibt als «l'or de



vidangeur qui entre deux traînées de sang s'étale au centre du drapeau pestueux» (72). Mit boshafter Genugtuung berichtet er beim Gang durch die Animier-Bars des Carrer Robadors, daß laut offizieller Verkündigung im «sauberen» Spanien keine Bordelle mehr existierten und daß den Prostituierten während der Beichte in der Kirche stets vergeben würde (69). Nach einem Drittel des Romans taucht zum ersten Mal das Wortspiel «furhoncle — fuhroncle» (80) auf, das fortan in regelmäßigen Abständen wie ein Leitmotiv verwendet wird und auch am Ende an exponierter Stelle erscheint (249) — die Assoziation mit dem Führer ist beabsichtigt!

All diese Textstellen situieren de Mandiargues ebenso wie Simon in die französische antiklerikale und liberale Tradition, Katalonien wird als von einem rückständigen, aber in seiner Repression dennoch äußerst effektiven Regime okkupiertes Land dargeboten. Im Gegensatz zu Simon aber differenziert de Mandiargues; an den soziokulturellen Bruchstellen im Roman offenbart sich eine eindeutige Stellungnahme für die katalanische Sache, nicht nur die große Enttäuschung wie im *Le Palace*. Indem de Mandiargues den urbanen Raum Barcelonas auf diese Weise präsentiert, findet — instrumentalisiert in den Bewegungen und Wahrnehmungen des Protagonisten — eine sukzessive solidarisierende Aneignung des zunächst Fremden statt, das erstens so fremd gar nicht ist, da Pons' katalanische Herkunft durch den Namen suggeriert wird, und das zweitens im Lauf des Plot durch so viele konkrete Ereignisse erhellt wird, daß die Hauptfigur allmählich eine Art Seitenwechsel vollzieht.

Die spanische Version von *La Marge* erschien erst 1981, und man kann davon ausgehen, daß der Roman zu Lebzeiten Francos auf keinen Fall hätte verlegt werden können. Andererseits aber erhielt *La Marge* 1967 den Prix Goncourt, und da gerade im Barcelona der sechziger Jahre die literarische Szene des Nachbarlandes mit großer Aufmerksamkeit verfolgt wurde, wäre es interessant zu wissen, ob der Roman in Barceloniner Schriftstellerkreisen jener Jahre zirkulierte. Leider habe ich bisher nichts darüber erfahren können. Tatsache ist, daß der französische Roman über weite Strecken wie eine Kondensation all dessen wirkt, was die in Katalonien lebenden Autoren dieser Zeit nicht publizieren konnten, es sei denn, im Ausland. In den zeitgleichen Romanen von Juan Marsé, Jaume Fuster, Terenci Moix oder den Brüdern Goytisolo artikuliert sich ein ganz ähnliches Lebensgefühl wie bei Pieyre de Mandiargues, Einsamkeit, Klaustrophobie, Hoffnungslosigkeit, doch mit Rücksicht auf die Zensur bleiben in den katalanischen Romanen jener Jahre die politischen Verhältnisse im Hintergrund und manifestieren sich ausschließlich über den Umweg der psychischen Verfassung der Protagonisten

und dem dadurch gestimmten Stadtraum. Lediglich in außerhalb Spaniens publizierten Romanen wie *Señas de identidad* (1966) von Juan Goytisolo oder *Els plàtans de Barcelona* (1972) von Víctor Mora wird ähnlich schonungslos mit dem Franco-Regime abgerechnet wie in *La Marge*.

### 3 Wechselwirkungen Barcelona — Frankreich

Zu guter Letzt soll uns in diesem Kapitel Gemeinsamkeiten und Unterschiede der beiden Romane beschäftigen sowie die bisher noch nicht behandelten tieferen Bedeutungsschichten, soweit sie sich auf Barcelona und Frankreich und das Verhältnis zwischen diesen beiden Entitäten beziehen lassen.

Beide Autoren betrachten den Gegenstand Barcelona aus einer antiklerikalen und liberal-demokratischen, also in der Tradition der Französischen Revolution stehenden Perspektive, so daß sich Fremdheitsempfindungen vor allem im Zusammenhang mit dem spanischen Katholizismus und mit der Diktatur General Francos äußern. Der offensichtliche Zusammenprall dieser beiden entgegengesetzten gesellschaftlichen und politischen Dogmen läßt sich durchaus als eine Parteinahme für die französische und gegen die spanische Staatsform (sofern dies im Falle Francos nicht ein böser Euphemismus ist) auffassen.

Barcelona wird in beiden Fällen als komplexes semiotisches Stadtgebilde gesehen und reflektiert, wobei die Reflexion in Ermangelung eines mit den Stadtbewohnern gemeinsamen Dechiffrierungscodes mnemotechnisch vor sich geht; Barcelona löst permanente Erinnerungen an andere Orte und andere Zeiten aus und ist daher Chronotopos, also ein Ort, an dem sich — in diesem Fall an andere Orte gebundene — Zeit manifestiert. Als Bestandteil des Zeichensystems fungiert die Sprache, bei Simon ausschließlich Kastilisch, bei de Mandiargues Kastilisch und Katalanisch. Da beide Protagonisten das Kastilische beherrschen, findet ein Dialog in strictu sensu zwischen ihnen und der Stadt mit ihren Bewohnern statt, wodurch zu der ohnehin vorhandenen kulturellen Nähe eine linguistische tritt, die jegliche Annäherung vereinfacht: Die Romane thematisieren nicht den Aufenthalt eines Lappen in Malaysia, sondern behandeln zwei benachbarte romanische Länder.

Eine Entfernung zwischen betrachtendem Subjekt und betrachtetem Objekt ergibt sich jedoch andererseits wieder durch den extremen Ausnahmezustand, den die Stadt auf allen Erzählebenen durchlebt. Pons bewegt sich durch das Barcelona der konsolidierten Diktatur etwa der sechziger Jahre, der Student erinnert sich in der repressiven Phase Mitte der fünfziger Jahre an das

Barcelona des Bürgerkriegs zurück, der erste trägt schwer am psychischen Trauma durch den Tod seiner Familie, der zweite schleppt das Kriegstrauma und die nachfolgende Desillusionierung mit sich. Zwischen den beiden Entitäten entsteht eine reziproke Entfremdung: Das semiotische System der Stadt ist durch Krieg und Unterdrückung unentzifferbar geworden, die Protagonisten wären aber durch ihre persönlichen Probleme auch nicht dazu in der Lage, sich unter Vernachlässigung ihrer subjektiven Eingebundenheit einem anderen Zeichensystem anzunähern. Die literarische Umsetzung dieser Tatsache ist in der grotesken Verfremdung der Stadt und ihrer Einwohner zu finden, wobei der Brecht'sche Dreierschritt entsprechend modifiziert worden ist zu einem Befremden der Autoren über die eigenen und die spanischen Verhältnisse — Verfremdung des Romangegegenstands auf allen Ebenen — Erkennen der Entfremdung und Verstehen durch den (französischen) Rezipienten.

Somit dient die Fremdenperspektive als Mittel zum Zweck, in der Alterität läßt sich nicht nur Kritik an den spanischen Verhältnissen unterbringen, sondern sie ermöglicht auch Reflexionen über das eigene Land Frankreich, so daß wir im literarischen Diskurs beider Autoren letztlich eine polyvalente Dialektik zwischen Heimwelt und Fremdwelt konstatieren können, wobei allerdings an dieser Stelle eine weitere Differenzierung sinnvoll ist.

Oberflächlich betrachtet, verharrt Simon in *Le Palace* anders als de Mandiargues auf der Ebene des eingangs nach Wierlacher definierten *Verstehen des Eigenen im Anderen*, indem er Barcelona zum Transport persönlicher politischer Anliegen instrumentalisiert; darauf spielt 'Alex Broch an, wenn er Barcelona bei Simon als «la ciudad de una utopía revolucionaria no realizada» interpretiert, als «espacio de esa tragedia, la constatación de un imposible, el recuerdo de una idea revolucionaria víctima de sus propias contradicciones», symbolisiert durch das Gebäude des Palast-Hotel, das sich vom Luxushotel zum funktionellen Soldatenquartier und dann unter Franco zum Bankhaus wandelt, wodurch der Kapitalismus den kurzen Traum einer Herrschaft des Volkes besiegt hat.<sup>26</sup> Broch berichtet auch von einer Photographie, die den jungen Simon als begeisterten Anhänger der anarchistischen Bewegung 1936 auf der Plaça de Catalunya zeigt; die Anarchisten beherrschten zu diesem Zeitpunkt die Stadt, und Simon erblickte darin, laut Broch, die

Realisierung des alten Traums von der absoluten Freiheit.<sup>27</sup>

Zieht man den nachfolgenden Zusammenbruch all jener Träume und Utopien von 1936 in Betracht, so verwundert es kaum, daß Simon in seinem Barcelona-Entwurf diese Stadt im Nachhinein zum Un-Ort geraten läßt, zum einem Inbegriff «radikaler Fremdheit, die uns außerhalb jeder Ordnung versetzt»<sup>28</sup>, «wo Eigensein, Eigenname und also auch der Eigenort selbst durch Fremdheit gekennzeichnet sind»,<sup>29</sup> wie Waldenfels präzisiert. Er trifft damit exakt die Verhältnisse in Simons Roman, in dem sich das zerstörte Eigensein der Personen in ihrer Zerstückelung äußert, in dem die Menschen über keine Namen verfügen und auf ihre Funktion reduziert sind, in dem auch Fremde wie der Student keine Zuflucht an einem Eigenort, sondern nur im Suizid finden. Radikale Fremdheit ist aber nicht nur die Lebensbedingung für Fremde wie den französischen Studenten, sie trifft auch für die einheimischen Barceloniner zu und ist dann doppelt tragisch, weil diese sich — eigentlich — in ihrer Heimwelt befinden; daß die Bewohner Barcelonas ebenfalls sich und ihrer Umwelt radikal entfremdet sind, entspringt der Projektion Simons aus der versteinerten Franco-Zeit in den Bürgerkrieg zurück. Damit macht er sich die Position des Anderen zu eigen, er stellt das Barcelona der fünfziger Jahre — ganz Spanien repräsentierend — als Ergebnis innerspanischer Konflikte dar. Dieser nicht-alteritäre Diskurs steht gleichberechtigt und eigenständig neben dem der Alterität.

Auf anderen Wegen wird man bei der Interpretation von *La Marge* zu einem ähnlichen Ergebnis gelangen, allerdings bei anderer Gewichtung. Wesentlich offensichtlicher als in *Le Palace* ist bei de Mandiargues die Identifizierung des Protagonisten mit dem Gegenstand, da Pons die Außen-sicht des Fremden immer wieder zugunsten der Innensicht des Katalanen aufgibt, wobei er aber durch sein persönliches Schicksal dennoch weiterhin ein Ent-fremdeter bleibt. Dieser Seitenwechsel läßt im Zusammenhang mit der Verfremdung der Bürger Barcelonas — von denen ohnehin nur ein grotesker Ausschnitt vorgeführt wird — die Katalanen als Fremde im eigenen Land erscheinen, wiederum in «radikaler Fremdheit» gegenüber sich selbst und ihrer Umgebung, so daß de Mandiargues zunächst der «Hermeneutik der Alterität» den Vorzug zu geben scheint.

<sup>27</sup> In: «Barcelona» 3, 1987, S. 113.

<sup>28</sup> Waldenfels, Bernhard: *Topographie des Fremden*, 1997, S. 78.

<sup>29</sup> Ebd. S. 196.

<sup>26</sup> In: «El País» EXTRA, 23-3-1988, S. 9.

In stärkerem Maße aber als bei Simon läßt der Text de Mandiargues' Verweise in Richtung Frankreich zu; es ist frappierend, daß die einzige französische Landsmännin von Sigismond Pons mit einem «accent [...] languedocien» (32) spricht. Man kann darin zu einer Zeit, als auch in Frankreich die nationalen Minderheiten im Süden des Landes und in der Bretagne zu neuem Selbstbewußtsein erwachen, durchaus eine scharfe Kritik an der schon seit Louis XIV. geübten Unterdrückung der sogenannten «langues patois» durch den Pariser Zentralismus erblicken. Damit beutet de Mandiargues den Gegenstand Barcelona ebenfalls utilitaristisch aus, die ästhetische Produktion dient dem Transport konkreter politischer Forderungen. Allerdings geschieht dieses Erkennen des *Eigenen im Anderen* nicht aus einer tiefen Desillusion heraus wie bei Simon, sondern in der Solidaritätsbekundung mit dem katalanischen Volk und dem Aufruf zum Widerstand gegen die Diktatur am Ende des Romans liegt so etwas wie eine Aufbruchstimmung, eine Hoffnung auf eine Besserung der Verhältnisse, die zur Zeit der Publikation des Romans 1967 immerhin nicht mehr allzu fern schien. Die pathetischen Sätze mögen vielleicht auch bei einigen der vielen französischen Touristen, die in den sechziger Jahren im «sonnigen» Nachbarland Spanien Urlaub machten, eine gewisse Nachdenklichkeit über die politische Situation der Menschen hinter Portbou ausgelöst haben. In jedem Fall kann man de Mandiargues eine in Richtung des französischen Lesepublikums abzielende aufklärerische Intention unterstellen.

#### Schlußbemerkung

Zieht man ein abschließendes Fazit, so läßt sich als erwiesen ansehen, daß sich die eingangs aus der Ethnologie entlehnte Kategorie der Alterität als methodologisches Interpretationsprinzip durchaus auf die Literatur anwenden läßt. Alterität als Wahrnehmungskategorie setzt einen hermeneutischen Prozeß in Gang, in dessen Verlauf wir anhand der beiden diskutierten Romane nicht nur zeigen konnten, daß die Fremderfahrung — verstanden als psychologisches, topographisches und soziopolitisches Phänomen — sich in ästhetische Produktion umsetzen läßt und als poetisches Kunstwerk jenseits aller historisch-kulturellen Eingebundenheit Bestand hat, sondern auch wie die literarische Umsetzung vor sich geht und welche Wirkung das Artefakt unter Berücksichtigung aller beteiligten Entitäten ausüben kann. Am Beispiel von Claude Simon und Pieyre de Mandiargues und ihrer Barcelona-Romane ist zu erkennen, daß auch bei großer kultureller Nähe im Vergleich zu «einheimischen» Autoren deutliche Differenzen in der

Wahrnehmung des Gegenstandes und der «Ausbeutung» des literarischen Diskurses existieren. Ferner ist das polyvalente dialektische Verhältnis zwischen den Autoren, deren Heimatland Frankreich, den Protagonisten als Personifikationen der Fremderfahrung und dem Gegenstand Barcelona als Träger der Alterität als solcher offensichtlich geworden, wobei wir insbesondere die Wechselwirkung Barcelona — Frankreich, also vom Fremden aufs Eigene, als auch die Eigenständigkeit des Fremden im Anderen nachzuweisen versucht haben. Während Simon in seinem Barcelona—Entwurf mehr den Verlust einer politischen Utopie thematisiert, befaßt sich de Mandiargues in seinem Roman explizit mit der Lage der Katalanen unter Franco. Beide Romane zeigen, getreu dem Heidegger'schen Diktum, daß der Mensch sich in der Vorstellung, der *repraesentatio*, über das Seiende ins Bild setzt,<sup>30</sup> den Standpunkt zweier bedeutender französischer Autoren im Hinblick auf Barcelona, Katalonien und Spanien.

#### Bibliographie

- Barey, André: *Barcelona a través de la literatura francesa*. In: «Quimera» 34, Barcelona 1983.
- Barthes, Roland: *Semiotik und Urbanismus*. In: Carlini, A./Schneider, B.: *Die Stadt als Text*. a.a.O.
- Berg, Eberhard/ Fuchs, Martin (Hrsg.): *Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation*. Frankfurt (Suhrkamp) 1993.
- Broch, 'Alex: *Un tema de novela*. In: «El País» Extra, 23-3-1988.
- Broch, 'Alex: *La Barcelona de Claude Simon*. In: «Barcelona» 3, Barcelona 1987.
- Böhler, Michael: *Deutsche Literatur im Spannungsfeld von Eigenem und Fremdem*. In: Wierlacher, Alois: *Das Fremde und das Eigene*. a.a.O.
- Broch, 'Alex: *Genet en el Paral·lel, una iniciación a la ética y estética del mal*. In: «Barcelona» 5, Barcelona 1987.
- Carlini, A./Schneider, B.: *Die Stadt als Text*. Tübingen (Wasmuth) 1976.
- Greenblatt, Stephen: *Wunderbare Besitztümer. Die Erfindung des Fremden: Reisende und Entdecker*. Berlin (Wagenbach) 1994.
- Hart Nibbrig, Christian L. (Hrsg.): *Was heißt «Darstellen» ?*. Frankfurt (Suhrkamp) 1994.

<sup>30</sup> Zitiert in Weimann, Robert (Hrsg.): *Ränder der Moderne*, 1997, S. 15.

- Haverkamp, Anselm/Lachmann, Renate (Hrsg.): *Gedächtniskunst: Raum — Bild — Schrift. Studien zur Mnemotechnik*. Frankfurt (Suhrkamp) 1991.
- Hinderer, Walter: *Produzierte und erfahrene Fremde*. In: Wierlacher, Alois: *Das Fremde und das Eigene*. a.a.O.
- Kristeva, Julia: *Fremde sind wir uns selbst*. Frankfurt (Suhrkamp) 1990.
- Münch, Paul: *Fremdsein. Historische Erfahrungen*. In: «Essener Unikate» 6/7 (Geisteswissenschaft), Universität GH Essen 1995.
- Pieyre de Mandiargues, André: *La marge*. Paris (Gallimard) 1967. Kastilische Übersetzung: *Al margen*. Barcelona (Bruguera) 1981.
- Schiffauer, Werner: *Fremde in der Stadt*. Frankfurt (Suhrkamp) 1997.
- Simon, Claude: *Le Palace*. Paris (Les Editions de Minuit) 1962.
- Sennett, Richard: *Civitas. Die Großstadt und die Kultur des Unterschieds*. Frankfurt (S. Fischer) 1991.
- Sotelo Vázquez, Adolfo: *Viajeros en Barcelona I*. In: «Cuadernos Hispano-americanos» 544, Madrid, Octubre 1995.
- Sotelo Vázquez, Adolfo: *Viajeros en Barcelona II*. In: «Cuadernos Hispano-americanos» 556, Madrid, Octubre 1996.
- Sturm-Trigonakis, Elke: *Barcelona in der Literatur (1944-1988)*. Kassel (Reichenberger) 1994.
- Sykes, Stuart: *Les romans de Claude Simon*. Paris (Les Editions de Minuit) 1979.
- Todorov, Tzvetan: *Die Eroberung Amerikas. Das Problem des Anderen*. Frankfurt (Suhrkamp) 1985.
- Waldenfels, Bernhard: *Topographie des Fremden. Studien zur Phänomenologie des Fremden I*. Frankfurt (Suhrkamp) 1997.
- Warning, Rainer: *Claude Simons Gedächtnisräume: «La Route des Flandres»*. in: Haverkamp/Lachmann: *Gedächtniskunst*. a.a.O.
- Weimann, Robert (Hrsg.): *Ränder der Moderne. Repräsentation und Alterität im (post)kolonialen Diskurs*. Frankfurt (Suhrkamp) 1997.
- Wierlacher, Alois (Hrsg.): *Das Fremde und das Eigene. Prolegomena zu einer interkulturellen Germanistik*. München (Iudicium) 1985.

## Hubert Pöppel (Jena):

### Kastration als *ultima ratio*: die katalanischen Frauenkrimis der Maria Antònia Oliver

In einer Kriminalgeschichte läßt der Brasilianer Rubem Fonseca seinen Helden — einen Kriminalautor — auf einem Kongreß über Kriminalliteratur in Grenoble folgende Feststellung treffen: «A língua que produz mais escritores policiaes no mundo é a catalã, considerando-se o número reduzido dos seus utentes» (Fonseca, 1992, S. 151).

Noch im Jahre 1985 fühlten sich die beiden Barceloniner Spezialisten für die katalanische *novel·la negra* bzw. die spanische *novela negra*, Jaume Fuster und Manuel Vázquez Montalbán, nahezu alleine auf weiter Flur.

Fuster: «Tu en castellà, encara pots trobar algú que et substitueixi [...]». Montalbán: «Ja en tinc dos! L'Andreu Martín i en Juan Madrid [...]». Fuster: «Els conec i de tant en tant també utilitzo l'Andreu com a substitut en matèria de novel·la negra». (Vázquez Montalbán/ Fuster, 1985, S. 91).<sup>1</sup>

Gleichzeitig jedoch begann sich die Lage zu ändern. Das in dem zitierten Gespräch etwas abschätzig als «boom des Kriminalromans» bezeichnete steigende Interesse des Publikums trug auch in Katalonien Früchte. Jaume Fuster selbst schuf mit der Reihe «La Negra» bei *Edicions de la Magrana* ein Publikationsforum, das, neben Übersetzungen und Neuauflagen älterer Werke,<sup>2</sup> auch neue Kriminalromanautorinnen und -autoren aufnahm. In

---

<sup>1</sup> Noch in der Ausgabe der *Monographic Review / Revista Monográfica*, 1987, über den Kriminalroman in Spanien spielt der Kriminalroman in katalanischer Sprache praktisch keine Rolle, sieht man von punktuellen Erwähnungen einiger Autoren im Beitrag von Patricia Hart (eine Zusammenfassung ihres Buches *Spanish Sleuth* von 1987, mit einem Kapitel über Pedrolo und Fuster) einmal ab. Der galicische Kriminalroman hingegen wird mit einem eigenen Aufsatz gewürdigt. Die Diskussion der Frage nach der Einordnung Andreu Martíns auch in die katalanische Literatur durch Fuster (einige seiner Romane publizierte er in seiner Reihe) in diesem Zitat würde hier zu weit führen.

<sup>2</sup> Im weiteren Verlauf des Gespräches der beiden über den Kriminalroman kommen sie auch noch kurz auf Manuel de Pedrolo zu sprechen, dessen Romane aus den 50er und 60er Jahren von Fuster in seiner Reihe ebenso wieder aufgelegt wurden wie ein Text von Maria Aurèlia Capmany aus den frühen 70er Jahren. Zu letzterer schrieb Genaro Pérez 1995/96 einen Aufsatz, ohne es einer Erwähnung wert zu finden, daß der von ihm untersuchte

nerhalb von wenigen Jahren öffnete sich das Spektrum so weit, daß Montserrat Estruch i Brichs 1997 in einem kleinen Überblick bereits rund zwei Dutzend Namen aufzählen konnte.<sup>3</sup> Heute können Barcelona und Katalonien als das Zentrum der Kriminalromanszene in Spanien bezeichnet werden.<sup>4</sup>

Der internationale Durchbruch ist dem katalanischsprachigen Kriminalroman aber nicht gelungen. Die Kombination «Barcelona und Kriminalroman» wird verkörpert von einer Person: dem «Übervater» Manuel Vázquez Montalbán.<sup>5</sup> In der Rangfolge der Bekanntheit folgt nach diesem Andreu Martín; doch die Übersetzung seiner Werke aus dem Spanischen ins Deutsche muß teilweise bereits vom Spanischen Kulturministerium unterstützt werde. Dem führenden Vertreter des katalanischsprachigen Kriminalromans, Jaume Fuster, blieb die internationale Anerkennung bislang verwehrt.

Ganz anders stellt sich die Lage bei Maria Antònia Oliver dar, 1946 auf Mallorca geboren, in Barcelona lebend, erfolgreiche Schriftstellerin innerhalb Kataloniens, Drehbuchautorin, Übersetzerin und seit 1969 mit Jaume Fuster verheiratet. Sie profitierte ganz offensichtlich von einem doppelten Publikums- und Verlegerinteresse der 80er und 90er Jahre: dem Interesse an Kriminalromanen und dem Interesse an Frauenliteratur. Die

---

Roman (*El chaqué de la democràcia*, 1984) ursprünglich auf katalanisch erschienen war (*El jaqué de la democràcia*, 1972).

<sup>3</sup> Zu finden im Vorwort von Fuster, *Mica*, 1997, S. 10-11; diese Ausgabe des Romans wurde übrigens durch das Vorwort und den Anhang speziell für Jugendliche aufgearbeitet; zur Untergattung des Kriminalromans für Jugendliche in Katalonien (zu der auch Fuster mit seinem Detektiv Arquer speziell für diese Zielgruppe verfaßte Beiträge lieferte, z.B. *Ana i el detectiu* von 1993), vgl. Valriu, 1995.

<sup>4</sup> Dieser Meinung ist auch der Autor des allerdings sehr knappen und USA-orientierten Beitrages über Spanien in Nina Kings *Crimes of the Scene*, 1997; zwei wichtige Veröffentlichungen der letzten Jahre zum spanischen Kriminalroman äußern sich zu dieser Frage ambivalent: Colmeiro (1994) schließt den katalanischen Kriminalroman praktisch aus seiner Untersuchung aus und formuliert nur kurz (S. 170, Anm. 5) das Desiderat einer eigenständigen Monographie (Martín und Vázquez Montalbán nehmen aber bei ihm einen breiten Raum ein); wesentlich stärkere Beachtung findet der katalanischsprachige Kriminalroman bei Valles Calatrava (1991), wobei die Suche nach Zusammenhängen in der durch Datenfülle gekennzeichneten Studie schwer fällt; auch er fordert, angesichts des «papel clave jugado por los autores catalanes» (S. 130), eine eigenständige Monographie.

<sup>5</sup> Vielleicht gilt diese Ausnahmestellung in Spanien selbst noch mehr als in Deutschland, den USA oder anderen Ländern, denn welcher Autor außer ihm kann darauf verweisen, daß ein Verlag wie Planeta seinem Helden eine eigene Reihe eingeräumt hat, oder daß inzwischen Biographien über die Personen seiner Romane erscheinen, abgesehen von der schon nicht mehr überschaubaren Menge an wissenschaftlicher Sekundärliteratur.

Konjunktur dieser beiden Interessen war wohl der entscheidende Impuls, daß weder die Bücher ihres Mannes noch ihre eigenen nichtkriminellen Romane, sondern ihre Kriminalromane beinahe gleichzeitig Ende der 80er Jahre ins Englische, ins Spanische und ins Deutsche übersetzt wurden. Diese These wird gestützt durch die Tatsache, daß ihr Roman *Joana E.* von 1992 bis heute nicht in einer deutschen Ausgabe greifbar ist, während der dritte Band der Reihe um die Privatdetektivin Lònia Guiu von 1994 bereits zu Beginn des Jahres 1996 übersetzt vorlag. Eine Modeerscheinung wie der Frauenkrimi führt leider allzu häufig dazu, daß ohne Rücksicht auf Qualität beinahe alles publiziert und übersetzt wird, was auf dem Markt zu bekommen ist — ein aufmerksamer Blick in eine beliebige der vielen Reihen deutscher Verlage zum Thema belegt dies.<sup>6</sup> Mit Maria Antònia Oliver jedoch wählte der Eichborn Verlag eine katalanische Kriminalschriftstellerin aus, die auch hohen Qualitätsansprüchen an ihre Werke mühelos genügt.

Vor der Analyse einiger wichtiger Punkte, die dies belegen können, und vor einigen Überlegungen zum Begriff des Frauenkrimis, möchte ich zunächst ihre drei Lònia-Guiu-Romane kurz vorstellen.

#### *Estudi en lila* (1985)

Die Privatdetektivin Apol·lònia Guiu, genannt Lònia, bekommt eines morgens zwei Aufträge. Sie soll ein fünfzehnjähriges Mädchen suchen, das aus Mallorca verschwunden ist; und sie soll für eine Kunsthändlerin unter einem offensichtlichen Vorwand drei Männer aufspüren. Kurz nachdem sie und ihr Assistent Quim den ersten Mann finden, stirbt er an den Folgen eines Autounfalls. Sebastiana, das Mädchen aus Mallorca, holt Lònia aus einer heruntergekommenen Pension. Sie ist nach einer Vergewaltigung schwanger, kommt mit dem Konflikt um eine Abtreibung nicht zurecht

---

<sup>6</sup> Wenn der Blick von den Reihen selbst auf die Diskussion über sie in den Literaturbeilagen und Feuilletons der Tageszeitungen und Zeitschriften weiterreicht, so lassen sich einige markante Punkte herausstreichen: Frauenkriminalromanreihen waren und sind wichtig, um guten Kriminalromanen eine Chance zu geben; neben deutschen sind es vor allem Romane aus dem englischsprachigen Bereich, die publiziert werden, die Romania spielt auf dem Übersetzungsmarkt leider eine untergeordnete Rolle (auch in Katalonien gibt es mit M.A. Capmany, Assumpta Margenat, Margarida Aritzeta und anderen noch Kriminalschriftstellerinnen, die würdig sind, übersetzt zu werden); der Begriff Frauenkrimi ist in diesen Publikationen nicht geklärt, und es sind die Frauen selbst, die am heftigsten über die Kategorie diskutieren (vgl. u.a. Uta-Maria Heim in *Spiegel special*, 10/1995; Sabine Deitmer in *SZ, Krimi Spezial*, 23.11.1996; *Brigitte* 8/96).

und begeht Selbstmord. Lònia ermittelt die Identität des zweiten Mannes, wird dabei verprügelt, verliert ihr Auto, und ihr Büro wird zerstört. Kurz nachdem sie die Kunsthändlerin informiert, stirbt auch der zweite Mann. Trotz ihres Verdachtes gegen die Auftraggeberin gibt sie den Fall nicht auf. Bei den weiteren Untersuchungen entdeckt sie die Verbindungen der beiden toten Männer zu Frauenhandel und Schmuggel mit chemischen Waffen, und sie trifft auf den dritten Mann, der ebenfalls stirbt, ohne daß sie dies verhindern kann. Von der Kunsthändlerin erfährt sie, daß die drei Männer sie vergewaltigt hatten, und daß sie sich an ihnen rächen wollte, indem sie sie kastrierte, nicht aber ermordete. In allen drei Fällen gab es die Gelegenheit, ein Verbluten der Männer zu verhindern, doch diese — oder deren einflußreiche Familien — bevorzugten den Tod. Am Ende übergibt Lònia den Schmuggelfall zur weiteren Verwertung an den großen Privatdetektiv Lluís Arquer, gegen die Zusicherung seines Schweigens im Fall der toten Männer und gegen ein Flugticket nach Australien.

*Antípodes* (1988)

In Australien lebt Lònia einige Monate bei alten Freunden aus Barcelona und bei verschiedenen Liebhabern, bis sie ein junges Mädchen wiedertrifft, das sie auf dem Flug kennengelernt hatte und das in Schwierigkeiten geraten ist. Sie beginnt zu ermitteln, stößt auf einen brutalen Rauschgift- und Mädchenhändler, übergibt den australischen Teil des Falles einem Kollegen vor Ort und fliegt auf ihre Heimatinsel Mallorca, um die Hintergründe aufzudecken. In kurzer Zeit gelingt es ihr, die Verbindungen zwischen der ehemals reichen Familie des Mädchens, einem dubiosen Reiseunternehmen, der Tourismusbranche auf Mallorca und einer ökologischen Gruppe zu durchschauen. Die Familie hatte das Mädchen über den Mädchenhändler nach Australien abgeschoben, weil sie fürchtete, daß die Tochter sich für den Schutz einer kleinen, in ihrem Besitz befindlichen Baleareninsel vor touristischer Ausbeutung einsetzen würde. Um Beweise dafür zu finden, läßt sich Lònia als Dienstmädchen für den Fünften Kontinent anwerben und landet als Aufseherin in einem Bordell. Sie bekommt die Beweise, wird aber wieder grausam verprügelt. Ihr Assistent Quim befreit sie, und diesmal nimmt sie, zusammen mit einem befreundeten Journalisten, die juristische und publizistische Abrechnung selbst in die Hand.

*El sol que fa l'ànec* (1994)

Während sie gerade mit einem Fall im Milieu der Prostituierten von Barcelona beschäftigt ist, bekommt Lònia den Auftrag, ein verschwundenes Mädchen zu finden. Die Spur führt über Deutschland nach Mallorca, wo sie, wieder einmal, auch mit ihrer eigenen Vergangenheit konfrontiert wird. Bei ihren Nachforschungen trifft sie immer wieder auf ein seltsames, keinen Sinn ergebendes katalanisches Gedicht<sup>7</sup> — und auf Kinder. Langsam kann sie ihre Untersuchungen auf ein großes Anwesen konzentrieren, doch gleichzeitig baut sich vor ihr eine Mauer des Schweigens auf. Beim Versuch, sie zu überwinden, wird sie das Opfer einer versuchten Vergewaltigung, eines Mordanschlages, bei dem sie ihr Auto verliert, und ihr wird ein Finger gebrochen. Erst als sie die Leiche des gesuchten Mädchens findet, werden ihr alle Zusammenhänge klar. Mit Hilfe eines alten Freundes bei der Polizei entlarvt sie einen Päderastenclub, die dahinterstehende Organisation von Kinderhändlern und die mit ihnen zusammenarbeitende lokale Polizei.

Das Einschreiben in Traditionen

Jeder Kriminalroman schreibt sich unweigerlich in einen bestimmten Traditionsstrang — normalerweise sogar in mehrere — dieser vieltausendfach genutzten und variierten Gattung ein. Maria Antònia Oliver tut dies mit dem Titel ihres ersten Kriminalromans ganz bewußt und programmatisch. *Estudi en lila* zitiert *A Study in Scarlet*, den ersten Fall von Sherlock Holmes. Sicherlich wäre es möglich, einige inhaltliche Parallelen zwischen den beiden Texten zu finden, z.B. die Rache an Männern, die sich über das (sexuelle) Selbstbestimmungsrecht einer Frau hinwegsetzten und sie damit letztendlich umbrachten, sowie die Überantwortung des Rächers an eine andere als die weltliche Justiz, mit dem darin zum Ausdruck kommenden Verständnis für die «Morde». Die Wahl des Titels scheint jedoch noch stärker von drei anderen Punkten motiviert zu sein: von der Verneigung vor dem großen Meister, vom Brückenschlag über ziemlich genau 100 Jahre der Ausdifferenzierung der Gattung und von der Möglichkeit des Spiels mit

<sup>7</sup> «Va anar a fer cuieres / lo mico i el raio / el sol que fa l'ànec / les flores de maio». Erst gegen Ende des Bandes kann Lònia das Rätsel dieser Verse auflösen — dank der Hilfe einer Freundin: Maria Antònia Oliver. Es handelt sich um die Nachdichtung, falsche Übersetzung, phonetische Nachahmung des spanischen Liedes «Benéfico hieres / lumínico rayo / el sol que engalanas / las flores de mayo».

den Farben im Titel. «No has vist mai cap pintada color lila d'aquelles que diuen contra violació castració?» (*Estudi*, S. 191), fragt Lònia ihren Kollegen, als sie ihm die endgültige Abwicklung des Falles anträgt. Genau diese Stelle, die den Wechsel von rot zu lila erstmals explizit begründet, macht aber auch deutlich, daß Maria Antònia Oliver keineswegs gewillt ist, eine voraussetzungslose neue Gattungstradition zu prä tendieren, die auf der Frauenfarbe lila basiert.<sup>8</sup> Das, was als Konstitutionselement des Frauenkrimis interpretiert werden könnte, wird durch die Einbindung in das Gespräch mit dem Kollegen relativiert.

Mit der Einführung der Figur des Privatdetektivs Lluís Arquer und seines Kollegen Carvalho (*Estudi*, S. 69f) greift Oliver nämlich in ein Spiel der wechselseitigen Verweisungen und Abhängigkeiten im neueren katalanisch-wie spanischsprachigen Kriminalroman Kataloniens ein, das um das Jahr 1972 mit dem Auftreten Carvalhos (Vázquez Montalbán: *Yo maté a Kennedy*) und dem ersten Kriminalroman Jaume Fusters (*De mica en mica s'omple la pica*) begann. Fuster widmete sein Buch u.a. Dashiell Hammett als dem besten seines Fachs, den katalanischsprachigen Kriminalautoren vor ihm, und Maria Antònia Oliver als seiner ersten Kritikerin. Vázquez Montalbán stellt bald darauf seinem nun zum Privatdetektiv avancierten Carvalho einen Freund für einsame Stunden und für lange und ausgiebige Freßorgien zur Seite: Enric Fuster, dessen Name wie eine Verbindung von Autor und Held (Enric Vidal) von Jaume Fusters Roman klingt.<sup>9</sup> Als Jaume Fusters neue Hauptfigur, der Privatdetektiv Lluís Arquer,<sup>10</sup> seine ersten Fälle löst, kennt er bereits eine Kollegin in Barcelona, die Lònia Guiu heißt,<sup>11</sup> und in dem 1986 erschienenen *Sota el signe de Sagitari* bekommt er von dieser einen Brief aus Australien (S. 105).

Außer diesen expliziten intertextuellen Beziehungen, die über Fuster und Vázquez Montalbán tendenziell auf die nordamerikanische Schule des Kriminalromans verweisen, schreibt Maria Antònia Oliver ihre Lònia Guiu

auch über ihre typischen Gewohnheiten und spleens in die Tradition ein.<sup>12</sup> Ein Carvalho zehrt langsam aber sicher seinen Bücherbestand aus alten Zeiten auf, indem er die Bände zum Anzünden seines Kamins verwendet. Sein Zynismus und sein Streben nach einem ausreichend dicken Bankkonto für das Alter verdeckt nur schwer sein Mitgefühl für die Opfer. Die Vergangenheit als Kommunist unter Franco holt ihn nicht nur immer wieder ein, sie umgibt ihn auch personifiziert in seinem Freund/ Diener/ Koch Biscuter, der, zusammen mit Enric Fuster, seine gastronomische Leidenschaft nach Kräften unterstützt. Seine Freundin Charo schließlich ist eine Prostituierte. Diese (und weitere) Konstanten in den Romanen Vázquez Montalbáns nun finden ihre strukturellen – positiven oder negativen – Entsprechungen in Dorothy Sayers' Serie um Lord Peter Wimsey aus den 20er und 30er Jahren. Der reiche, snobistisch-zynische Lord frönt seinem Hobby Detektivspiel nicht nur, um der Gesellschaft nützlich zu sein, sondern auch, um den Opfern Gerechtigkeit zu verschaffen. Sein ehemaliger Kamerad, der Butler Bunter, kümmert sich rührend um ihn, wenn ihn die traumatischen Kriegserlebnisse einholen. Auch wenn Lord Peter nicht selbst kocht, ist er doch ein Gourmet und Kenner der besten Weine. Seine zweite Leidenschaft nach dem Lösen schwieriger Kriminalfälle ist das Sammeln von Inkunabeln. Seine Freundin und zukünftige Frau schließlich wird von der guten Gesellschaft geschnitten, weil sie mit einem Mann in wilder Ehe gelebt hatte.

Als Lònia sich an ihre erste Begegnung mit Arquer und Carvalho erinnert, steht Kulinarisches im Mittelpunkt: «Quan jo m'hi vaig acostar amb dues copes de xampany ell va dir que aquell semi-sec tebi semblava pixats de cavall» (*Estudi*, S. 69). Gegen die beiden Eßfetischisten (und ihre jeweiligen Erfinder) setzt Oliver eine Vegetarierin, allerdings eine, die immer wieder gegen ihre eigenen Prinzipien verstößt. Was die Personenkonstellation angeht, so gibt es in den Lònia-Guiu-Romanen zwar Unterschiede zu den beschriebenen Serien, doch die Parallelen sind unverkennbar. Mit ihrer Tante

<sup>8</sup> In *Antípodes* parodiert Oliver die programmatischen Farben, als sie den von ihrem homosexuellen Assistenten Quim rosa gestrichenen Wagen sieht: «És com si la Mercè es fes pintar els estris de ginecòloga de color lila perquè és feminista», S. 119.

<sup>9</sup> Wie sehr sich Jaume Fuster und Manuel Vázquez Montalbán in Sachen Küche, Essen und Trinken ähneln, wird im nicht zufällig längsten Kapitel ihres Gesprächs von 1985 deutlich (S. 59-89).

<sup>10</sup> Mit explizitem Dank an Ross MacDonald und seinen Lew Archer.

<sup>11</sup> Fuster, *Les Claus de Vidre* (1984); er kennt sie, denn Lònia suchte bereits 1983 in der Erzählung «On ets, Mònica» des Sammelbandes *Negra i consentida* (Dracs, 1983) eine verschwundene Frau.

<sup>12</sup> Auf ein weiteres Verfahren kann ich hier leider nicht näher eingehen: Es handelt sich um die Einbeziehung der Autorin in das Romangeschehen. In *El sol* führt Lònia ihren steigenden Bekanntheitsgrad in Barcelona auf die bislang zwei erschienenen Geschichten der Maria Antònia Oliver über sie zurück (S. 21, 66), bindet sie in die Untersuchung ein (S. 135) und reflektiert über die guten Ratschläge, die sie ihr gibt (S. 73, 134). Dabei macht speziell der Absatz S. 73 mit der kurzen Reflexion über Wahrheit und Fiktionalität deutlich, daß wir es mit einer abgewandelten, die Parodie parodisierende Form des im klassischen Kriminalroman rekurrent auftretenden, meist vom Detektiv ausgesprochenen Satzes zu tun haben: «Die Wirklichkeit ist anders als die der Kriminalromane, die Sie gelesen haben.»



auf Mallorca hat die Detektivin eine Vertraute, die symbolisch für ihre Kindheit und die traumatischen Jugenderlebnisse — sowie deren Aufarbeitung im Laufe der Zeit — steht. Die Rolle des aus sexuellen Gründen Marginalisierten in ihrer Umgebung nimmt Quim ein, ihr homosexueller Assistent. Der aufgesetzte Zynismus und das Überlegenheitsgefühl ihrer männlichen Kollegen, seien diese Engländer oder Katalanen,<sup>13</sup> ist Olivers Detektivin fremd, doch sie teilt mit ihnen ein tiefgreifendes Gefühl für Gerechtigkeit und ein fundamentales Mitgefühl für die Opfer der Verbrechen — also für die Opfer der Gesellschaft —, das in ihrem Fall sogar noch weiter geht als bei Carvalho, Lord Peter, Arquer und den anderen. Interessant ist schließlich der Tick, den Oliver ihrer Heldin mit auf den Weg gegeben hat. An die Stelle des Büchersammelns und des Bücherverbrennens setzt sie das Sammeln von Lippenstiften. Im Kontext der Geschichte des Kriminalromans könnte man schon das Verbrennen der Bücher bei Vázquez Montalbán als einen symbolischen Nachvollzug der Ablösung der reinen Rationalität der Detektive (an ihrer Spitze Auguste Dupin) durch deren Tatkraft, Erfahrung und durch ihre Anwendung von Gewalt interpretieren; eine Ablösung allerdings, die im Prinzip so alt wie die Geschichte des Kriminalromans selbst ist, spätestens mit Chandler und Hammett vor 70 Jahren ihre immer wieder zitierten Repräsentanten fand und in Reinform doch nie so stattgefunden hat. Vor diesem Hintergrund kann man die Lippenstifte zwar als die Weiterführung der Bücherverbrennung und als Einführung des weiblichen Prinzips in die Kriminalliteratur sehen, doch gleichzeitig verweist Maria Antònia Oliver ein übertriebenes Insistieren auf diesem Punkt in die Schranken, indem sie selbst konsequent übertreibt und dadurch einen gehörigen Anteil an Selbstironisierung einführt: «Una bossa del Corte Inglés plena de pintallavis. Collons quina mania Lònia!» (*Estudi*, S. 105).

Lònia Guiu ist also keine Figur, die, vom Himmel gefallen, dem Kriminalroman ein neues Fundament gibt. Wie bei allen Entwicklungen der Gattung in den letzten 100 Jahren handelt es sich auch beim Frauenkrimi darum, das bekannte Schema oder die verschiedenen Schemata in eine bestimmte Richtung zu variieren.

<sup>13</sup> «El Carvalho va insinuar un somriure que va pareixer una ganyota. Però no es va dignar a motar», *Estudi*, S. 69.

### Das Leiden der Detektivin

Die Detektive aus Barcelona — darin gleichen sie ihren nordamerikanischen Detektiven aus der Vorkriegszeit — lösen ihre Fälle nicht vom Schreibtisch aus oder in der angenehmen Atmosphäre eines englischen Pfarr- oder Herrenhauses.<sup>14</sup> Ihre gewohnte Umgebung ist die Rambla. Von dort aus bewegen sie sich zu den Orten und zu den Situationen, wo es im wahren Sinne des Wortes weh tut. Ob Lluís Arquer, Pepe Carvalho oder Lònia Guiu, sie alle erleiden während der Klärung ihrer Aufträge psychische und physische Schmerzen.

Was Maria Antònia Olivers Privatdetektivin von ihren männlichen Kollegen unterscheidet ist, daß sich ihre ganz unterschiedlichen Leidenserfahrungen und ihre Reflexionen darüber zu einer Konstante in ihrer Existenz als Detektivin verbinden. Auch Carvalho und Arquer werden verprügelt, sie tragen Verletzungen davon, überstehen Mordanschläge, sind verbittert, bisweilen verzweifelt ob der Tatsache, daß sie einem Verbrechen machtlos gegenüberstehen, ja können sogar den Tränen nahesein ob des Leidens von Unschuldigen, doch sie verdrängen solche Erfahrungen häufig wieder und verstecken sie hinter einer Maske von Härte und Professionalität — und hinter ihren je eigenen Vorlieben: dem Essen und der klassischen Musik.

Bei Lònia Guiu nimmt das Mitleiden mit den Opfern dagegen stetig zu und gewinnt insbesondere in den beiden letzten Romanen die Oberhand. Da sie grundsätzlich keine Waffen trägt, verläßt sie sich in ihrem Beruf vor allem auf zwei Fertigkeiten: Sie kann sehr gut Autofahren, und sie beherrscht Karate. Genau dort setzen auch ihre Niederlagen an. In *Estudi* verursacht sie bei der Verfolgung eines der Männer einen Unfall, und verliert später ihr Auto. In Australien kommt sie mit dem Linksverkehr nicht zurecht. Bei der Suche nach der Kinderschänderbande auf Mallorca schließlich wird ihr Auto manipuliert und sie überlebt nur knapp, mit einem verletzten Knöchel, aber «en arribar al cotxe ja no em feia mal. El que em va fer mal va ser l'ànima» (*El sol*, S. 159). Es ist nicht so sehr der Verlust des Autos, der sie schmerzt, sondern die Erkenntnis, auf ihrem Spezialgebiet getroffen worden zu sein. Ganz ähnliche Gefühle durchlebt sie bei ihren tätlichen Auseinandersetzungen. Aus etwa 50% aller Kämpfe geht sie dank der Schläge, die Quim

<sup>14</sup> Wobei es, natürlich, auch wieder Ausnahmen gibt. In *El Balneario* (1986) versetzte Vázquez Montalbán seinen Carvalho in ein Ambiente, in dem sich auch ein Hercule Poirot wohlgefühlt hätte.

ihr beigebracht hat, als Siegerin hervor. Die verlorenen Gefechte jedoch bringen sie nicht nur in Gefahr, sie fügen ihr auch sukzessive immer schwere und schließlich sogar bleibende Verletzungen zu:<sup>15</sup> von einer Beule und einigen blauen Flecken in *Estudi* hin zu gebrochenen Rippen und einem geplatzten Trommelfell in *Antípodes*, das noch in *El sol* schmerzt, zusätzlich zu all den anderen Brüchen und Blessuren, die sie aus dem letzten Fall aus Mallorca nach Barcelona zurückbringt. Die Reaktion Lònias ist immer die gleiche. Sie weint Tränen vor Schmerz und Wut. Wut, weil sie diese Situationen, meist zurecht, als Folge eines Fehlers ansieht, den sie gemacht hat, und weil sie dadurch in ihrem Selbstbewußtsein als professionelle Privatdetektivin getroffen wird.

Diese auf der Hand liegende Interpretation nun weitet Oliver durch verschiedene semantische und erzähltechnische Verfahren aus. Als Lònia das schwangere Mädchen tot in ihrer Wohnung findet, bei der Konfrontation mit den Toten in Australien, als sie das tote Mädchen in Mallorca ausgräbt, das die Kinderschänderbande verraten wollte, bei all diesen und vielen anderen Gelegenheiten weint sie Tränen vor Schmerz und Wut: Wut, weil sie sich die Schuld daran gibt, das Verbrechen nicht verhindert zu haben, und Schmerz, weil sie tatsächlich körperlichen Schmerz spürt. Ihre Sympathie für die Opfer schlägt um in ein körperliches Mitleiden, sowohl in der Form von akuten psychosomatischen Reaktionen als auch, im Verlauf der Romane, durch ihre eigenen Verletzungen, die sie quasi als Sühne für ihr Versagen auf sich nehmen muß.

Gleichzeitig zu Schmerz, Wut, Trauer, Tränen und anderen körperlichen Reaktionen kommen bei Lònia in den Extremsituationen bei ihren Nachforschungen immer wieder bruchstückhaft Szenen aus ihrer Jugend und Kindheit zutage, sei es in Träumen, sei es in konkreten, durch Orte oder Personen vermittelten Erinnerungen. Die Ordensschwester in der Schule, die sie geschlagen haben, Religion als Unterdrückungsinstrument, der unfähige Vater, das traumatische Erlebnis mit der Hexe, die ebenso traumatische und nie verwundene Trennung von der Mutter, der Rückhalt bei der

<sup>15</sup> Dieses Detail der bleibenden Stigmatisierung als Erinnerung an ihre Niederlagen taucht in der Geschichte des Kriminalromans selten auf. Zu einem Erkennungszeichen seines Detektivs Lestrade – der Gegenspieler Sherlock Holmes' von Scotland Yard – hat es M.J. Trow ausgeweitet. Doch in seiner Romanserie hat es eindeutig parodistische Funktion, während Oliver ihre parodistischen und selbstironischen Elemente an anderen Stellen einsetzt. Zwischen diesen beiden ist wohl, in Bezug auf Verletzungen und ihre Funktion in der Serie, der Mexikaner Héctor Belascoarán anzusetzen, den Paco Ignacio Taibo II unter die großen Privatdetektive der Literaturgeschichte einzureihen vermochte.

Tante, die letzten, immer noch brutalen Jahre der Franco-Diktatur. All diese Elemente verursachen bei Lònia – und erklären sie den Leserinnen und Lesern – eine weitere Form von Leiden: die immerwährende Infragestellung ihrer Identität von außen oder durch sich selbst. Die Flucht aus ihrem Namen Apol·lònia und den Spitznamen ihrer Kindheit, die Flucht vor der Mutter und deren Vorstellungen über ihre Zukunft, die Flucht von Mallorca nach Barcelona und schließlich die Flucht von Barcelona nach Australien helfen ihr letztendlich nichts. Die Vergangenheit und damit Mallorca holt sie immer wieder ein. «Hi havia mumare que me renyava, i jo que li contestava, i ella me renyava més, i més» (*El sol*, S. 145). Dieser Urkonflikt und das Leiden an der eigenen Vergangenheit werden zwar einerseits zum Motor für all ihre Aktivitäten, andererseits aber säen sie in ihr beständig den Samen des Selbstzweifels, den sie bisweilen durch übertrieben selbstbewußtes Auftreten überspielen kann – wie ihre männlichen Kollegen –, der aber in allen drei bislang vorliegenden Romanen dazu führt, daß sie am Ende die Hilfe von Männern in Anspruch nimmt oder nehmen muß, um den Fall zum Abschluß zu bringen.<sup>16</sup>

#### Die spezifische Rolle der Sexualität

Im Zentrum der Fälle, die Lònia aufklärt, steht die Sexualität. Alle anderen Themen, die nebenbei auftauchen, ob Kunsthandel, Waffen- oder Drogenschmuggel, ob Korruption der Polizei oder die Franco-Zeit, ob Naturschutz oder Tourismus auf Mallorca, sind erzähltechnisch notwendige Erweiterungen, die Motive oder Hintergründe abdecken, doch sie berühren nicht das Entscheidende. Ebenso wie die psychischen und physischen Schmerzen, die Lònia bei ihren Aufträgen auszuhalten hat, so steht auch ihr eigener Umgang mit Sexualität in direktem Zusammenhang mit den Anlässen ihrer Nachforschungen.

*Estudi* läßt ihr kaum Gelegenheit, auch nur über eine normale Beziehung nachzudenken. Die beiden Vergewaltigungen und ihre Konsequenzen nehmen sie ganz in Anspruch. Die schwangere Sebastiana aus

<sup>16</sup> Neben diesem Grund liegt dies auch daran, daß sie es in allen Fällen mit kriminellen Organisationen zu tun hat, so daß Oliver berechtigterweise die alte und durchaus realitätsfremde Formel Mann gegen Mann (hier natürlich Frau gegen Mann) verabschiedete, um Lònia von einem in diesem Milieu erfahrenen Kollegen oder von den nicht korrupten Teilen des Polizeiapparates unter die Arme greifen zu lassen, aber erst, nachdem sie alle Fakten und Beweismittel gesammelt hat.

Mallorca wartet auf ihren Rat bezüglich der Abtreibung, doch Lònia steht zwischen den Fronten einer Freundin aus Mallorca, die gegen den Abbruch ist, ihrer feministischen Frauenärztin und Freundin aus Barcelona, die ihn vornehmen würde, und ihrer eigenen Überzeugung, daß das Mädchen selbst die Entscheidung treffen muß. Noch nicht reif für diese Konfliktsituation, und von den gesellschaftlichen Zwängen auf der Insel — die Lònia selbst nur zu gut kennt und von denen sie sich noch immer freizumachen sucht — nicht vorbereitet auf alles, was Sexualität betrifft, ganz zu schweigen von einer Vergewaltigung, zerbricht Sebastiana unter dem Druck von allen Seiten. Die elegante, reiche, weltgewandte Frau Gaudí deckt das andere Extrem der Reaktion auf eine Vergewaltigung ab. Sie läßt die Vergewaltiger suchen, setzt sich mit ihnen in Verbindung, betäubt und kastriert sie, und ruft dann die Familie oder den Rettungsdienst an. Was Wunder, daß Lònia selbst eine ihrer verlorenen Schlägereien und den Tag der Gefangenschaft bei einem der Männer als versuchte Vergewaltigungen interpretiert.

Na Sebastiana dormia en un llit de llençols vermells estampats amb roses de vòmits. A mi m'havien intentat violar dues vegades a can Gòmara. A la Gaudí li ho havien fet tres vegades seguides. — Pot escapar per la finestra de la sala — vaig dir. (*Estudi*, S. 182)

Ihre Fahrt nach Australien wird auf diese Weise auch zu einer Flucht vor dieser pervertierten Sexualität. Doch neben zwei, drei gescheiterten «normalen» Beziehungen mit Männern sieht sie sich sehr bald mit der Frage der Prostitution konfrontiert:

—Són putas de luxe, vet-ho aquí— en Jem. —Això també ja ho sé. Però ho són per gust o per obligació? —Ets beneïta o què, Lònia? Hi ha cap puta que ho sigui per gust? (*Antípodes*, S. 36f)<sup>17</sup>

Exakt diesen Konflikt muß sie selbst einige Zeit später durchstehen, als sie sich von der Organisation, hinter der sie den Mädchenhandel nach Australien vermutet, anheuern läßt. Sie wird als Aufseherin in ein illegales Bordell geschickt, und dort bedient sie schließlich auch, halb gezwungen, halb

freiwillig, um an wichtige Informationen heranzukommen, einen Kunden — einen korrupten Polizisten, dem diese Begegnung zum Verhängnis wird.

Die Parallelisierung von Leiden der Opfer und Leiden der Detektivin bis hinein in den Bereich der Sexualität gestaltet sich beim dritten Themenbereich der Serie um Lònia Guiu, dem sexuellen Mißbrauch von Kindern, sehr viel schwieriger. Das nicht konfliktfreie Wiedersehen mit einer Jugendliebe, ein brutaler Vergewaltigungsversuch und die Einführung der Figur einer Wahrsagerin bilden den Rahmen dafür. Maria Antònia Oliver unterlegt die gesamten Ermittlungen von Lònia in diesem Fall mit Andeutungen, Bruchstücken und Traumsequenzen aus einer unaufgearbeiteten Erinnerung an ein traumatisches Kindheitserlebnis, denn, so sagt die Detektivin, «[...] de llavors ençà jo ja no havia estimat mumare [...]» (*El sol*, S. 33). Nachdem die Wahrsagerin etwas über Kinder aus ihren Träumen erzählt, die mit dem gesuchten Mädchen spielen, und kurz bevor Lònia in Deutschland bei ihren Ermittlungen auf Kinderfotos trifft, aber nichts damit anfangen kann, zu einem Zeitpunkt also, da aufmerksame Leserinnen und Leser bereits hellhörig werden, erfahren wir die ganze Geschichte. Mit neun Jahren hatte ihre Mutter sie zu einer Gesundbeterin und Hexe gebracht, die sie, neben anderen Praktiken, rituell vergewaltigt hatte: «I aleshores em va fer obrir les cames ben obertes i em va tapar els forats del cony i del cul amb unes branquetes embolicades amb no sé què [...]» (*El sol*, S. 60).

Maria Antònia Oliver führt also für den Bereich der Sexualität auf etwas subtilere Weise die Sympathie, im Sinne von Mitleiden, ihrer Heldin mit den Opfern fort. Dieses Verfahren kann nun zumindest in drei Richtungen gedeutet werden, wobei sicherlich Anteile aller drei zusammenfließen. Zum einen als grundsätzliche Kritik der Autorin an einer gewalttätigen Gesellschaft, deren schwächste Glieder, Kinder, junge Mädchen und Frauen, in besonderer Weise sexuell ausgebeutet werden. Die beständigen Rückverweise auf die Vergangenheit und auf Mallorca zeigen dabei, daß die Kritik sich nicht allein gegen die moderne Stadtgesellschaft Barcelonas richtet, sondern mindestens ebenso stark auf die vormoderne, katholisch-franquistische, alles Körperliche tabuisierende Gesellschaft der Insel. Die zweite Richtung weist eher auf die Rolle und auf das Selbstverständnis der Frau. Lònia, die Detektivin, unterscheidet sich von ihren männlichen Kollegen nicht grundsätzlich, wenn sie sich voll und ganz in ihre Fälle einbringt, sehr wohl aber graduell, da sie nicht oder nur in sehr viel geringerem Maße als diese über Selbstschutzmechanismen wie Zynismus, Zurschaustellung von Professionalität etc. verfügt, die sie weniger verletzlich, aber auch weniger sympathisch im etymologischen Sinne machen würden. Die dritte Richtung

<sup>17</sup> Das Verfahren, ihre aus der Provinz nach Barcelona verpflanzte Detektivin in Fragen der Sexualität naïv dastehen zu lassen, wendet Oliver noch ein zweites Mal in diesem Buch an, als sie sich endlich die Homosexualität ihres Assistenten Quim erkennen läßt, *Antípodes*, S. 118f.

schließlich verweist wieder auf die Tradition des Kriminalromans. Ein Blick in die Liste der berühmten Detektive, nicht nur der katalanisch-spanischen oder der nordamerikanischen vom Schläge eines Sam Spade oder Philip Marlowe zeigt, daß sexuelle Erfüllung oder privates Glück im bürgerlichen Sinne für sie kaum zu erreichen sind, und von ihren Schöpfern, eingedenk der alten Regel aus den 20er Jahren, meist auch nicht angestrebt wird.<sup>18</sup>

#### Katalanische Frauenkrimis?

Die vorliegende Lektüre der drei Romane war darauf ausgerichtet, sie im Kontext der Geschichte und der gegenwärtigen Entwicklungen im Kriminalroman zu sehen. Ziel dieses Vorgehens war es, eine auf der Hand liegende und dennoch vorschnelle Klassifizierung, wie sie «katalanische Frauenkrimis» darstellt, unter Bezug auf die Gattungstradition zu relativieren.<sup>19</sup>

Der einfachere der beiden zur Diskussion stehenden Begriffe ist der des «katalanischen» Kriminalromans. Der Vergleich mit den Werken von Manuel Vázquez Montalbán, die in Bezug auf Lokalkolorit, Milieustudien, historische Aufarbeitung etc. ähnliche Anliegen aufzuweisen haben, zeigt dabei, daß die Wahl der Sprache tendenziell (sprach-) politische und (markt-) strategische Bedeutung hat. Erstaunlicherweise ist die Wahl der Literatursprache in den erwähnten Gesprächen zwischen Vázquez Montalbán und Fuster kein Streitpunkt. Beide, und Maria Antònia Oliver, haben ganz offensichtlich das gemeinsame Ziel der Pflege der katalanischen Identität. Sie unterscheiden sich jedoch darin, daß das Ehepaar Oliver-Fuster auf die Präsenz auf dem spanischen Markt primär verzichtet, um umso stärker nach innen wirken zu können — beständige Verweise Lònias auf die Sprachenfrage und, als singuläres aber in diesem Kontext entscheidendes Beispiel, das

<sup>18</sup> Einer der ersten, der gegen die Regel: Du sollst nicht heiraten, verstoßen hat, Lord Peter Wimsey, erkaufte dies mit dem Ende seiner Karriere als Romandetektiv; einer der wenigen Seriendetektive, der eine einigermaßen glückliche Beziehung hat, ist Kernelmans Rabbi David Small. Selbst Carvalhos immer schwierige Beziehung zu Charo scheint in den letzten Bänden, insbesondere nach ihrem Umzug nach Andorra, noch brüchiger zu werden.

<sup>19</sup> Aus diesem Grund wurde auch darauf verzichtet, die bislang veröffentlichte, noch recht schmale Sekundärliteratur zu Maria Antònia Oliver in die Diskussion einzubeziehen, da sie zu den Kriminalromanen, wenn sie überhaupt behandelt werden, nicht viel mehr als kurze Inhaltsangaben bieten (außer den bei Pérez, 1994, aufgeführten Artikeln siehe Brilke, 1992, Horst, 1995, und Pérez, 1995/96), oder sie in einem anderen Kontext untersuchen, wie dies Schaefer-Rodríguez, 1990, tut.

Gedicht in *El sol* belegen dies. Maria Antònia Olivers Kriminalromane sind katalanische Kriminalromane, doch dies ist nur ein Aspekt.

Ebenso sind sie Frauenkriminalromane, oder können als solche bezeichnet werden. Die Definition jedoch, was darunter zu verstehen ist, gestaltet sich ungleich schwieriger. Angesichts der international ausufernden Literatur zu weiblichem Schreiben im allgemeinen und zu *Feminism in Women's Detective Fiction* (Irons, 1995), zu *Sisters in Crime* (Reddy, 1988) oder zur *Ótica feminina no romance policial* (Coutinho, 1994) im besonderen, um nur einige wenige Schlagworte und Publikationen zu nennen,<sup>20</sup> möchte ich mich auf einige zusammenfassende Reflexionen beschränken, die stärker von persönlichen Leseerfahrungen geprägt sind als von dem unklaren Stand der Diskussion.

In *Estudi* steht Maria Antònia Oliver in der Gefahr, den Kriminalroman mit Hilfe von Abschnitten im Stile eines Besinnungsaufsatzes zum Übermittler frauenpolitischer Stellungnahmen zu mißbrauchen. Sie entgeht der Falle des didaktischen Zeigefingers, indem sie die unterschiedlichen Positionen der Diskussion auf mehrere Figuren verteilt, wobei die Rolle der überzeugten Feministin der Frauenärztin Mercè zugeschrieben wird. Dies ermöglicht es ihr, ihrer Hauptperson Lònia — in ihrem ersten Roman noch wenige, später zunehmend häufiger auftretende — parodistische Seitenhiebe auf eben diese extremfeministischen Positionen austeilend zu lassen. Über *Antípodes* hin zu *El sol* wird der Anteil längerer Exhortationen, sei es in Dialogform, sei es im inneren Monolog der Ich-Erzählerin, immer geringer, während gleichzeitig die erzähltechnische Komplexität (Analepsen und Prolepsen, Traumsequenzen, die Suche nach dem Ursprung des Gedichtes, Ausstreuen von unterschiedlichen Spuren für die Leserinnen und Leser, Selbstironie, parodistische Elemente etc.) zunimmt. Dieser Prozeß weg von einer expliziten, breit angelegten Präsentation von Frauenthemen außerhalb des Handlungskontextes ist ein Zeichen für den zunehmend souveränen Umgang Olivers mit der Gattung Kriminalroman, denn diese erträgt erstaunlicherweise seitenlange Beschreibungen der Kochkünste eines Carvalho oder hochkomplizierte mittelalterlich-theologische Debatten wie im Falle Umberto Ecos als ausgleichendes Element für von Aktion oder Spannung

<sup>20</sup> Die, dies kommt erschwerend hinzu, zumeist in Verbindung stehen mit dem Begriff der Postmoderne, was einer Klärung der verwendeten Konzepte — und damit einer Auseinandersetzung mit ihnen — in aller Regel nicht zuträglich ist. Vgl. auch die Anmerkung über Frauenkriminalromanreihen in Deutschland.

geprägte Sequenzen, nicht jedoch ähnlich extensive Diskussionen über gesellschaftspolitische Streitthemen.<sup>21</sup>

Man muß dem Eichborn Verlag ein Kompliment machen, wie er diese Veränderungen auf der Umschlagpräsentation nachvollzogen hat. Wurde *Drei Männer* noch als «Ein schwarzer Frauenkrimi – nichts für schwache Männernerven!» und als «feministischer Krimi» angepriesen, gilt *Miese Kerle* noch als «wahrhaft inspirierter Frauenkrimi» und Lònia als «emanzipierte Privatdetektivin», so wandelt sich die Heldin in der Verlagsmeinung in *Mallorca Mord inbegriffen* zu einer cleveren und charmanten Privatdetektivin mit der Spezialität, «verlorene Mädchen zu finden».<sup>22</sup>

Der Wandel in der Verlagspropaganda enthebt uns jedoch nicht der Frage, was der Begriff Frauenkrimi, außer den bekannten und schwer zu fassenden Schlagworten wie Dekonstruktion, Gegentradition, Bruch mit der konventionell definierten Autorität, Verwendung einer dialogischen Form, Offenlegung der konservativen Grundstruktur des traditionellen Kriminalromans etc., zum besseren Verständnis der Gattung beitragen kann.

Es verbleiben noch einige offensichtliche, aber nicht unproblematische Faktoren: Die Autorin ist eine Frau; die Detektivin ist eine Frau; die Opfer sind meist Frauen; sie werden Opfer von Verbrechen, die üblicherweise nur Frauen angetan werden; die Täter sind – und dies ist schon nicht mehr so sicher – Männer. Welcher dieser Aspekte soll nun entscheidend sein für den Begriff? Nicht alle von Frauen geschriebenen Krimis gelten als Frauenkrimis; es gibt auch männliche Autoren, die eine Detektivin erfinden; gleiches gilt für die Opfer- und Täterrolle und die zugrundeliegenden Verbrechen. Keiner dieser Faktoren alleine kann also zu einer Klärung führen, und die Notwendigkeit eines Zusammentreffens vieler oder aller Aspekte zu postulieren hieße, den Begriff viel zu stark zu reduzieren.

Sinnvoller erscheint mir der Ansatz bei Elementen, die im Verlaufe der vorliegenden Arbeit untersucht wurden, also z.B. die Frage der Gewaltanwendung, die Frage der Angewiesenheit auf Hilfe von anderen, die Frage des Mitleidens mit den Opfern, die Frage nach der Selbstsicherheit oder der

<sup>21</sup> Dies erkannte bereits Dorothy Sayers, die ihre christlich-moralischen Anliegen eher am Rande in kurzen, witzigen Dialogen unterbrachte oder in Lord Peters' Nervenkrise verarbeitet, und die es auch in *Gaudy Night* verstand, die frauenpolitischen Fragen in einer Weise abzuhandeln, die die Handlung des Romans voranbringt und für sie konstitutiv ist, und sie nicht als explikativer Block aufhält.

<sup>22</sup> Die katalanischen Ausgaben schweigen sich über eine spezifische Gattungsbenennung aus, der dritte Kriminalroman hat sogar ein besonderes Lob des Verlages parat: «En definitiva, una novel·la de la Maria Antònia Oliver».

Stigmatisierung der Detektivin. Bei jedem einzelnen dieser Elemente handelt es sich um graduelle und individuelle Abstufungen. Lònia ist weniger gewalttätig als ihre männlichen Kollegen, die eine Waffe tragen und sie benutzen, aber gewalttätiger als ein Rabbi Small. Es ist sehr zweifelhaft, ob viele ihrer männlichen Kollegen selbstsicherer sind als sie, doch Oliver reflektiert dies stärker, als die Autoren, mit denen ich sie verglichen habe.

Die Kategorie Frauenkrimi erscheint mir deshalb nicht definierbar im strengen Sinne. Ihre Verwendung ist daher nur sinnvoll unter zwei Voraussetzungen. Es muß einmal sichergestellt sein, daß Frauenkrimi nicht als absolute Beschreibungskategorie, sondern als relative eingeführt wird. Denn nur der dadurch notwendige, konkrete Vergleich mit anderen Kriminalromanen füllt dann den Begriff in einer kritisierbaren Form. Die zweite Voraussetzung ist, daß neben der Relativität des Begriffs Frauenkrimis auch noch die Tatsache mitbedacht wird, daß dieser Begriff alleine nicht hinreicht für die Beschreibung eines Romans. Maria Antònia Olivers Reihe um die Privatdetektivin Lònia Guiu ist eben nicht nur eine Reihe von Frauenkrimis. Ein Aspekt, der die drei Romane mindestens ebenso prägt wie die Frauenfrage, ist, wie gesehen, das Bestreben Olivers, katalanische (katalanischsprachige) Kriminalromane zu schreiben. Doch auch die Kombination dieser beiden Begriffe genügt nicht. Maria Antònia Oliver schreibt ihre Romane zusätzlich in ganz bestimmte Traditionen der Geschichte der Gattung ein, die, je nachdem ob sie von der Handlungsebene, der gesellschaftlichen Hintergründe, der Personenkonstellation, der Darstellung der Personen, der intertextuellen Verweisungen etc. gesehen werden, ganz unterschiedliche Bezeichnungen erlauben, sei dies nun hard-boiled-Kriminalroman, oder sozialkritischer, oder psychologischer, oder parodistischer Kriminalroman.

#### Bibliographie

- Brilke, Elisabeth: «Mythos und Phantasie. Die Kritik des Patriarchats in den Romanen Maria Antònia Olivers», in: Bierbach, Christiane / Andrea Rössler (Hrsg.): *Nicht Muse, nicht Heldin*, Berlin: Tranvía, 1992, S. 129-144.
- Colmeiro, José F.: *La novela policiaca española: teoría e historia crítica*, Barcelona: Anthropos, 1994.
- Coutinho, Sonia: *Rainhas do crime. Ótica feminina no romance policial*, Rio de Janeiro: Sette Letras, 1994.
- Dracs, Ofèlia (Autorenkollektiv): *Negra i consentida*, Barcelona: Laia, 1983.

- Fonseca, Rubem: *Romance negro e outras histórias*, São Paulo: Companhia das Letras, 1992.
- Fuster, Jaume: *De mica en mica s'omple la pica*, [erw. Neuauflage, Vorwort: Montserrat Estruch i Brichs], Barcelona: Edicions 62, 1997 [1972].
- Irons, Glenwood (Hrsg.): *Feminism in Women's Detective Fiction*, Toronto: University of Toronto Press, 1995.
- Hart, Patricia: *The Spanish Sleuth: The Detective in Spanish Fiction*, London / Toronto: Associated University Press / Fairleigh Dickinson Press, 1987.
- Horst, Hina: «La imatge de l'home en l'actual literatura femenina catalana: l'ésser masculí vist per Maria Antònia Oliver, Montserrat Roig i Carme Riera», in: Schönberger, Axel / Tilbert Dídac Stegmann (Hrsg.): *Actes del desè col·loqui internacional de llengua i literatura catalanes*, Abadia de Montserrat: Associació Internacional de Llengua i Literatura Catalanes / Publicacions de l'Abadia de Montserrat, 1995, Bd. 1, S. 121-135.
- King, Nina / Robin Wink et al.: *Crimes of the Scene. A Mystery Novel Guide for the International Traveller*, New York: St Martin's Press, 1997.
- Monographic Review / Revista Monogràfica*, Bd. 3, Nr. 1-2, 1987.
- Oliver, Maria Antònia: *Estudi en lila*, Barcelona: Edicions de la Magrana (La Negra 5), <sup>12</sup>1995 [<sup>1</sup>1985], dt.: *Drei Männer*, Frankfurt am Main: Eichborn, 1989.
- Oliver, Maria Antònia: *Antípodes*, Barcelona: Edicions de la Magrana (La Negra 18), <sup>5</sup>1993 (<sup>1</sup>1988), dt.: *Miese Kerle*, Frankfurt am Main: Eichborn, 1990.
- Oliver, Maria Antònia: *El sol que fa l'ànec*, Barcelona: Edicions de la Magrana (La Negra 58), 1994, dt.: *Mallorca Mord inbegriffen*, Frankfurt am Main: Eichborn, 1996.
- Pérez, Genaro: «La poética feminista del género noire: Pottecher, Ortiz y Capmany», in: *Explicación de Textos Literarios*, Bd. 24, Nr. 1-2, 1995/96, S. 149-158.
- Pérez, Janet: «Oliver i Cabrer, Maria Antònia», in: McNerney, Kathleen / Cristina Enríquez de Salamanca: *Double Minorities of Spain*, New York: MLA, 1994, S. 266-269.
- Reddy, Maureen T.: *Sisters in Crime. Feminism and the Crime Novel*, New York: Continuum, 1988.
- Schaefer-Rodríguez, Claudia: «On the Waterfront: Realism Meets the Postmodern in Post-Franco Spain's Novela Negra», in: *Hispanic Journal*, Bd. 11, Nr. 1, 1990, S. 133-146.

- Valles Calatrava, José R.: *La novela criminal española*, Granada: Universidad de Granada, 1991.
- Valriu, Caterina: «Tendències actuals en la novel·la juvenil catalana», in: Schönberger, Axel / Tilbert Dídac Stegmann (Hrsg.): *Actes del desè col·loqui internacional de llengua i literatura catalanes*, Abadia de Montserrat: Associació Internacional de Llengua i Literatura Catalanes / Publicacions de l'Abadia de Montserrat, 1995, Bd. 1, S. 405-419.
- Vázquez Montalbán, Manuel / Jaume Fuster: *Diàlegs a Barcelona. Conversa transcrita per Xavier Febrés*, Barcelona: Ajuntament de Barcelona / Laia, 1985.

Zum diachronischen Wandel  
der phorischen Markierung (*φ-marking*)  
beim katalanischen Relativum

1 Sprachliches Zeigfeld — intratextuelle Deixis

Relativa mögen im einzelnen — und das vor allem in den iberoromanischen Sprachen — als Ausdrucksmittel angesehen werden, die keiner besonderen Aufmerksamkeit bedürfen. Sie sind aber zum einen an den ältesten Formen der Hypotaxe beteiligt und sie sind, bezüglich der Ausdrucksfunktionen, die sie innehaben, in keinem Falle zu vernachlässigen. Das Interesse der Textlinguistik an ihnen hat das nachdrücklich bestätigt.

Was das erste anbelangt, so sei auf Relativsätze aufmerksam gemacht, die sich bereits sehr früh in Texten des Hethitischen finden lassen und die in Abwandlung des indogermanischen Strukturprinzips bis in unsere Zeit fortentwickelt worden sind.

Wenngleich auch paläolinguistisch nicht alles voll einsehbar ist, so sind doch verschiedene typologische Merkmale zu erkennen und zu bewerten. Im Hethitischen dominiert (noch) die Voranstellung des Relativsatzes, die dem Strukturprinzip des *korrelativen Diptychons* (Lehmann 1984:147f.) folgt.

(1) nu kwit LUGALu-s tezzi nu apat iyami.

KONN/REL:AKK.SG./König-NOM/sagt/KONN/DX-REF:AKK.SG. tue: ich.<sup>1</sup>

-ANIM

-ANIM

Was der König sagt, (eben) das tue ich.

<sup>1</sup> Für die Abkürzungen siehe das Abkürzungsverzeichnis am Schluß.

Was nun die sprachinternen Funktionen der Relativa anbelangt, so ist vor allem die *konstitutive Funktion* bei der Textsteuerung hervorzuheben. Relativa haben einen hervorragenden Anteil am Aufbau des intratextuellen Zeigfeldes.<sup>2</sup> Intratextuelle Phorik ist dabei seit altersher<sup>3</sup> als Operation der Identifizierung der Beziehung zwischen Vorgängernomen (Antecedens/ Substituens) und Korrelat (Substitut) zu verstehen. Das Substitut (Relativum) fungiert im heutigen Strukturtyp als *Kopf (head)* des Relativsatzes. Mit Lehmann (1984: 45) bezeichnen wir das relativische Substitut als *Resumptivum*, insoweit es verschiedene kategoriale Merkmale bündelt, mit deren Hilfe die intratextuelle Phorik sichergestellt wird. Der Übergang vom Vorgängernomen zum Relativum gleicht dem von der lexematischen Bezeichnung zum intratextuellen Verweis, zur *Anapher*.<sup>4</sup>

Das Pronomen erlaubt im Text die Ausparung der begrifflichen Dimension beim referenzgleichen Substitut, so daß die typischen Isotopieketten<sup>5</sup> oder anaphorischen Ketten entstehen, d.h., rekurrent genutzte Informationsanteile organisiert werden. Zu gleicher Zeit ist aber zu sichern, daß die für Identität unerläßlichen Steuerungsmarkierungen, die funktionalen Brücken vorhanden sind.<sup>6</sup> Was die Organisation dieser Brücken anbelangt, so sind im Vergleich der Sprachen deutliche Unterschiede anzunehmen, und es ist gerade dieser Bereich, der den Zugang eröffnet, um die Ausdrucksmittel der Relativierung formal, funktional und typologisch einzuordnen. In den letzten 20 Jahren ist eine Anzahl verdienstvoller Spezialarbeiten zu Funktionalität und Formenvielfalt der Relativanschlüsse erschienen, wovon an erster Stelle das in seiner Reichweite beispiellos dastehende Werk von Christian Lehmann (1984) zu nennen ist, ohne die Arbeiten von Le Goffic, Cathérine Fuchs, Kleiber, Touratier und Kunstmann<sup>7</sup> zum Französischen, die von María Luisa Rivero zum Spanischen und die von Ana Maria Brito zum Portugiesischen zu vergessen.

<sup>2</sup> Aufbau des *sprachlichen Zeigfeldes*, vgl. Bühler 1934.

<sup>3</sup> Vgl. den hethitischen Text, Fn. 1: *was — das*.

<sup>4</sup> Vgl. v.a. Le Goffic (1979) und Fuchs (1987).

<sup>5</sup> Vgl. Greimas 1966: 71.

<sup>6</sup> Vgl. Martinet 1985: 186.

<sup>7</sup> Vgl. Vf. 1990 und in Vorber.

### 1.1 Relativa und mündlicher Sprachgebrauch

Es kann für deskriptive Anliegen nicht hinreichend sein, wenn die Ausdrucksmittel der Relativierung allein als morphologische Marker erfaßt werden; da ein tieferes Verständnis ihres Wirkens die funktionale Seite voraussetzt.

Die Vermittlung relativischer Anschlüsse bei der Erlernung romanischer Sprachen kann bereits in der Anfangsphase einer Ausdrucksschulung, die in konzentrischen Kreisen voranzuschreiten gedenkt, erfolgen. Relativpronomina repräsentieren zum einen weder in *Morphologie* und *Flexion* noch *inhaltlich* eine besondere Gedächtnisbelastung (*memory load*). Da mit ihnen aber Sequenzen von geringer struktureller Kompliziertheit aufgebaut werden können, sind sie andererseits ein wichtiges Mittel zur Textgestaltung. Hinreichende Redundanz, geringer Grad an Kondensation und Transparenz im Ausdruck, machen sie zu einem beliebten Verfahren transphrastischer Verknüpfung gedanklicher Abbilder (und somit zur Kondensation der Ausdrucksstrukturen). Sie gehören dank dieser Eigenschaften zum Zentrum textgestaltender Ausdrucksmittel, die fest in der Umgangssprache verankert sind.

### 1.2 Das innersprachlich vorhandene Feld der Relativa

Bei Einführung des gesamten Ausdrucksmittel-Feldes oder Funktionsfeldes der Relativa tritt sofort eines der Grundanliegen vergleichender Sprachbeschreibung auf: Es ist ein *innersprachlicher Vergleich* der Feldelemente untereinander zu führen, um ihre Leistungsparameter bzw. Eigentümlichkeiten zu bestimmen und den ihnen feldintern zukommenden Platz (*valeur*)<sup>8</sup> festzulegen.

Während bei einzelnen Formen wie *que* synchronisch davon ausgegangen werden kann, daß sie v.a. in iberoromanischen Sprachen aufgrund ihrer Polyfunktionalität wie *passé-partout*-Relativa fungieren, erfordert die Darstellung des gesamten Feldes die differenzierte Beschreibung von Gebrauchsbedingungen, macht die Vielfalt der beteiligten Faktoren sichtbar und muß zwangsläufig zu Einsichten in die *konkurrentielle Anlage* der Ausdrucksmöglichkeiten führen.

Bei der Gegenüberstellung der Vielfalt verfügbarer Ausdrucksmittel tritt die Polysemie in den Hintergrund, und es eröffnen sich verschiedene

<sup>8</sup> Verwendet im Sinne von Saussure (CLG).

Einblicke: das Feld in seiner Dimensionierung zu erschließen; jenseits der lapidaren Feststellung relativischer Einbettung kategoriale Faktoren zu benennen; Einsicht zu erhalten in die kategoriellen Ebenen der Dimensionierung. Es ergibt sich die Möglichkeit, den Nexus in konstitutive Merkmalsbündel zu zerlegen, um sie zu verfolgen im Vergleich mit konkurrierenden Feldelementen, zu verfolgen in *Hinzutreten*, *Blockierung* oder *Tilgung*, und nicht zuletzt die Möglichkeit, die *stilistischen und strukturellen Gewinne und Verluste* abzuwägen, die sich beim Einsatz eines jeden entstehen. Ein Programm heuristischer Möglichkeiten des Sprachvergleichs, das durchaus verlockend ist?

### 1.3 Pro-Formen und Textualität

Die auf den ersten Blick so unverfänglich und bekannt anmutenden Relativa eröffnen in der Tat einen unerwarteten Reichtum an funktionaler Variation. Die Ursache hierfür ist in ihrer Funktion als *Bindeglied* (*mots-outils*) *zwischen Syntax und Lexik* zu suchen, ein Leistungsparameter, der so spezifisch ausgeprägt nicht bei allen Vertretern der Pronominalkategorie zu finden ist.

Am Funktionsgeflecht der Relativisierung sind in breiter Skala morphologisch markierte Kategorien beteiligt, ergänzt um funktionale Kategorien, die, insoweit überhaupt formseitig konstituiert, nur über indirekte Markierung manifest werden.

Aufgrund der oben angeführten Konkurrenzsituation nimmt es nicht wunder, wenn Relativa in allen Variations-Dimensionen des Sprachsystems vorhanden sind, und sowohl diachronisch wie diastratisch und diatopisch sich verändernde und konkurrentielle Ausdrucksmittel-Felder anzutreffen sind. Bei Zusammenschau der in verschiedenen Perioden und Registern vorhandenen bzw. präferentiell genutzten Mittel wird klar, daß hier — immer ausgehend von der Basis eines Bündels kategorieller Markierungen — ein bemerkenswert konfliktuelles Feld vorliegt, in dem sich bei Optimierungsanforderungen der Ausdrucksgestaltung stets neue Gewichtungen kategorieller Komponenten ergeben müssen und das auch, infolge der hochgradigen Verwobenheit mit Kategorien von Syntax und Lexik in sehr starkem Maße von Veränderungen im System betroffen sein muß, wobei bekannt ist, daß Systemveränderungen in der Mehrzahl der Fälle den Charakter von Kettenreaktionen tragen.<sup>9</sup>

<sup>9</sup> Vgl. Körner 1987.



## 2 Funktionale Stratifizierung

Es war oben (1.) festgestellt worden, daß für Relativanschlüsse, sowohl unter produktivem wie auch perzeptivem Aspekt, die Identifizierung der Koreferenz-Beziehung zwischen Antecedens und Substitut konstitutiv ist. Diese Koreferenz-Relation nun kann unter verschiedenen Gesichtspunkten thematisiert werden, die in der Folge in mehr oder weniger funktional vertretbarer Reihenfolge in einem Stratifikationsmodell zur Anordnung gelangen.

Zu bedenken sind *auf textueller Ebene*:

- die Konnexität zwischen Matrixsatz und Einbettungsteil, d.h., ob das Relativpronomen unmittelbar auf das Antecedens folgt – *Kontaktstellung*
- oder aber ein textueller Abstand (Distanz) zwischen Antecedens und Relativpronomen besteht – *Distanzstellung*;
- die (semantische) Kohärenz zwischen Antecedens und Relativsatz,
- die bekannte Scheidung zwischen determinierenden (restriktiven) und weiterführenden (explikativen) Relativsätzen.

*auf logischer Ebene*:

- Analyse begrifflicher Reichweiten (*Skopoi*) im Hinblick auf intensionale Bereicherung bei gleichzeitiger extensionaler Restriktion des Antecedens, um kommunikativ benötigte Teilklassen auszugliedern;
- Bereitstellung von Konkordanz-Markierungen (*φ-Marker*<sup>10</sup>),
- lexikalisch-grammatischen Kategorien des Antecedens (+HUM; vermischt mit v.a. Genus (+GEN); Numerus (+NUM); Kasus (+KAS),
- syntaktische Funktion des Antecedens,
- lexikalisch-grammatische Kategorien der Relativgruppe (+Belebtheit (+HUM; ±ANIM; +ABSTR); GEN; NUM; KAS,
- syntaktische Funktion (SF) des Substituts.

Wie üblich im Bereich von Markierungsoperationen sind reiche Markierungen dazu angetan, die interpretative Bandbreite zu restringieren und führen so zu Transparenz und Klarheit im Textverständnis, wobei aber andererseits ihr Reichtum als Schwerfälligkeit bewertet werden kann, während sparsame

<sup>10</sup> *Phorische Marker*, vgl. Chomsky 1981, die mit der Anzeige der Konkordanz allerdings auch zur Textphorik beitragen.

oder fehlende Markierungen die Interpretativität des Nexus steigern und entweder *unerwünschte*, aber auch *kommunikativ notwendige Opazität* hervorbringen. Wenden wir uns zunächst den *φ*-Markern zu.

## 2.1 Vergleich zum Latein

Für das Katalanische wäre zunächst wie für jede andere romanische Sprache der Vergleich der Leistungsparameter zum Latein als genetisch übergeordneter Sprache anzustellen. Beim Vergleich mit dessen klassischer Variante zeigen sich Gewinne und Verluste.

Relativ-Pronomina sind hochgradige *Resumptiva*. Die *qui-quaе-quod*-Reihe der Relativa erbringt morphologische Markierungen im Hinblick auf (+GEN; +NUM; +KAS [SF]).<sup>11</sup>

Zur Identifizierung des Antecedens steht dem Latein ein reichhaltiges morphologisches Markierungssystem zur Verfügung, ein drei- oder vierfach gesichertes funktionales Band, das zunächst Genus und Numerus anzeigt. Hinzu gesellt sich das voll ausgebildete Deklinations-Schema. Mit den morphologisch markierten Kasus können die syntaktischen Funktionen (SF) innerhalb des eingebetteten Satzmusters markiert werden. Ein solches Resumptivum ermöglicht es, Antecedentia auch auf große Distanz (*Distanzmarkierung*) zu identifizieren.

Bereits im Spätlatein ist die Aufgabe *einzelner* Züge festzustellen. Während im Nominativ die Generalisierung auf *qui* zuläuft, tritt im Akkusativ *que* (*quem*) als die vorherrschende Form auf.<sup>12</sup> Für oblique Kasus außerhalb des Akkusativs setzt sich, insbesondere bei Vorhandensein des Merkmals (+HUM), die verallgemeinerte Pronominalform *cui* durch.<sup>13</sup>

Das Lateinische kann deiktische Operationen allein auf der Basis morphologischer Markierungen an Antecedens und Relativum vornehmen. Prädeterminanten des Antecedens sind redundant.

<sup>11</sup> Vgl. zum Prinzip der Favorisierung typologischer Verfahren u.a. Wurzel 1984.

<sup>12</sup> Vgl. Gamillscheg 1957: 182; auch Bec 1970: 76.

<sup>13</sup> Für das Katalanische nur vereinzelt zu finden, da es sich außerhalb des provenzalischen Sprachraumes als autonome Sprache erst nach dem Zusammenfall von *qui* und *cui* konstituiert.

## 2.2 Latein und Volkssprachen

Zwischen dem Lateinischen und den Volkssprachen, hier dem Katalanischen, ist ein deutlicher *Bruch* (Schuchardt) des morphologischen Markierungssystems anzunehmen. Numerus- und Genus-Kennzeichnungen am Relativ-Pronomen gehen verloren, während wie allgemein im Deklinationschema die Funktionen der Kasusformen auf Präpositionen übergehen. Allerdings sind, im Unterschied zu den Nomina<sup>14</sup> bei Pronomina zunächst drei Kasus-Formen erhalten: Die Nachfolger von Nominativ, Akkusativ und Dativ-Genetiv. Mit ihrer Hilfe bleibt die SF-Kennzeichnung vorerst gewahrt:

- (2) <carit-> *tad*, aquela *qui* gia om a la glòria de para <dís>  
[...] (+SU)<sup>15</sup>
- (3) *ço que vai* me fet membrant (+OD)  
*lo que* he lligit no sé con... (+OD)
- (4) *va-te primerament acordar ab ton proxme a cui* mal auràs fet  
(+DAT)<sup>16</sup>

Die Markierungen sind:

- (5) *qui* : +SU (bei ±HUM);  
*que* : +OD (bei ±HUM);  
(Präp +) *cui*: +AO; (+HUM).

Recht bald kommt es zum lautlichen Zusammenfall von *cui* und *qui*, woraus die bis heute gültigen Relativanschlüsse *amb qui*; *de qui*, etc. für (+HUM) hervorgehen.

Wohl stellt dieser Zusammenfall nicht den Ausdruck der Kasusfunktionen in Frage, da diese ja redundant über Relativum und Präposition markiert sind, führt aber dennoch zu einer folgenschweren Labilisierung des Teilsystems. Die Markierung des SU durch *qui* (±HUM) wird in Frage gestellt: Beim obliquen Präpositional-Kasus trägt *qui* das Kennzeichen (+HUM), im Widerspruch zu seiner Verwendung im SU-Bereich, wo es den Wert (±HUM) hat.

<sup>14</sup> Zwei-Kasus-Flexion im galloromanischen Raum.

<sup>15</sup> Homilies d'Organyà, ap. Coromines 1976: 131.

<sup>16</sup> Homilies d'Organyà, ap. Coromines 1976: 142.

Die vorher bestehende *konträre* Opposition, auf der die *valeurs* der Glieder in Systemen oder Systemteilen (+SU; +OD; +O-GENETIV/DAT) basierten, ist aufgegeben. Es entsteht ein *kontradiktorischer* Gegensatz, der aufgrund der widerstreitenden Merkmalsnutzung zu konkurrierenden Systemansätzen führen muß, wie in der Folge sichtbar wird.

Die Desorientierung, verursacht durch die Ungültigkeit der bisherigen Systemwerte, wird sichtbar an Ausweichoperationen (*procédés*<sup>17</sup>), um die entstandenen Defizite (*déficits*) ausgleichen zu können.

- (6) Reclam a tots los meus precessadors,  
*cells qui* amor *llur cor* enamorà,  
e los presents e lo qui naixerà  
que per mos dits entenguen mes clamors. (March 1979: 58)

Das Kennzeichnungspotential des alten Systems ist außer Kraft gesetzt. Das führt zu Labilität und Unordnung, da man bemüht sein muß, die funktionalen Werte neu zu kennzeichnen. Die hervorgehobene Systemstelle soll als +DAT markiert werden, muß aber, da die Lautform *qui* das allein nicht leistet, nun den Fall mit *Präposition* kennzeichnen. Solange dieser Zustand jedoch noch nicht erreicht ist, wird auf Hilfsmittel recurriert, die sich per Funktionsverwandtschaft und Redundanz aus dem alten System ableiten lassen: *qui* wird durch *llur* (cor) <== *illoru(m)* verstärkt. Was beim Relativpronomen schon nicht mehr an Markierungspotential gegeben ist, läßt sich mit dem Possessivadjektiv erreichen. *Amor enamorà llur cor* ==> *cells cui amor enamorà llur cor*, sobald mit dem *Resumptivum* die SF in den Kopf transportiert worden ist. Nun aber, da das Markierungssystem des *head* nicht mehr funktioniert, tritt bei March eine andere Markierungsstelle wieder in Funktion: das Possessivum, mit dem der *Verweis* zum *Antecedens* gesichert wird.

Die gleiche Problematik wird auch in folgendem, ebenfalls Ausiàs March entnommenen Beispiel sichtbar:

- (7) (i.e.: la mort) ¿Donchs, *qui* serà *que* 'l cor no li tremole  
vehent que tu li tols *al home* l'esser? (March 1888: 184).  
*Wem* wird das Herz nicht zittern?

<sup>17</sup> H. Frei, La grammaire des fautes, Paris/ Genève/ Leipzig 1929.

Für das Einbettungssyntaxema ist einzusetzen:

*el cor li tremole* bzw. auch der romanische Nachfolger von  
< = = *illi cor tremola*.

Bei Transposition der SF in den *head* wäre zu erwarten: *cui el cor no tremole*. Hier aber kommt es zur Assimilation zwischen *que* und *el* mit der Kontraktionsform *que 'l cor*. *Que* kennzeichnet die SF nicht. Es kann auch nicht davon ausgegangen werden, daß eine Transposition der Markierung stattgefunden hat. So ist es nur natürlich, wenn das *Objektpronomem* erhalten bleibt: *que 'l cor no li tremole*.<sup>18</sup>

- (8) Llas, mon delit dolor se converteix,  
doble és l'afany après d'un poc repòs  
sí co el malalt *qui*, per un plasant mos,  
tot son menjar en dolor se nodreix. (March 1979: 30)

*Qui* und *cui* fallen mit dem Merkmal (+HUM) zusammen, weswegen *scheinbar* kohärente Markierung vorliegt und der Autor, auch ohne Redundanz im Ausdruck in beiden Fällen graphisch (+SU) notiert und davon ausgeht, daß der Satzbau verständlich bleibt.

### 2.3 Konkurrierende Systeme phorischer Deixis im Katalanischen

Das Katalanische zeigt nun in historischer Zeit, der ersten Blütezeit seines Schrifttums, verschiedene Orientierungen bezüglich der Angabe von Markierungsoperationen zwischen Antecedens und Relativum.

Über einen Zeitraum von zwei Jahrhunderten ist Instabilität festzustellen, die der Neuorientierung und dem Umbau des Systems entspricht. Mehrere Faktoren sind beteiligt: diachronisch geprägte Varietät; diatopisch geprägte Varietät, sowohl dialektal bedingt als auch infolge genetischer und kultureller Verwandtschaft mit dem Okzitanischen und dem Französischen; dazu die sich aus der Adstratsituation mit dem Latein in der Schriftsprache ergebende diglossische Varietät.

<sup>18</sup> Als Hervorhebungspartikel tritt *que* auf, ansonsten wäre gar, etwa parallel zu den Doppelkennzeichnungen im Französischen: *qui est-ce qui* [...], eine Doppelmartierung mit *qui* zu erwarten: *qui serà qui el cor no tremole* anstelle von *qui serà cui el cor no tremole*.

Im 13. bis 15. Jahrhundert, der klassischen Periode des älteren Katalanischen, sind *zwei* konkurrierende Systemansätze festzustellen: Die Favorisierung des Ordnungsprinzips der Genusunterscheidung (GEN) in Konkurrenz zu dem der Satzfunktion (SF).

Schon bei *Ramon Llull*, Ausgang des 13. Jahrhunderts, dominiert deutlich die von Genus und Belebtheitskategorie unabhängige SF-Markierung. In latinisierender Orientierung wird *qui* für SU und *que* für OD verwendet.

- (9) Gran fon la multitud de les gents *qui* mejaven tots jorns en lo palau. (Blanquerna: 10)
- (10) .., lo bispe *que* Blanquerna havia reprès, segons *que* demunt és recomptat, vench en lo monestir, [...] (Blanquerna: 25)
- (9.1) (+SU; +FEM; +PL)
- (10.1) (+OD; +MASC; +SG)

Die Schriften von *Bernat Metge* im 15. Jahrhundert zeigen hingegen eine Orientierung auf die Genus-Unterscheidung: Für maskuline Antecedenten wird in SU und OD *qui*, für feminine Antecedenten *que* gesetzt. Der Vermutung, daß es sich dabei um einen Fall von *latinismo erudito* handele, der uns nichts über den tatsächlichen Sprachstand aussagt, wie sie Moll in seiner *Gramàtica Històrica Catalana* vorbringt, muß weiter nachgegangen werden. Nahe beim volkssprachlichen Gebrauch anzusiedelnde *nadales* aus dem 14. und 15. Jahrhundert folgen bei Feminina in SU-Position nur teils der Satzgliedmarkierung mit *qui*, vgl.:

- (11) Veus aquest infant petit  
*qui* és nat aquesta nit? (+MASC; +SG; +SU) (1508, ap. Romeu i Figueras 1952: 50).
- (12) Jesús *qui* per nós és nat [...] (+MASC; +SG; +SU) (1508, ap. Romeu i Figueras 1952: 52).
- (13) hajam de grosses gallines *que* sien ben farcides, o capos. (+FEM; +PL; +SU) (1508, ap. Romeu i Figueras 1952: 47).
- (14) La Verge, *qui* l'ha infantat (+FEM; +SG; +SU) lo té ara abrigat (finals segle XV, ap. Romeu i Figueras 1952: 49).

Richtig ist, daß sich der Markierungstyp +GEN nicht durchgesetzt hat. *Qui* und *que* können nicht gleichzeitig zur SF-Markierung und zur Genusunterscheidung genutzt werden. Für *qui* und *que* muß der Eindruck entstehen, daß sie *promiscue* bezüglich des Kriteriums *Genus* verwendet werden. Da *Llull*

dem Markierungstyp SF folgt, erscheint die Ordnung nach GEN-Merkmalen als disparat:

- (15) Mas Evast remembrà un monge *qui* (+MASC; +SG; +HUM; +SU) ere prevere, e era home ancià e de bona vida e de estranya terra. (Blanquerna: 53)
- (16) (testament:) [...] e que *null parent seu* nol seguís a l'esgleya *qui* (+MASC; +SG; +HUM; +SU) degué plorar ni donar senyal de tristícia de ço que era segons cors de natura e obra de la volentat divina. (Blanquerna: 54)
- (17) Blanquerna acompanyà a Aloma sa mare fins la casa de Nastasia, e entrà.s.en Aloma ab son fill Blanquerna en la cambra on (+LOC) trobaren a *Nastasia e Natana qui* (+FEM; +PL; +HUM; +SU) estaven les dos soles. (Blanquerna: 36)
- (18) [...] natura havia donades a son cors totes les *fayçons qui* (+FEM; +PL; +ABSTR; +SU) als ulls plasents e agradables en cors humà. (Blanquerna: 44)
- (19) E per ço, *la ajuda e lo consell que* (+MASC/FEM; +PL; +ABSTR; +OD) jo ara.us demàn, es que si plaer me desijau fer, vostra filla Natana parle ab mon fill Blanquerna per veure<sup>s</sup> i.l poria girar *de la voluntat que té* que l.inclinàs a esser en ordre de matrimoni, que fos son marit. *Tots los bens que* (+MASC; +PL; +ABSTR; +OD) Evast e jo tenim los dariem que fossen de Natana e de Blanquerna. (Blanquerna: 36)
- (20) Faça.t rememorar *la dolor que* (+FEM; +SG; +ABSTR; +OD) tu havies *del teu Fill que* (+MASC; +SG; +HUM; +OD) veies crucifiar e auciore. (Blanquerna: 49)

In (15)-(20) wird deutlich, wie die konträre morphologische Markierung mit *qui* und *que* bei Llull, als der lateinischen (und französischen) Tradition verpflichtet, durchgängig zur SF-Kennzeichnung eingesetzt wird und somit für konkurrierende Markierungsansätze (+GEN; ±ANIM)entfällt. SF-Markierung stellt ein im Erbe des Latein fest gesteuertes System dar, das aber offenbar nicht dem Volksgebrauch in Katalonien entspricht. In Akten des *Consolat del Mar* ist die (spätere) Neutralisierung von *SU* und *OD* zu *que* bereits gegeben:

- (21) *Senyor de nau* o de lleny *que* nelegiarà la sua nau als mercaders (+MASC; +SG; +HUM; +SU), (Consolat ap. Moll 1952: 380).

Das totale Durcheinander bzw. nicht feststellbare Prinzip, das weder der GEN- noch der SF-Markierung folgt, zeigt sich ebenfalls an folgendem Beispiel (Beginn 15. Jahrhundert). Das Beispiel verwundert umso mehr, als hier sowohl vom Gegenstand (erzieherische Erbauung) als auch von der verwendeten Lexik her deutlich wird, daß der *Scribe* aus dem Umfeld der kirchlichen Sprachverwendung kommt.

- (22) *Demonibus penitentia nulla est*  
 En la ciutat de Colunya a una fembra entra lo diable dins lo cors, e altra fembra semblantment endemoniada vench la veure. En tentost lo diable *qui* staua dins lo cors de la una dix al diable *que* staua dins lo cors de l'altra: Dignes, mesqui, per que consentin a la maluestat de Luciffer caygem e perdem la gloria perdurable? (Aguilo y Fuster 1881: 195).

Es ist zu dieser Zeit, 14. und 15. Jahrhundert, davon auszugehen, daß ein in seiner Funktion destabilisiertes System von Relativa vorliegt, dessen alte Ordnungsfaktoren ihre Gültigkeit verloren haben, das aber noch nicht bei neuen Organisationsprinzipien angekommen ist.

Auffällig ist an (22), daß für die Relativa in Subjektsfunktion ein vermischter Gebrauch vorhanden ist, aber selbst der gelehrte Gebrauch darauf hindeutet, daß der Verfall des Kasusparadigmas des Nominativs geringer ist oder mit anderen Konsequenzen zutage tritt als im übrigen nominalen Flexionsbereich.<sup>19</sup> Der höfische Roman gegen Ende des 15. Jahrhunderts geht nicht in jedem Falle die Unterscheidung bezüglich der Genusmarkierung (+GEN) mit. Im *Jacob Xalabín* wird durchgängig ein auf die SF orientiertes Identifizierungsschema benutzt. Wie in Frankreich liegt die Orientierung auf der Markierung der SF. Gleiches trifft auf *Curial i Güelfa* zu. Vgl.:

- (23) [...] *sí se acostà a la dona, e sí li dix:*  
 —Senyora, veus-ho del fet. És aquest: vós sots morta, e, si volets, vos podets restaurar.  
 —¿E com — dix la dona — me pots tu dir això? Que no ha res al món *que.m* pugua restaurar de mort. —  
 Dix lo juheu:

<sup>19</sup> Denkbar ist, daß mit der Verwendung von *que* im zweiten Falle bei (22) die Satzgliedfunktion des Antecedens im Matrixsatz markiert wird.

—Si vós vos volets, sí farets, e jo dir-vos-ho he. No ha *res al món qui* tant bastant sia de traure la amor del vostro cor com és la mort. Car sapiats de cert que, si Jacob Xalabín mor, vós de present haurets guarió; e, axí, vejats si val molt més que ell muyra que si *vós* moriets, *qui* sots tan notable dona e *cella en qui* tota aquesta província penja, e *cella que* lo senyor Amorat ama més que si mateix. E donchs, senyora, dats-vos confort, e penssats-vos en aquesta cosa. — (Jacob Xalabín: 67)

- (24) Senyor cavaller, prec-vos que em digats si partis d'*aqueix monastir qui* està aquí prop.» (Curial: 131) (+SU; -HUM; +MASC, +SG)  
 (25) «vós havets ben merescut *lo dan que* tenits e pijor. (Curial: 129) (+OD; -HUM; +MASC; +SG).

Es liegt eine durchgängige Markierung der SF vor, wobei in deren Zentrum, gleich dem französischen Typ, *qui* die SU-Funktion (vgl.: *res del món qui; vós — qui*) und *que* die OD-Funktion (*cella que*) anzeigt. Bei Zugehen auf die Peripherie, den mit Präposition markierten SF ändert sich das Ordnungsprinzip, indem prototypisch belebte Antecedentia (+HUM) mit *qui* (*cella en qui*) und unbelebte (-ANIM) oder abstrakte Antecedentia (+ABSTR) mit *que* (*ab què, per què*) unterschieden werden, eine Orientierung, die bis heute gewahrt ist. Erkennbar aber ist schon die Mischung von zwei Prinzipien, deren erstes dazu geeignet ist, einen hohen Grad von Subjekt-Prominenz<sup>20</sup> zu sichern, wo sich allerdings später die *Brückensprache Katalanisch* nach der iberischen Seite hin orientieren wird. Sie bereinigt den gegebenen Widerspruch dadurch, daß im Zentrum der SF (SU/ OD) eine Neutralisierung erfolgt (*que*), wodurch im peripheren Bereich die Nutzung der Unterscheidung von (+HUM/ -ANIM bzw. +ABSTR - Präp + *qui/què*) möglich wird.

Scheinbar entgegen steht diesen Feststellungen das Auftreten von *que.m* in der 3. Zeile von (23). Dennoch ist diese Form kein Gegenbeispiel. Über natürliche Elision von Vokalen bei enklitischen Pronomina hinaus, ist im *Jacob Xalabín* eine stark an der Aussprache orientierte Schreibung zu beobachten, bei der Lautassimilation oft vor der Morphologie rangiert. So auch hier in der Assimilierung von *qui + em*, wo zwar das Assimilierungszeichen vor das *m* gestellt wird, das Ergebnis des Vokalzusammenstoßes aber im Relativum zum Ausdruck kommt.

<sup>20</sup> Vgl. die Konsequenzen der festen Satzgliedfolge im Französischen.

Das 15. Jahrhundert führt in gewisser Weise die Orientierungen seines Vorgängers fort: Bei der Identifizierung ist weiterhin die Unterscheidung nach der Belebtheitskategorie intakt, sie wird es auch an der Peripherie der syntaktischen Funktionen bleiben (*ab qui* - +HUM, +MASC; *com aquell qui* - +HUM, +MASC). Im Zentrum, wo keine Kompensation durch Präpositionen eingetreten ist, kommt es bei der Markierung der Satzgliedfunktionen morphologisch bald zu einer völligen Neutralisierung. Es setzt sich tendenziell *que* durch:

- (26) Don Jaume té una estimada *que* ben jove el va emprendre. (Maragall ap. Moll 1952: 381)

Moll führt aus (1952: 381), daß sich allmählich *que* durchsetzt und in der heutigen Sprache *casi general* ist. Typologisch ist das als Neuorientierung und Umbau der vorhandenen Feldelemente zu deuten. Molls Aussage in bezug auf *qui*: «Solo se conserva en plena vigor la forma de nominativo *qui* cuando su antecedente es *el(lo)* o *aquell* y representa una persona: [...]». (Moll 1952: 381) *Qui* verbleibt in Bereichen, wo die Belebtheit (+HUM) hervorgehoben gekennzeichnet wird.

- (27) Qui fo aquell *qui* trobà aquest joch? (Scachs ap. Moll 1952: 381.)  
 (28) Manà que preguessen los embaxores e tots los *qui* eren venguts. (Tirant)

Es wird in emphatischer Funktion *derjenige/ dasjenige* (*Der-und-Genau-Der*) (IDENT) hervorgehoben wie Frz.: *celui qui/que; ce jeu qui/que*, ohne daß das Katalanische aber eine Markierung der SF vornimmt.

#### 2.4 Neutralisierung der phorischen Marker

In späterer Zeit geht das Katalanische, wie das Spanische und das Portugiesische, zu *que* als allgemeinem Relativpronomen über und verzichtet damit völlig auf die Kennzeichnung der zentralen Satzgliedfunktionen SU und OD. Es weicht ab vom französischen Typ, der sein System im Hinblick auf eine solche Kennzeichnung fixiert, auch fixieren muß, da er syntaktisch zu einer festen Satzgliedfolge übergeht, die *SU-Prominenz* voraussetzt. Das Katalanische regelt nach dem Zusammenfall der SU-Markierung *qui* und der +HUM-Markierung *cui* zu *qui* das Problem zugunsten der HUM-Kennzeichnung in obliquen Kasus sowie bei Emphase und deiktischen

Verweisen, womit die Möglichkeit der Kennzeichnung der zentralen SF am Relativum vom 15. Jahrhundert an entfällt. Das Französische hingegen, das weder auf das eine noch auf das andere verzichten will, muß deshalb im Bereich der Interrogativpronomina solch komplizierte Doppelmarker-Syntagmen schaffen wie: Qui est-ce qui; qu'est-ce qui; qui est-ce que; qu'est-ce que?

### 2.5 Determinierende vs. explikative Relativsätze

Ein kommunikatives Kriterium, das hier zum Tragen kommt, ist die Unterscheidung zwischen restriktiven und deskriptiven (weiterführenden) Relativsätzen.

In der traditionellen Unterscheidung zwischen notwendigen und nicht-notwendigen Relativsätzen sind deskriptive Relativsätze dadurch gekennzeichnet, daß sie supplementäre Informationen enthalten, die weglassbar sind, ohne daß grundsätzliche Sinnveränderungen eintreten. Bei der Einfügung deskriptiver Relativsätze ändert sich nichts am grundsätzlichen Prinzip der Relativierung, der Koreferenz zweier Argumente in unabhängigen Propositionen, wodurch textuelle Verzahnung möglich wird.

Der deskriptive Relativsatz ist aber auf kommunikativer Ebene unbeteiligt an der Festlegung des Referenzbereiches (Skopus), da das Antecedens bereits durch den Vortext kommunikativ aufgebaut worden war und als thematische Information vorauszusetzen ist. Es liegt ein in seiner Informationsstruktur autonomes Antecedens vor,<sup>21</sup> für das mit dem Relativsatz eine zusätzliche Information beigebracht wird. Deskriptive Relativsätze spielen beim Aufbau von Textstrukturen eine große Rolle. Sie erlauben es, *Thematische Progressionen* innerhalb von Satzstrukturen über mehr als eine Stufe laufen zu lassen<sup>22</sup> bzw. auch erklärende Informationen in den Text einfließen zu lassen.<sup>23</sup>

Bekannt ist in diesem Zusammenhang die Funktionalisierung der *ille qualis*-Reihen: *el qual* (Kat.) *lo cual* (Span); *o qual* (Ptg); *lequel* (Frz.). Die Besonderheiten dieser Reihen sind in der Literatur deutlich ausgewiesen worden.<sup>24</sup>

<sup>21</sup> Vgl. Fuchs 1987: 97.

<sup>22</sup> Vgl. Adam 1991: 52ff.

<sup>23</sup> Vgl. Vf. 1990: 957.

<sup>24</sup> Vgl. Moll 1952, Chevalier 1988:157; u.a.

Reihen von *que*-Anschlüssen und *ille qualis*-Reihen fungieren zueinander in privativen Gebrauchsbedingungen. Während die *que*-Reihen funktional die deskriptiven Relativsätze weitgehend mit abdecken können, erklärt sich die Eigenart der Leistung der *ille qualis*-Reihen im Ausschluß-Prinzip: Sie können nicht als *heads* notwendiger Relativsätze auftreten, d.h., sie können nicht zur Determination des Referenzbereiches kommunikativ unvollständiger Antecedentia beitragen. Sie führen in diesem Falle zur Agrammatikalität. Der in (29) angeschlossene Relativsatz ist deskriptiv:

- (29) «ab gran brogit de ministrers e de trompetes anaren-se'n a *la sua tenda, la qual era rica en extrem.*» (Curial: 199)

Diese Reihe von Relativa kann in allen behandelten romanischen Sprachen als *resumptiv* eingestuft werden. Sie weist morphologische Markierungen auf, die eindeutig die Kennzeichnung und Unterscheidung nach *Genus* und *Numerus* leisten. Damit steht eine sehr leistungsfähige Reihe zur Verfügung, die aber andererseits nicht immer den Anforderungen der Sprachökonomie gerecht wird. Sie markiert oft mit unnötiger Präzision und wird deshalb im Französischen<sup>25</sup> als etwas antiquiert angesehen. Auch im Katalanischen kann sie ersetzt werden. *Badia i Margarit* führt dazu aus: «el habla corriente rehuye sistemáticamente el empleo de *el qual*, [...], a pesar de la preferencia que dan a este relativo las normas gramaticales; [...]»;<sup>26</sup> vgl.:

- (30) He comprat un llibre, *el qual* em servirà molt. (= *que* em servirà molt) (Moll 1990: 177).

Es ist einleuchtend, daß die Wahl der einen oder der anderen Variante funktional vom Identifizierungskalkül gesteuert wird: So wird z.B. bei *Kontaktstellung* eine Verwendung der *el qual*-Reihe als *pesantor i lentitud* empfunden, da die richtige Zuordnung wahrscheinlich ist. Im Falle von *Distanzstellung* müssen die perzeptiven Strategien zur Identifizierung wesentlich mehr leisten, zumal dann, wenn konkurrierende Koreferenten möglich sind. Dann erleichtern die *Genus/Numerus*-Merkmale des *Resumptivums* die Zuordnung bzw. den Ausschluß von Kandidaten. *Badia i Margarit* bestätigt das: «cuando el relativo queda lejos de su antecedente, es más

<sup>25</sup> Vgl. Mauger 1968: 169.

<sup>26</sup> *Badia i Margarit* 1975: 258/259. Interessant sind vor allem die *Verfahren zur Umgehung* von *el qual*, von denen noch zu sprechen sein wird.

conveniente usar *el qual* que las otras formas de relativo (*que, què, qui*), porque estas otras, al no matizar género y número, no se relacionan con el antecedente con tanta claridad y fuerza expresiva como el primero» (Badia i Margarit 1975: 257), und er führt als Beispiel einer Identifizierungsoperation über verschiedenen Lösungsmöglichkeiten (*confusión de sentido*) das schon von Huber genutzte Beispiel (31) an:

- (31) la filla del meu amic, *amb qui* hem parlat aquest matí (Huber 1929: 121).

Der Satz ist zweideutig, weil sich *amb qui* sowohl auf *filla* wie gleichfalls auf *amic* beziehen kann, während die Reihe der zusammengesetzten Relativpronomen mit ihrer Genus-Numerus-Markierung die Ambiguität aufhebt:

- (31.1) *amb la qual* hem parlat vs. *amb el qual* hem parlat.

## 2.6 Phorische Potentiale an Antecedentia

Weitere zunächst in bezug auf den Skopus, weitergehend aber auch für die Typologie der Identifizierungs-Strategien interessante Gesichtspunkte, ergeben sich im Bereich von Antecedentia, die funktional aus Prädeterminanten und Substantiv bestehen.

### 2.6.1 Rhematische Prädeterminanten

Unterwirft man die zunächst logisch verstandene Einschränkung der Referenzbereiche<sup>27</sup> der Analyse auf der Textebene, so werden funktionale Unterschiede sichtbar, die in engem Zusammenhang mit dem Gebrauch der Prädeterminanten des Antecedens stehen. Die Leistung von Prädeterminanten bei Substantiven besteht allgemein in der referentiellen Validierung der Nomina, wobei im Sinne der klassischen, bei *Damourette/Pichon* zu findenden Einteilung in *notorische* (bestimmte Artikel), *transitorische* (unbestimmte Artikel), *präsentatorische* (Demonstrativ-Adjektive), und *illusorische* Funktionalbereiche (Nullartikel) unterschieden wird. Wenngleich evident ist, daß die von *Damourette/Pichon* übernommene Grobeinteilung keine hundertprozentige Zuordnung der einzelnen Funktionen zuläßt<sup>28</sup> und

<sup>27</sup> Vgl. Lopes 1972.

<sup>28</sup> Als Folge von Poly-Funktionalität oder Funktionsschwankung der Ausdrucksmittel.

keinesfalls mit 1:1-Zuordnungen zu rechnen ist, so darf doch von einer Orientierung auf typische Leistungsbereiche, die die situationelle und intratextuelle Phorik erfassen, ausgegangen werden.

Dem rhematischen unbestimmten Artikel (*un/una*) stehen der thematische bestimmte (*el (lo) /la*) und die Demonstrativadjektive (*aquell/aquest*) gegenüber. Zunächst zu Antecedenten mit unbestimmtem Artikel:

- (32) Mugué les aletes del nas, com qui ensuma *una olor que* no li agrada, i va dir: «El pitjor és que, igualment, farien mateixa festa, si ens havien de cremar a nosaltres.» (Janer Manila: 195)
- (33) [...], no em vaig saber integrar gens ni mica en aquella disbauxa esvalotada d'*una gent que* no havia deixat de mirar-me con un aucell rar. (Janer Manila: 101)

Der unbestimmte Artikel schränkt bei gleichzeitiger intensionaler Ausdehnung den Nominalbegriff extensional ein. Es erfolgt eine Hervorhebung des Besonderen, um Subklassen (Einzelelemente oder Gruppen) von der Gesamtheit des Nominalkonzeptes abzuheben. Die Beschränkung des Referenzbereiches wird sowohl über den Prädeterminanten als auch über den post-determinierenden Relativsatz markiert. Im Vergleich zum Lateinischen haben die Tochtersprachen typologisch mit den Artikeln eine neue Markierungsoperation entwickelt mit einem anderen Leistungsprofil als das der deiktischen Pronomina oder deiktischen Adjektive. Der Ersatz durch typisch kontrastierende Ausdrucksmittel (*aquell/aquest*) ist nicht gerechtfertigt:

- (32.1) *iaquella* olor que no li agrada [...]
- (33.1) *id'aquella* gent que no havia deixat [...]

Charakteristisch ist überdies die implikative Beziehung (konsekutive Kausalbeziehung) zwischen der Aussage des restriktiven Relativsatzes und der Aussage des Hauptsatzes. Das weist auf den hohen informativen Wert des Relativsatzes hin.

- (32.2) (x): F(x) --> F'(x)
- (32.3) (x): (x no agradar la olor) --> (x moure les aletes del nas)

Die im Relativsatz angezeigte Skopusbeschränkung, nicht der Nominalbegriff als solcher, begründet die Aussage des Hauptsatzes. Da auf formaler Ebene kein Begründungszusammenhang sichtbar gemacht wird, liegt ein Ausdrucks-

mittel mit sehr feinsinnig nutzbarem Leistungspotential vor. Dem zuletzt Gesagten entspricht die für diese Gruppe typische Beobachtung, daß der semantische Eigenwert der Antecedentia oft nur gering ist: *Oberbegriffe (grup)*, teils geradezu *Mantelbegriffe (gent)*, verkörpern oft nur die nächst konkretere Stufe pronominaler deiktischer Referenz *els qui/ aquells qui*.

### 2.6.2 Identifizierende Prädeterminanten

Eine auffallende Gruppe von Relativsätzen wird im Katalanischen durch demonstrativische Antecedentia eingeführt. Dazu gehören Beispiele wie das folgende:

- (34) «durant totes les hores del dia i de la nit, mai no es diluïa la imatge d'aquell home que, en tan poc de temps, havia sabut enamorar-la per sempre.» (Janer Manila: 200).

Es handelt sich um Relativsätze, die sich einer Restriktions-Markierung am Antecedens bedienen und deshalb eigentlich als restriktive Relativsätze einzuordnen wären. Daß dem nicht so ist, darauf haben für das Französische sowohl Le Goffic als auch C. Fuchs hingewiesen. Es macht wenig Sinn bei (34) den *gemeinten Mann* als Teil einer logischen Klasse von den übrigen unterscheiden zu wollen. Obgleich die formale Kennzeichnung des restriktiven Relativsatzes genutzt wird, ist das kommunikative Anliegen ein ganz anderes.

- (35) [...] res no hi havia de tan important en el món com *aquell amor nostre que* havia crescut un dia rere l'altre en sigil i *que* havia trobat la seva essència més recòndita un dia de tardor, sota uns aglaners vells de la tanca d'En Bou.» (Janer Manila: 83)
- (36) Havíem confós la llibertat, la necessitat de rompre *aquells motlles que* havien estat a punt d'ofegar-nos, amb la gresca de sexes, a través de la qual trobarem rera el claper, dins la tanca d'En Bou, una sortida pobra a la llarga tirallonga de frustracions com teníem emmagatzemades rera el bessó dels ulls.» (Janer Manila: 36)

Die Eigenheit dieser Relativsätze liegt in ihrer Informationsstruktur. Es besteht eine deutliche Kluft zwischen der *Thematischen Progression* der Tiefenstruktur, die den objektiven Sachstand wiedergibt, und deren Zuschnitt auf/ bzw. Aneignung in/ der Oberflächenstruktur. Mit dem Prädeterminan-

ten der *aquell-* bzw. *aquest-*Reihe vollzieht die Determinativgruppe aus Antecedens und Relativsatz eine Verweisoperation.<sup>29</sup> Es wird angezeigt, daß das Antecedens ergänzungsbedürftig, vom Sinn her noch zu vervollständigen ist. Der Informationsaufbau der Relativsyntagmen ist am ehesten als Ergebnis der optimalen Anordnung potentieller Äußerungen zu verstehen. Das Antecedens hat einen hohen rhematischen Wert, der aber erst im Zusammenwirken mit dem Relativsatz zustande kommt; vgl.:

- (35.1) el nostre amor havia crescut un dia rere l'altre en sigil.  
 (36.1) alguna cosa havia estat a punt d'ofegar-nos. == > aquesta cosa = els motlles.  
 == > aquells motlles han estat apunt de [...] == >

Es erfolgt die Promotion von *motlles* zum Antecedens:

- (36.2) rompre aquells motlles que havien estat a punt d'ofegar-nos.

Hier sind *informative Vorgriffe* gegeben. Ein noch nicht erschlossener *head* wird mit thematischen Determinanten als schon bekannt vorgestellt. *Vorgriffe* sind Resultate komplexer Verarbeitungs-Operationen, bei denen über *kommunikative Hebung (promotion)* ein *Rhema der Tiefenstruktur* als *vorgreifenden Thema* der Oberflächenstruktur angeordnet wird. Das thematische Demonstrativadjektiv (präsentatorische Funktion) verweist auf den postdeterminierenden Aufschluß im Relativsatz. Die Identifizierung ist durch den Prädeterminanten gesichert. Anders als beim Restriktivsatz, geht es *nicht* um *Begrenzung* des Skopus des Antecedens, sondern umgekehrt um die *Entfaltung* des Gemeinten.

### 2.7 Ausweichstrategien

Strategien zur Vermeidung schwieriger Formen zeigen deutlich Verwobenheit und funktionale Zusammenhänge des Ausdrucksmittel-Feldes. Sie führen, als Ausdruck einer an *Kreolisierung* erinnernden Bruchsituation, auf primitive Strukturprinzipien zurück. Im Substandard romanischer Sprachen sind Verfahren der Relativierung zu beobachten, bei denen der SUB-Operator von den üblichen Kategorialmerkmalen getrennt wird bzw. die *Markierung* völlig unterbleibt. Das führt, *mutatis mutandis*, auf Verfahren

<sup>29</sup> Eine Parallele zum Restriktiv-Satz.



zurück, die bei der Herausbildung der Relativa eine Rolle gespielt haben. Bringen wir, um letzteres zu illustrieren, einige Fakten des Hethitischen und des Latein in Erinnerung.

### 2.7.1 Korrelatives Diptychon – Hethitisch

Am Anfang (1) war von hethitischen Relativsätzen die Rede gewesen, bei denen *Voranstellung* dominiert, und die dem als *korrelatives Diptychon* benannten Strukturprinzip folgen.

(1) nu kwit LUGALu-s tezzi nu apat iyami.

KONN/REL:AKK.SG./König-NOM/sagt/KONN/DX-REF:AKK.SG. tue: ich.

-ANIM

-ANIM

Was der König sagt, (eben) das tue ich.

Wichtiger als das Beispiel selbst ist das Strukturprinzip, vor allem die Kombination der genutzten Ausdrucksmittel. Aufgebaut wird die Korrelation zwischen einem generalisierenden Deiktikum im vorangehenden Relativsatz und dem definiten Korrelat im Hauptsatz. Das generalisierende Deiktikum bedarf der Wiederaufnahme im Hauptsatz.<sup>30</sup> Der Skopus des definiten Pronomens ist durch den Relativsatz gegeben. Mit den Markern (kw-: ✓) bzw. (ap-: DEF), jeweils in Kombination mit dem morphologisch angeglichenen -ANIM-Pronomen *it* (AKK;SG), wird eine Verweis-Relation aufgebaut, die unverwechselbar (IDENT) ist. Mit ihr erfolgt die *Dies-und Genau-Dies*-Zuweisung in eine syntaktische Position des Hauptsatzes.

<sup>30</sup> Strukturell wenig verwunderlich bei durch Verb-Endstellung bedingtem vorauslaufendem Relativsatz.

### 2.7.2 Latein

Bei normgerechten Relativsätzen im *Latein* vermindert sich im Vergleich zum *Hethitischen* der Markierungsaufwand. Die korrelative diptychische Struktur ist nicht mehr vorhanden, da bei *Nachstellung* des Relativsatzes die Markierung dem Pronomen allein überlassen werden kann.<sup>31</sup>

(37) Grati estote in parentes quibus (+PL; +O-DAT) vos maxima beneficia debere scitis.

(Seid den Eltern dankbar, die, wie ihr wißt, sehr viel für euch getan haben).

Die *quis-quaе-quid*-Reihe fungiert nunmehr bezüglich des Hauptsatzes als einfacher Verweismarker und gibt im Relativsatz selbst (GEN;<sup>32</sup> NUM; O-DAT (SF/ Substitut) an. In der *Umgangssprache* hingegen sind Bildungen anzutreffen, die deutlich an der im Hethitischen geforderten semantisch-syntaktischen Transparenz der Verweismarkierung orientiert sind. Hofmann lenkt das Augenmerk auf *demonstrative Sekundärparataxen* der Umgangssprache, die als *Ersatz* für Relativkonstruktionen auftreten: «[...] die typisch schriftsprachliche Form der parenthetischen Erläuterung durch *Relativsätze* zeigt in der Umgangssprache in bestimmten Fällen noch ihre zeitlichen Vorläufer in Gestalt loser demonstrativer Anknüpfung.» (Hofmann 1978:118).

(38) soror illi est adulta virgis grandis: *eam* cupio [...] ducere uxorem

(39) filiolum ego unam habui, *eam unam* perdidit

(40) adduxi ancillas tibi eccas e Suria duas, *is (=iis)* te dono (Hofmann 1978: 118).

(38.1) soror (+FEM; +SG; +SF/Antec. [NOM]); *eam* (+FEM; +SG; +SF/ Substitut [AKK]) (39.1) *filiolum* (+FEM; +SG; +SF/Antec. [AKK]); *eam unam* (+FEM; +SG; +SF/ Substitut [AKK])

(40.1) *ancillas eccas* (+FEM; +PL; +SF/Antec.[AKK]); *is (=iis)* (+FEM; +PL; +SF/ Substitut [DAT]).

Im Lateinischen, das im Gegensatz zum Hethitischen keine Aussagekonnectoren nutzt, baut der nachgestellte Nebensatz auf den Vorgängersatz *auf* und

<sup>31</sup> Es bleibt von Fall zu Fall abzuwägen, inwiefern die Reduzierung sichtbarer Marker zu Minderung der Transparenz und Anwachsen des perceptiven Aufwandes führt.

<sup>32</sup> Neutralisiert bei der Pluralform in (37).

markiert die Identitätsbeziehung über Demonstrativa (IDENT). Das phorische Element markiert im gegebenen Fall (+GEN; +NUM), sowie (+KAS) als (+SF/Substitut).<sup>33</sup> Die Relativa mit den Stämmen *qui-* und *quo-* ihrerseits werden als uralische Neuheit<sup>34</sup> sowie als Weiterentwicklung der Demonstrativreihen<sup>35</sup> eingestuft. Wenden wir uns nach dieser Abschweifung wieder den romanischen Sprachen zu.

### 2.7.3 Genetiv-Markierung

Im Unterschied zu den anderen großen iberoromanischen Sprachen hat die Brückensprache *Katalanisch* gleich dem Französischen keine Abkömmlinge von lat. *cuius* übernommen. Es fehlt das Äquivalent zum spanischen *cuyo* bzw. portugiesischen *cujo*. Sie ist auf die Nutzung von *del qual*, etc. angewiesen. Da mit den Reihen *cuyo* vs. *del cual* wohl die Relativierung über gleichen Syntagmen erfolgt, sie aber nicht leistungsgleich sind, führen die Besonderheiten von *cuyo* und die Adstratsituation mit dem Kastilischen<sup>36</sup> zu *funktionalen Calques*. Die Ausweichvarianten offenbaren erneut das enge Verwandtschaft von Relativa und Interrogativa. Von der normativen Grammatikschreibung abgelehnt, wurden *quin* und *qual* als Relativa genutzt.<sup>37</sup> Moll kennt diese Problematik aus der Normendiskussion und belegt den Gebrauch mit dem von *Calveras* entlehnten Beispiel (41), dazu von *Huber* (42) und (43), rügt ihn jedoch sehr harsch: «Este uso, y el de *quin* y *qual* como equivalentes de *cuyo*, constituyen verdaderas aberraciones gramaticales, desconocidas en el habla catalana no influida por la castellana, y han sido justamente reprobadas por los gramáticos modernos: [...]»<sup>38</sup>

- (41) *Nobles cavallers de quins* parla el poeta. (anstelle von: *dels quals*)  
 (42) *l'home qual ciència* admirem (el hombre *cuya ciencia* admiramos)  
 (42.1) anstelle von: *l'home la ciència del qual* admirem  
 (43) *la casa quin propietari* acaba de morir (la casa *cuyo propietario* acaba de morir).<sup>39</sup>  
 (43.1) anstelle von: *la casa el propietari de la qual* acaba de morir

<sup>33</sup> Für Kasus-Markierungen erfolgt unmittelbar die funktionale Wertung als SF.

<sup>34</sup> Was umstritten ist.

<sup>35</sup> Dafür liegt sprachhistorisch eine hoher Grad an Evidenz vor; vgl. Hofmann *ibid.*

<sup>36</sup> Letzteres dürfte in stärkerem Maße verursachend wirken.

<sup>37</sup> Vgl. Badia i Margarit 1975: 262.

<sup>38</sup> Moll 1952: 385; die Grammatiker sind *Fabra* und *Alcover*.

<sup>39</sup> Cf. Huber 1929:

Über die Kompensation der spanischen Form hinaus wird die der Belebtheitskategorie markiert, ein Leistungsplus gegenüber den *cuius*-Derivaten.

### 2.7.4 Possessiv-Verhältnis (HAB-Achse)

Andere Ausweichstrategien bei Resumptiva lassen das *Possessiv-Verhältnis* (HAB-Achse) deutlich werden, das als formal *verdeckte* (*covert*), semantisch aber vorhandene *Kategorie* in verschiedenen Grammatiken Erwähnung findet.<sup>40</sup> In volkssprachlichen Varianten wird das Possessiv-Verhältnis zur *offenen Kategorie* (*overt category*). Die Nutzung der *HAB-Achse* dient dazu, das als kompliziert empfundene Resumptivum der Hochsprache zu umgehen. Zunächst Beispiele aus dem Spanischen, wo diese Umgehung im Substandard verschiedener Areale verbreitet ist:

- (44) Y una señora *que su* hija /  
 (44.1) *que la hija de ella* venía bien enferma – (Silva-Corvalán 1996: 273)

Katalanisch:

- (45) \*Aquest és el xiquet *que el seu* padre em va amenaçar. (anstelle von: *el padre del qual*) (Lacreu 1987: 149)

Auch das ist ein Problem, das in der Normdiskussion seit langem eine Rolle spielt. Moll kennt es und belegt es mit Beispielen, die teils auf einen schon aus dem Jahre 1929 stammenden Artikel von *Calveras* zurückgehen:

- (46) Arriba sa *que li* havien fet enviar s'anell. (*Rondaies mallorquines* ap. *Alcover*) (anstelle von: *aquella a qui* havien fet enviar l'anell).  
 (47) Aixó són coses *que no hi* puc contradir. (ap. *Calveras*; anstelle von: *a les quals no puc* contradir).<sup>41</sup>

In (44/ 44.1) wird<sup>42</sup> *que* als reiner Subordinierungskonnekter (SUB) ins Spiel gebracht. Es markiert keine syntaktische Funktion (SF) im Relativsatz. Die Markierung liegt beim *Possesivadjektiv* (*su*), das allerdings morphologisch nur seine Konkordanz mit dem Substantiv der Relativgruppe anzeigt (*cast.*

<sup>40</sup> Vgl. RAE: Esbozo.

<sup>41</sup> Cf. Moll 1952: 386; (46) und (47) führen die oben (2.2) diskutierten Strategien fort.

<sup>42</sup> Wie zu Anfang der Entwicklung.

+NUM; *katal.* +GEN; +NUM). Ebenso geht die unterhalb der Norm (\*) befindliche Form des Katalanischen (45; vor. Mit der offen angezeigten *HAB-Relation*, die eine Leerstelle für den *Besitzer* stiftet, wird semantisch die Kohärenz zum Antecedens gesichert, mit *semantischer Probabilitätszuordnung* die freie Leerstelle bei *su hija* (44) / *seu padre* (45) mit *una señora* / *el xiquet* gefüllt. Die Transferenz des SF-Ausdrucks auf das Possessivadjektiv erlaubt es, die Verwendung der *cuius*-Reihe bzw. *del qual*-Reihe zu umgehen, wobei das *Possessiv-Verhältnis* von der rein semantischen Markierung (*covert link*) wieder in den Status der grammatischen Markierung (*overt category*) aufrückt. In (44.1) bleibt die Vereinfachung des Relativbezuges bestehen: Der *SUB-Marker* wird wieder von den übrigen  $\varphi$ -Markern getrennt, die Phorik aber wird präziser. Dadurch, daß (44.1) *una señora que la hija de ella venia bien enferma* nun auch das in (44) fehlende Genus kennzeichnet (+GEN; +NUM), wird die Daseinsberechtigung der Ausweichform unterstrichen.<sup>43</sup>

### 3 Ausblick

Es war klar geworden, daß im Bereich der Relativa ein recht großer Reichtum an Formen und Ausdrucksmöglichkeiten gegeben ist, was eine vielfältige Gestaltung der Verweisbeziehungen zwischen Antecedens und Relativum erlaubt. Das Katalanische zeigt überdies vom 12./13. Jahrhundert bis zur Gegenwart einen bemerkenswerten Wandel dieser Gestaltung.

Historisch gesehen ist im Vergleich zum Latein bei den Relativa ein stetiger Rückgang und Verfall phorischer Kategorialmarker ( $\varphi$ -Marker) zu verzeichnen bis hin zur morphologischen Neutralisierung der Kennzeichnung von *SU* und *OD* mit *que*. Die Funktion des Resumptivums ist damit erloschen. Diesbezüglich sind heute gleiche Verhältnisse wie im Spanischen und Portugiesischen gegeben.

#### 3.1 Kontaktstellung der Relativa

Typologisch aber ist festzuhalten, daß die Relativkonstruktionen in den iberoromanischen Sprachen bei Verwendung von *que* als *head* entweder als Abfolgen SVO, OSV, in sehr seltenen Fällen als SOV auftreten. Solange keine Vertreter der *ille-qualis-Reihe* zum Einsatz kommen, wird die Distanzstellung des Relativums<sup>44</sup> aufgegeben. Die Kontaktposition zwischen Ante-

<sup>43</sup> Für das Katalanische letzteres irrelevant.

<sup>44</sup> Die in so ausgeprägter Weise für das Latein charakteristisch war.

cedens und Relativum wird im Katalanischen zum vorherrschenden Modell. Kontaktstellung Antecedens/ *Relativum-SU* hat etwa einen Anteil von 94 v.H., Kontaktstellung Antecedens/ *Relativum-OD* die verbleibenden 6 v.H., während der dritte zu beobachtende Fall, die Aufeinanderfolge von Antecedens und dem Verb des Relativsatzes vorangestelltem *Relativum-SU & OD*, statistisch insignifikant ist.<sup>45</sup>

#### 3.2 Konkurrierende Modelle der textuellen Phorik

Interessant am Katalanischen sind vor allem die verschiedenen Ansätze zur Gestaltung der intratextuellen Phorik. Bei notwendig eintretender Reduzierung des Bündels an  $\varphi$ -Markern im Vergleich zum klassischen Latein, werden — diachronisch und v.a. auch diastratisch konkurrierend — unterschiedliche Modelle der Verweismarkierung erprobt. *Kategorialmerkmale des Resumptivums* werden über  $\varphi$ -Marker an *Prädeterminanten* kompensiert, teils auch ergänzt. Hinzu treten Ausweichstrategien unterhalb der Norm, wie sie auch in benachbarten Idiomen zu beobachten sind.<sup>46</sup> All das belegt die mögliche Vielfalt phorischer Bezugsetzung zwischen Haupt- und Relativsatz.

Am Ende aber steht, nach Rückgang und Neutralisierung der  $\varphi$ -Marker, der Zusammenfall der Kennzeichnung bei *SU* und *OD*. Es kommt dort zum Verzicht auf jegliche positive morphologische Markierung. Die Frage, wie dieses Phänomen zu bewerten ist, muß an anderer Stelle geklärt werden.<sup>47</sup>

#### Abkürzungen

v	Alloperator
+ANIM	belebt
-ANIM	unbelebt
ABSTR	Abstraktheit
AKK	Akkusativ
AM	Ausdrucksmittel
AO	andere Objekte
DET	Singulärmarker

<sup>45</sup> Nach Auszählung von etwa 50 Textseiten moderer katalanischer Prosa (Janer Manila 1990).

<sup>46</sup> Vgl. Vf. 1994, ebenfalls Vf. in Vorbereitung.

<sup>47</sup> Vgl. Vf. im Vorbereitung.

DX-REF	korrelativer Verweis
FEM	weiblich
GEN	Genus
HAB	Possessiv-Verhältnis
HUM	menschlich
IDENT	Denau-Das-Zuweisung
KAS	Kasus
KONN	Konnektor
LOC	Lokaladverbial
MASC	männlich
NEX	Nexus
NOM	Nominativ
NUM	Numerus
O-GENETIV-	
DATIV	Genetiv/Dativ-Objekt
OD	direktes Objekt
OSV	Objekt-Subjekt-Verb
PL	Plural
SF	syntaktische Funktion
SG	Singular
SU	Subjekt
SUB	Subordinierungs-Konn.
SVO	Subjekt-Verb-Objekt
TEMP	Temporaladverbial

## Referenztexte

Aguilo y Fuster, Marian 1881: *Recull de Eximplis e Miracles, Gestes e Faules e altres ligendes ordenades per A-B-C tretes de un manuscrit en pergami del començament del segle XV*, ara per la primera volta estampades baix la direccio d'en Marian Aguilo y Fuster, vol. 1, Barcelona: Alvar Verdaguer.

Anònim 1979: *Curial e Güelfa*, Barcelona: Edicions 62.

Janer Manila, Gabriel 1990: *Els alicorns*, Palma de Mallorca: Moll.

Llull, Ramon 1947: *Libre de Evast e Blanquerna*, vol. 1, Barcelona: Barcino (Blanquerna).

March, Ausiàs 1888: *Les obres del valeros cavaller y elegantissim poeta Ausias March*, Barcelona: Est. de F. Giró.

March, Ausiàs 1979: *Poesia*, a cura de Joan Ferraté, Barcelona: Edicions 62.

Miquel y Planas, Ramón 1910: *Les Obres d'en Bernat Metge. Lo Somni*, Barcelona: Casa Miquel-Rius.

Pacheco, Arseni (Hrsg.) 1964: *Història de Jacob Xalabín*, Barcelona: Barcino ENC.

Riquer, Martín de 1948: *La Lírica de los Trovadores. Antología comentada. Tomo 1: Poetas del Siglo XII*, Barcelona: Escuela de Filología.

Romeu i Figueras, Josep 1952: *Les nadales tradicionals. Estudi i crestomatia*, Barcelona: Barcino.

## Bibliographie

Bache, Carl 1985: «The semantics of grammatical categories: a dialectical approach», in: *Journal of Linguistics* 21(1985), S. 51-77.

Badia i Margarit, Antoni Maria 1975: *Gramática Catalana*, Madrid: Gredos.  
Badia i Margarit, Antoni Maria 1995: *Gramática de la llengua catalana*, Barcelona: Proa.

Bec, Pierre 1970/71: *Manuel pratique de philologie romane*, 2 vols., Paris: Picard.

Brito, Ana Maria Barros de 1991: *A Sintaxe das Orações Relativas em Português*, Porto: INIC.

Bühler, Karl 1934 (1965): *Sprachtheorie*, Jena (Stuttgart): Fischer.

Carton, Fernand 1974: *Introduction à la phonétique du français*, Paris: Bordas.

Chevalier, Jean-Claude et al. 1988: *Grammaire du français contemporain*, Paris: Larousse.

Chomsky, Noam 1981: *Lectures on Government and Binding*, Dordrecht: Foris.

Coromines, Joan 1976: *Entre dos llenguatges*, Barcelona: Curial. (Bibl. de cultura catalana; 19).

Coromines, Joan 1980-91: *Diccionari etimològic i complementari de la llengua catalana*, Barcelona: Curial.

Damourette, Jacques / Pichon, Édouard 1930-38: *Des mots à la pensée — Essai de grammaire de la langue française*, 5 vols., Paris.

Frei, Henri 1929: *La grammaire des fautes*, Paris/ Genève/ Leipzig.

Fuchs, Cathérine 1987: «Les relatives et la construction de l'interprétation», in: C. Fuchs (éd.) 1987, S. 95-127.

Fuchs, Cathérine (Hrsg.) 1987: «Les types de relatives», in: *Langages* 88 (1987).

Gamillscheg, Ernst 1957: *Historische französische Syntax*, Tübingen: Niemeyer.

Greimas, Julien Algirdas 1966: *Sémanique structurale*, Paris: Larousse.

- Hofmann, Johann Baptist 1978: *Lateinische Umgangssprache*, Heidelberg: Winter.
- Huber, Joseph 1929: *Katalanische Grammatik*, Heidelberg: Winter.
- Körner, Karl-Hermann 1987: *Korrelative Sprachtypologie. Die zwei Typen romanischer Syntax*, Stuttgart: Steiner.
- Krefeld, Thomas 1987: «Unterordnung — Beiordnung — Zuordnung. Was ist romanisch an französisch "QUE"?», in: Wolfgang Raible (Hrsg.): *Romanistik, Sprachtypologie und Universalienforschung*, Tübingen: Narr.
- Kunstmann, Pierre 1990: *Le relatif interrogatif en ancien français*, Genève: Droz.
- Lacreu, Josep 1987: *Manual d'ús de l'estàndard oral*, València: Universitat.
- Lausberg, Heinrich 1949: «*Détresse phonologique* und Mehrlautphoneme», in: *Archiv für das Studium der Neueren Sprachen* 186 (1949), S. 66-70.
- Le Goffic, Pierre 1979: «Propositions relatives, identifications, et ambiguïté, ou: pour en finir avec les deux types de relatives», in: *DRLAV* 21 (1979), S. 135-145. (Documentation et recherche en linguistique allemande contemporaine, Vincennes).
- Lehmann, Christian 1984: *Der Relativsatz. Typologie seiner Strukturen, Theorie seiner Funktionen, Kompendium seiner Grammatik*, Tübingen: Narr.
- Lopes, Óscar 1972: *Gramática simbólica do português. Um esboço*, Lisboa: Fundação Gulbenkian.
- Martinet, André 1985: *Syntaxe générale*, Paris.
- Mauger, Gaston 1968: *Grammaire pratique du français d'aujourd'hui — langue parlée, langue écrite*, Paris: Hachette.
- Moignet, Gérard 1976: *Grammaire de l'ancien français*, Paris: Klincksieck.
- Moll, Francesc de B. 1990: *Gramàtica catalana — referida especialment a les Illes Balears*, Palma de Mallorca: Moll.
- Moll, Francisc de B. 1952: *Gramàtica històrica catalana*, Madrid: Gredos.
- Pellegrini, Giovanni Battista 1960: *Appunti di Grammatica Storica del Provenzale*, Pisa: Libr. Goliardica.
- Real Academia Española 1973: *Esbozo de una nueva gramática de la lengua española*, Madrid: Espasa Calpe (Esbozo).
- Rivero, María Luisa 1991: *Las construcciones de relativo*, Madrid: Taurus.
- Silva-Corvalán, Carmen 1996: «Estrategias sintácticas del español hablado», in: Kotschi, Thomas/ Wulf Oesterreicher/ Klaus Zimmermann (Hrsg.): *El español hablado y la cultura oral en España e Hispanoamérica*, Frankfurt am Main; Madrid: Vervuert-Iberoamericana, S. 261-277.

- Thielemann, Werner 1990: «Relativsätze: syntaktische — logische — semantische Aspekte ihrer Identität», in: *Wissenschaftliche Zeitschrift der Humboldt-Universität zu Berlin*, GSR 39.10 (1990); S. 953-962.
- Thielemann, Werner 1991: «Operativität von Prädikatskernen zwischen proposition und énoncé: Diathesen. (Am Portugiesischen, Spanischen und Französischen)», in: Peter Koch/ Thomas Krefeld (Hrsg.) (1991): *Connexiones Romanicae. Dependenz und Valenz in romanischen Sprachen*, Tübingen: Niemeyer, S. 329-348.
- Thielemann, Werner 1994: «Valenzen, Kasus, Frames», in: Werner Thielemann/ Klaus Welke (Hrsg.) (1994): *Valenztheorie — Werden und Wirkung. Wilhelm Bondzio zum 65. Geburtstag*, Münster/ i. Westf.: Nodus, S. 195-226.
- Thielemann, Werner [in Vorbereitung]:  $\varnothing$ -Marking oder Vieh-Marking? Funktionsorientierte Darstellung der Valenzmarkierung im Relativsatz. Vortrag auf dem Kolloquium zum 60. Geburtstag von Klaus Welke. [Wird erscheinen in Festschrift Welke]
- Thielemann, Werner [in Vorbereitung]: Marcas fóricas — Descrição das relativas num modelo de valências. [Wird erscheinen in: *Revista Portuguesa de Filologia. Coimbra*].
- Wurzel, Wolfgang Ullrich 1984: *Flexionsmorphologie und Natürlichkeit. Ein Beitrag zur morphologischen Theoriebildung*, Berlin: Akademie-Verlag.

**Defensa i il·lustració  
de la traducció inversa català-alemany:  
El text turístic com a exemple pràctic**

1 Defensa de la traducció inversa

1.1 La traducció inversa

La traducció inversa, o sigui la traducció de la llengua materna<sup>1</sup> cap a una altra llengua, contrastada amb la directa (cap a la llengua materna), molt sovint no se sol tenir en compte a l'hora de redactar els manuals de traducció (cf. també Beeby 1996a: 57). En general, no s'hi especifica si aquest fet sorprenent es dona per no considerar digna d'interès científic ni professional la traducció inversa o simplement per descartar la remota possibilitat que al professional pos-universitari li toqui en algú moment de la seva suposadament llarga trajectòria traductora fer aquest tipus de traduccions. En alemany ni tan sols disposem d'un nom per designar aquest tipus de traducció, s'ha de dir *Übersetzung in die Fremdsprache*. En anglés ens trobem davant d'un fenomen semblant (cf. Beeby 1996a: 58/59).

La gent no especialitzada en temes de traducció molt sovint no diferencia entre traducció directa (TD) i traducció inversa (TI) (cf. Beeby 1996a: 57/58, 1996b: 6/7), pensa que «traductor» és «traductor», sigui per la llengua que sigui.<sup>2</sup> Nogensmenys, resulta poc realista deixar de banda aquesta àrea ja que qualsevol traductor/a podrà citar nombroses experiències de la seva vida d'haver hagut de traduir a «l'altra» llengua. Les secretàries «bilingües» estan acostumades a traduir les cartes que arriben a la seva empresa des de l'estranger al seu idioma i a redactar en llengua estrangera o bé a traduir les corresponents respostes. Els intèrprets que treballen en reunions de negoci igualment tradueixen tant de l'idioma matern a l'estranger com

viceversa ja que quasi sempre resulta massa complicat — i massa costós — tenir a disposició un intèrpret per cada llengua. També, però, els traductors «normals», que fan la major part de la seva feina a casa, davant dels seus ordenadors, estan familiaritzats amb els encàrrecs de traducció inversa (cf. Wilss 1992: 58).

Potser, la negligència òbvia per part de la majoria dels traductòlegs respecte a la TI s'explica pel fet de que els tractats i els assajos més eminentes sobre la teoria i la pràctica de la traducció fan referència quasi exclusiva a la traducció literària o bé estableixen una diferència entre la «traducció» en sentit estricte i altres formes de transposició de textos. I, efectivament, per a la traducció de textos literaris, sobretot dramàtics o poètics, es necessita un domini de la llengua d'arribada que la majoria dels traductors no tenen en la seva llengua B. És a dir, per assolir els mateixos efectes formals i expressius (o almenys uns de semblants) a la llengua d'arribada, tal i com ho exigeixen Reiß (1986: 91) i Lederer (1994: 153), per a una bona traducció literària quasi sempre és indispensable comptar amb tots els requisits de la llengua materna.

Això no obstant, i tenint en compte la realitat de la vida traductora de la nostra societat actual, ens trobem amb gran quantitat de textos tècnics, descriptius, divulgatius, informatius etc. que no sempre requereixen qualitats literàries — encara que cada traductor/a sempre s'esforça per donar la màxima qualitat possible a totes les seves traduccions.

Una altra raó per evitar la TI, que normalment demana uns esforços superiors que la TD, és la disponibilitat de traductors en llengua materna. Ara bé, existeixen llengües més aviat «petites» com ara el finès, l'eslovè o el noruec per a les quals no sempre hi ha prou traductors. També en el nostre cas, el del català, ens trobem amb una llengua de poca difusió, és a dir, una llengua parlada dins d'un espai geogràfic reduït i que compta amb un nombre força limitat de traductors que la tenen com a llengua B i que són capaços de traduir textos a la seva respectiva llengua A. Tal com ho explica Rydning (1992, citada per Lederer 1994: 152) pel noruec, molt sovint els catalans es veuen obligats a traduir ells mateixos a la llengua estrangera. La segona part del present article tractarà d'un àmbit clau per a aquest tipus de traducció: el turisme.

1.2 La didàctica de la traducció inversa

Mentre a la traductologia no s'esmenta gaire la TI, aquesta sí que constitueix un element imprescindible a la didàctica de les llengües estrangeres i de la traducció ja que demostra si els estudiants són capaços d'expressar en

<sup>1</sup> Aquest no és el lloc adient per aprofundir sobre el fenomen de persones «bilingües amb dues o més llengües» maternes» en famílies amb pares d'idiomes diferents (cf. Lederer 1994: 151).

<sup>2</sup> El llibre *Konstruktives Übersetzen* (1997) de Hönig vol ser un ajut perquè els traductors i els seus clients s'entenguin millor.

llengua estrangera allò que diu un text redactat en la seva llengua materna. Traduir cap a la llengua estrangera es considera un bon exercici per aprendre un idioma estranger. A Alemanya, els exercicis de TI són obligatoris per als alumnes del *Gymnasium* (Institut de Batxillerat) mentre no ho és la TD. A França, *thème*, la TI, s'aprecia més que *version*, la TD, a l'hora d'avaluar els alumnes (Beeby 1996a: 58).

Al 1994 es publicà *La traduction aujourd'hui — Le modèle interprétatif* de Marianne Lederer. Un dels primers manuals de traducció amb un capítol dedicat a la TI. Aquest capítol clou amb la recomanació d'evitar la TI «lorsque, à qualité individuelle égale, il existe dans la même combinaison linguistique des traducteurs en langue A» (166), encara que s'admet la TI per textos sense gaire valor literari o bé no expressius i, com acabem de veure, quan es tracta de «llengües petites».

Agraïm a Allison Beeby la seva valuosíssima aportació al tema de la didàctica de la TI castellà-anglès (Beeby 1996a). Partint de la teoria funcionalista (vàlida també per a la TI segons Nord 1994: 110/11) l'autora hi formula un model comunicatiu aplicable a la TI (Beeby 1996a: 63/64) que abraça tres etapes: l'anàlisi i la comprensió del text original, la desverbalització i la reformulació.<sup>3</sup> També estableix tot un catàleg d'objectius específics de la didàctica de la TI (Beeby 1996a: 65) dels quals, però, considerem primordial el següent: «La capacidad de escribir textos en la LL [llengua d'arribada: anglès] que son gramaticalmente apropiados y pragmáticamente adecuados». Per nosaltres, els altres objectius que esmenta l'autora són mitjans per a assolir aquest principal.

L'objectiu final de la classe de traducció inversa: «aprendre a expressar correctament en la llengua B allò expressat en llengua A (tenint en compte, però, tots els altres condicionants del procés de traducció)», defineix també la principal dificultat: evitar els calcs i les traduccions al peu de la lletra. Per això, Laura Berenguer (1996: 14) inclou com a un objectiu de l'ensenyament de la segona llengua als estudis de la traducció: «aprender a disociar las dos lenguas en contacto», és a dir, fer exercicis d'anàlisi contrastiva. Fent inversa, els estudiants canvien de perspectiva, ja que, per tal de

<sup>3</sup> Cf. Lederer 1994: 11: «La théorie interprétative [...] a établi que le processus consistait à comprendre le texte original, à déverbaliser sa forme linguistique et à exprimer dans une autre langue des idées comprises et les sentiments ressentis.» cf. també Nord 1988/95: 25ss, esp. 31: «Translation ist die Produktion eines funktionsgerechten Zieltextes [...] Durch die Translation wird eine kommunikative Handlung möglich [...]»; Beeby 1996b:48 parla de *comprehension, deverbalization, reformulation*.

poder expressar-se bé en la respectiva llengua estrangera s'han d'endinsar en la manera de pensar i d'escriure o de parlar de la cultura en qüestió; n'han d'entendre la *Weltanschauung*, és a dir la mentalitat i la cultura. Precisament per aquesta immersió en una altra cultura la TI és una bona preparació per a la pràctica professional de qualsevol futur traductor/a.

Si analitzem les diferències entre la traducció directa i la inversa, el que més crida l'atenció és l'inversió del procés cognitiu: mentre a la TD primer s'ha de comprendre i interpretar<sup>4</sup> el text escrit en llengua estrangera (i suposadament més difícil que un text escrit en llengua materna), en el cas de la TI, primer s'ha d'entendre i interpretar allò dit en la llengua materna abans de començar a desverbalitzar-ho<sup>5</sup> i després re-expressar-ho en la llengua estrangera. Tots els traductors ens hem trobat més d'un cop amb textos redactats en la «nostra» llengua però no gaire comprensibles. Ho diu també Koller (1992: 27):

Das Übersetzen in die eigene Sprache zeigt, ob man einen Text verstanden hat [...] das Übersetzen in die Fremdsprache wiederum bringt häufig genug Verstehensschwierigkeiten an den Tag. Übersetzung kann als Kritik des Ausgangssprachlichen Textes fungieren: der Übersetzer macht immer wieder die Erfahrung, wie ungenau und vage, ja wie unlogisch Originaltexte in sprachlicher und argumentativer Hinsicht sein können, ganz zu schweigen von sachlichen Fehlern. Hier stellt sich die Frage, wie weit der Übersetzer den Text in der Übersetzung «verbessern» soll.<sup>6</sup>

La pràctica de la TI fomenta, doncs, no només la creativitat lingüística de la llengua estrangera sinó també la competència (auto)correctora de la materna.

<sup>4</sup> Tal i com ho entén Lederer 1994: 9ss; cf. Stolze 1986: 134 «Grundlage des Übersetzens ist das Verstehen, und damit ist keinesfalls nur der Nachvollzug der Autorintention gemeint [...] In einem Text wird immer mehr verstanden als gesagt ist [...]», i Koller 1992: 192 «[...] Werte eines Originaltextes werden von verschiedenen Übersetzern unterschiedlich aufgefasst (wie von Lesern in der Originalsprache auch)».

<sup>5</sup> El terme *déverbalisation*, és utilitzat segons el model interpretatiu (cf. Lederer 1994: 11), encara que no resulta del tot convincent, ja que suggereix l'existència d'una fase «sense paraules» en el procés de la traducció, entre interpretació i re-expressió, per designar la recerca mental necessària per tal de trobar equivalents semàntics per expressar en la llengua d'arribada allò entès en la de sortida.

<sup>6</sup> Vegeu també Hönl / Kußmaul 1991: 134: «Die wichtigste [Komponente der übersetzerischen Kompetenz] ist die muttersprachliche Kompetenz.»

Proposem els següents exercicis per a la classe de TI, conscients de la manca de temps que molt sovint fa difícil si no impossible un treball exhaustiu:

- anàlisi de textos en la llengua de partida (LP)<sup>7</sup> per familiaritzar-se amb les dificultats que presenten, seguint el model proposat per Nord (1995: 41; cf. també Elena 1990), i tenint en compte els factors externs i interns del text
- exercicis de traduccions de mots, sintagmes i frases sense i amb context per sensibilitzar els alumnes amb la polivalència potencial (vegeu també Stolze 1988)
- fer exercicis de l'ús de tota mena de diccionaris (bilingüe, monolingüe, especialitzat)
- aprendre a fer una documentació exhaustiva per poder traduir textos generals i especialitzats (cf. Elena 1996)
- treballar amb textos paral·lels (cf. Seibel 1994: 278)
- analitzar textos ja traduïts, comparar-los amb els textos de partida i fer-ne una crítica constructiva, és a dir, proposar una traducció millor, si s'escau<sup>8</sup>
- traduir textos no-literaris de tot tipus, tenint a mà un encàrrec concret que informa sobre el(s) destinatari(s) i la funció del text traduït.

A part d'això, s'ha d'arribar a una bona coordinació i cooperació amb els col·legues que imparteixen les assignatures d'anàlisi del discurs, de gramàtica i els cursos d'idiomes estrangers.

Una manca de coneixements de la llengua estrangera no es pot corregir a la classe de TI ni de TD (com tampoc una manca de coneixements de la llengua materna, és clar).

L'experiència pròpia ens ha demostrat que molt sovint és un avantatge comptar amb estudiants estrangers a classe (per exemple aquells que fan intercanvis universitaris, com ara ERASMUS). El contacte directe entre els

<sup>7</sup> Evitem el terme «text original» que suggereix que un text traduït no tingui «qualitat d'original»; ens basem en la terminologia de Nord 1995, fent servir *Ausgangstext* (text de partida) i *Zieltext* (text d'arribada).

<sup>8</sup> Hönig / Kußmaul 1991: 133: «Besonders gut geeignet [für den Übersetzungsunterricht] sind Texte, die bereits in gedruckten Übersetzungen vorliegen»; cf. també Elena García 1990: 72/73.

futurs traductors els fa conscients de les dificultats que té «l'altra banda» i que amb molta freqüència se semblen força a les pròpies.

Una paraula sobre els diccionaris. Són una eina imprescindible per als traductors que saben fer-ne un bon ús. La classe de TI o de TD és el lloc adient per instruir els estudiants en aquesta tasca. S'aconsella tant la pràctica amb diccionaris monolingües de la llengua materna com de la llengua estrangera que — sempre que es tingui una base sòlida de coneixements — són més útils que els bilingües, almenys quan es tracta de textos de temàtica general. Com més especialitzat és el text, més importants esdevenen els diccionaris bilingües (cf. Stolze 1988). Quant a l'examen, res de més natural que utilitzar les eines del traductor. A l'hora de la veritat, els diccionaris perjudiquen més que no ajuden les persones que no sàpiguen servir-se'n. «Seul le cerveau humain, avec ses formidables possibilités, peut saisir les nuances des pièges que pose constamment la polysémie au traducteur.»<sup>9</sup>

Pel que fa als textos paral·lels o de comparació, se'ls pot catalogar segons l'afinitat que tenen amb el text en qüestió: textos sobre la mateixa temàtica de les quals podem treure informacions sobre com traduir certes expressions, neologismes etc., textos del mateix tipus (p. ex. instruccions d'ús, que, encara que es refereixin a un altre aparell, ens demostren com es construeix un text d'aquest tipus a la llengua d'arribada), i finalment textos del mateix tipus i sobre la mateixa temàtica, que no sempre es donen, i quan és el cas, tampoc no sempre van dirigits al mateix públic ni tenen la mateixa funció (cf. Seibel 1994: 278s; i Nord 1994: 103s; i Nord 1996b).

### 1.3. La competència cultural

Més amunt hem esmentat que la TI és un bon exercici per aprofundir en els coneixements de la cultura estrangera. Al mateix temps, però, la «competència cultural» (Witte 1989; Amman 1989: 91) és imprescindible tant per a la TI com per a la TD perquè és part integral de la professió de traductor: «Der Translator muß sich als Kulturexperte begreifen, dessen Rat stets dann einzuholen ist, wenn es um Kontakte aller Art mit dem Ausland, dem fremden Kulturkreis geht.»<sup>10</sup>

El traductor ha de ser necessàriament expert tant en la cultura estrangera com en la pròpia ja que té la funció de mitjancer entre dues o més cultures, pobles, mentalitats (cf. Amman 1989: 98; Vermeer 1993).

<sup>9</sup> Gémard 1996: 500.

<sup>10</sup> Brethauer 1987: 217s, sobre la TD, però aplicable també a la inversa.



D'aquí, l'exigència d'oferir als estudiants assignatures de *Landeskunde*, és a dir d'informació sobre la realitat cultural i social dels països de llengua B i C, contrastant-la amb la realitat del país de llengua A.<sup>11</sup>

In der Translatorsausbildung muß «Landeskunde» der Grundforderung nach Kulturkompetenz des Translators Rechnung tragen. Die behandelten Themen müssen den Bedürfnissen des späteren Translators entgegenkommen. Das bedeutet insbesondere, daß es bei der Darstellung landeskundlicher Fragen nicht mehr nur um ein Land, Elemente in der Kultur gehen kann. Die Landeskunde muß kontrastiv sein. [...] Kulturkunde bezieht sich nicht nur auf ein Land, sondern setzt ein tieferes Verständnis der eigenen Kultur voraus, was u.U. dazu führen kann, daß erst einmal eine Einarbeitung in die eigene Realität oder Geschichte gefordert sein wird. (Amman 1989: 96, 100; emfatitzat per l'autora)

Witte (1989: 211s) utilitza el terme de «competència metacomunicativa» per designar la capacitat del traductor de fer de mitjancer i establir la comunicació entre els representants de dues cultures/llengües que sense la persona del traductor no podrien entrar en comunicació.

Per la TI, la competència mitjancera cultural és absolutament necessària. Mentre que per la TD, normalment, basta amb tenir coneixements suficients de la llengua i cultura estrangeres per traduir, per la TI, al contrari, resulta imprescindible tenir consciència del fet diferencial, de la cultura i mentalitat pròpies per ser capaç de transmetre-les als destinataris del text traduït.

## 2 La il·lustració de la traducció inversa

Tot seguint la idea d'oferir una didàctica de la TI orientada cap a la pràctica professional (com ho exigeixen Beeby 1996 i Wilss 1992: 57) donarem ara l'exemple de textos turístics tractats a l'assignatura de TI català (castellà) - alemany.

### 2.1 El text turístic

Tal com ja hem dit a la primera part d'aquest article, hi ha certs àmbits tècnics, econòmics i administratius on és prou comú recórrer a traductors

<sup>11</sup> «Cultura» s'hauria d'entendre aquí en el sentit antropològic del terme: «conjunt de tradicions (literàries, històrico-socials i científiques) i de formes de vida (materials i espirituals) d'un poble, d'una societat o de tota la humanitat» (*Diccionari de la llengua catalana*, enciclopèdia catalana, Barcelona 1982); cf. Lederer 1994: 122.

que tenen la llengua meta com a estrangera, sobretot al sector turístic. Tots ens hem trobat alguna vegada amb algun fullet ple d'aquelles divertides línies explicatives sobre qualsevol monument de gran interès per al turista estranger. I perque consti: casos d'aquest humor involuntari es donen a qualsevol país sota el sol o la pluja.

Ningú no posarà en dubte que el turisme constitueix una font d'ingressos de primer ordre per a Espanya. L'any 1996 tot l'Estat va acollir 62 milions de persones que van originar ingressos de 3,3 bilions de pessetes (El País de l'11 de gener de 1997), al 1993 la quarta part dels turistes va arribar a Catalunya (Institut d'Estadística de Catalunya), a les Illes Balears gairebé un 90% del PIB depèn del turisme. Per als alemanys, Espanya, sobretot Catalunya i les Illes Balears, és el destí turístic predilecte.

Si entenem per «text turístic» tot text escrit per informar el públic sobre l'atractiu d'un indret determinat, subratllant-ne la importància i suggerint la seva visita, ens trobem davant del problema de no poder diferenciar entre visitants forasters o estrangers i visitants provinents del mateix país que no podem excloure, ja que també existeix el «turisme interior».

La nostra definició de «turista» ha d'incloure, doncs, també el visitant (autòcton) d'un museu o d'un altre indret per interessos culturals o d'esbargiment. No voldríem abandonar aquesta definició molt ampla del «text turístic» per tal de no perdre'ns en classificacions i subclassificacions de gèneres.

Ara bé, el «text turístic» constitueix una classe de text molt interessant ja que en la seva producció intervenen factors molt diversos, com ara l'interès comercial, l'interès d'informació o divulgatiu (en el nostre cas sobretot referint-se a la projecció interior i exterior de la realitat catalana), les condicions pràctiques de disseny i impremta etc.

El text turístic sempre comporta un element publicitari o suggestiu a part de l'informatiu. Haverkamp fins i tot escriu: «Tout texte touristique est un texte publicitaire. Il veut vendre une région, une ville, un monument, une abbaye, la Bourgogne [...]».<sup>12</sup>

Aquesta vessant del text turístic es fa evident quan un mateix fullet explicatiu d'una regió no només s'utilitza a l'oficina de turisme de la regió mateixa, sinó també a l'oficina de turisme d'una altra part del país o bé en un stand de fira de turisme. El caràcter més aviat informatiu o publicitari d'un fullet depèn tant de l'entitat editora com del contingut i la funció com dels destinataris del prospecte. En principi podem dir que no ha hi cap text turístic que no tingui cap element publicitari o suggestiu ja que pertany al

<sup>12</sup> 1991: 140.

tipus de text operatiu: «Der operative Texttyp wird konzipiert, um einen Textempfänger [...] in seiner Meinung zu beeinflussen und in seinem Verhalten zu Aktionen oder Reaktionen zu provozieren [...]» (Reiß 1983: 35). Newmark va encara més enllà i en treu la conseqüència: «The success of such a translation [of pragmatic texts] can only be assessed by the readership's subsequent behavior» (Newmark 1988: 133s).

No és, doncs, cap casualitat que en moltes publicacions recents sobre la traducció funcional trobem textos turístics (cf. Elena 1990; Nord 95; Berenguer 1996). Són una classe de textos molt gran, que abraça diversos gèneres i resulta difícil establir el límit amb altres classes com ara textos purament descriptius o informatius (cf. el glossari de menjars típics, Nord 1995: 149) o també amb llibres de cuina, guies de llengua etc.

## 2.2. El text turístic a classe

Proposem tres exemples diferents de textos turístics. No en farem anàlisis exhaustives. Només ens en servirem per explicar el tractament proposat a classe.

- 1) Un plànol guia de la ciutat de Girona
- 2) El prospecte del Museu Marítim de Barcelona
- 3) Un opuscle de la Generalitat sobre la realitat de Catalunya

1) El plànol-guia de Girona, l'edita l'Ajuntament de Girona amb suport de la Direcció General de Turisme de la Generalitat. Segons el dipòsit legal es pot deduir que fou imprès l'any 1990. Ja que està redactat en català, castellà, anglès, francès, italià i alemany podem suposar que va dirigit tant a turistes catalans com forasters o estrangers. Consta d'un full en colors de 45x62cm el qual, plegat del tot, es redueix al tamany de 8x22,5cm, és a dir, es tracta d'un plànol portàtil que es pot desar a la butxaca i desplegar quan sigui necessari.

Una cara del full porta un plànol dibuixat panoràmic de la ciutat antiga, amb números vermells fent referència a llocs topogràfics d'interès específic, i números blaus informant sobre museus i altres institucions. L'altra cara del plànol dona informació sobre els llocs numerats en vermell d'1 a 11, en les respectives llengües esmentades amunt. Per cada lloc hi apareix una fotografia en colors. Un petit mapa explicant la situació geogràfica de Girona complementa aquesta cara del guia. Al plànol panoràmic hi apareixen una línia discontinua, i una altra puntejada suggerint itineraris pel nucli antic de

Girona. La funció del present text forma part de la funció del plànol-guia: informar els turistes que venen a Girona i ajudar-los a trobar el seu camí a peu per la ciutat antiga. El plànol panoràmic és totalment inadequat per recórrer la ciutat amb automòbil o per buscar un carrer, ja que només hi consten mitja dotzena de noms de carrers, resultant així poc pràctic.

Suposem com encàrrec de traducció: «elaborar una versió alemanya del text adreçada a turistes alemanys, austríacs o suïssos i complint la mateixa funció que el text de partida, tot respectant el disseny del fullet original».

Existeixen textos paral·lels del mateix tipus a Alemanya (Nord 1995: 248ss), redactats en alemany i diverses llengües estrangeres. Podem suposar que els alemanys que venen a la ciutat de Girona coneixen aquest tipus de publicació. Malgrat això, es trobaran amb qualque detall estrany com veurem més endavant.

Després de l'anàlisi del prospecte i del text explicatiu ens concentrem en el contingut relacionant-lo amb la funció i els destinataris.

Per «itinerari recomanat», llegenda per la línia discontinua al plànol, trobem *Empfohlener reiseplan*, en alemany (aquí no farem cap crítica de les relativament poques faltes d'ortografia). L'alemany és l'única de les llengües aquí representades que no compta amb cap latinisme com ara «itinerari». Els traductors havien de recórrer al diccionari per trobar un «equivalent».<sup>13</sup> I com malauradament sol passar, s'han equivocat. La paraula *Reise* mai no pot fer referència a un itinerari dins d'una ciutat, d'un parc etc. En aquest cas s'ha d'emprar el terme *Rundweg* oder *Rundgang*. La paraula *Reiseplan* retraduïda al català, suposant un context adient, donaria «itinerari o pla de viatge».

La solució proposada per la línia puntejada, «l'itinerari alternatiu i comercial», és encara més estranya: *zusätzlicher und kommerzieller reiseplan*. A l'error esmentat abans s'hi afegeix un altre concernent l'adjectiu «comercial» que en català vol dir allò que té que veure amb el comerç, tant com a activitat econòmica a gran escala, com dins de l'àmbit de les botigues. En alemany existeixen el substantiu *Kommerz* i l'adjectiu *kommerziell*, referint-se al comerç, l'activitat econòmica, però, primer, tenen una connotació lleugerament negativa — només interessar-se pel benefici propi — i, segon, mai no s'aplicarien fent referència a botigues i compres en un text orientat cap al client; en aquest context es diria *einkaufen*. Podríem proposar *Einkaufsweg*, que sona una mica construït, millor seria *Einkaufsbummel*. «Bummeln» vol dir «anar xino-xano», i combinat amb botiga, «fer compres amb molta tranquil·litat, mirant-s'ho bé»: doncs precisament la intenció d'un fullet turístic com el

<sup>13</sup> Per aquest terme vegeu, entre altres, Nord 1994 i la seva crítica de Koller 1992.

present: invitar els visitants a passejar-se pels carrers, visitar els llocs històrics, fer un cafè o menjar alguna cosa i veure algunes botigues. L'altre adjectiu, *zusätzlich* ens remet al text en català, on llegim «alternatiu». Ens trobem davant d'un d'aquest casos de problemes estilístics del text de partida esmentats més amunt ja que el text català combina dos adjectius no gaire compatibles. I quant Koller, al final del paràgraf citat més amunt, pregunta si el traductor ha de «millorar» el text a la traducció, hem de contestar que sí, és clar que sí. Mentre en el cas d'un text literari podríem entrar en conflicte amb la lleialtat (cf. Nord 1994: 99s) envers l'autor, canviant-li una «falta» intencionada (?), aquí resulta òbvi que fem un favor a la institució que encarrega la traducció i, sobretot, als destinataris si millorem el text. *Alternativer Rundgang durch Geschäftsstraßen* o *Andere reizvolle Gassen mit Gelegenheit zum Einkaufsbummel* serien propostes per solucionar aquest dilema. Evidentment, aquí podrien sorgir altres problemes, originats per la disponibilitat d'espai tipogràfic a la pàgina del fullet.

Sense entrar en detalls sobre les descripcions molt reduïdes dels llocs d'interès tal com les trobem al verso del plànol podem explicar-ne la dificultat principal: la voluntat, per part dels autors de donar un màxim d'informació en un mínim d'espai, suggerint al mateix temps la bellesa del lloc corresponent posa els traductors davant d'una tasca hercúlia. Conèixer personalment la realitat gironina és quasi imprescindible per traduir aquesta part. A més, es necessiten coneixements d'història de l'art.

2) El Museu Marítim de Barcelona, instal·lat a les Reials Drassanes, edita un fullet explicatiu en diversos idiomes. Les mides són 21x10,5cm (plegat) i 21x42cm (desplegat) resp. Sobre les quatre pàgines d'aquell fullet trobem un text amb algunes fotos petites, al verso hi ha la reproducció d'un quadre representant velers (aquesta il·lustració fa de portada i contraportada) i un plànol de l'edifici de les Drassanes amb dades sobre horaris i accessos. L'edició que tenim davant nosaltres és del 1995.

El text està dividit en quatre parts, a saber, «Les Drassanes Reials» sobre l'edifici i la seva història, «Els orígens del museu» sobre la col·lecció, «La gran aventura del mar» i «Catalunya i Ultramar» sobre les respectives exposicions d'aquests noms.

A la primera part ja trobem problemes de contingut ja que el text en català suposa coneixements històrics que la majoria dels alemanys no tenen: la marina medieval catalana i l'expansió de la Coróna d'Aragó per un turista alemany no van lligades de cap manera. El traductor hauria d'explicar aquest fet, encara que sigui juntant les paraules com ho eren els regnes: *die katalanisch-aragonesische Ausdehnungspolitik im Mittelmeerraum*, p. ex.

Amb aquest exemple també hem trobat el problema fonamental de la traducció del prospecte: va massa al peu de la lletra. A part d'errors pleonàstics com ara *architektonische Gebäude* per «conjunt arquitectònic» (literalment: «edificis arquitectònics», hauria de ser *Gebäudegruppe* o *architektonisches Ensemble*; més avall conjunt es tradueix per *Gebiet*, que tampoc no és correcte), ensopeguem amb una frase com la següent, «*Seit dem XVIII Jahrhundert, nach aufeinanderfolgenden Verbesserungen und Erweiterungen, wurden die Werften für den militärischen Gebrauch bestimmt*» per «A partir del segle XVIII, després de successives millores i ampliacions, les Drassanes foren destinades a usos militars». Si deixem de banda problemes de puntuació i el fet de que números de segles en alemany mai no van en xifres romanes sinó en àrabs, ens podem concentrar en la part estilística. Podem traduir la frase en passiva, típica per relatar fets en alemany: *Die Werften sind mehrfach erweitert und umgebaut worden und wurden seit dem 18. Jh. militärisch genutzt* o bé *Nach mehreren Erweiterungen und Umbauten wurden die Werften seit dem 18. Jahrhundert militärisch genutzt / Seit dem 18. Jh., nach mehreren Erweiterungen und Umbauten, wurden die Werften militärisch genutzt*. La frase que consta al prospecte és llegible i comprensible però «no sona molt alemany». Les nostres propostes són el resultat d'un anàlisi de contingut seguit d'una fase de reflexió i la posterior expressió del mateix contingut en alemany, tal i com ho vàrem fer a la classe de traducció inversa.

Donem un altre exemple d'adaptació a la funció i els destinataris del text traduït. «Horari» es tradueix correctament per *Öffnungszeiten*, però «Dies de tancament anuals» per *Jährliche Feiertage*. Aquí ajuda qualsevol text paral·lel alemany on posa a l'apartat corresponent: *Geschlossen am* (Tancat els dies:); la traducció oferta no és «falsa» lògicament, sinó infringeix les convencions d'aquest tipus de text en alemany. La mateixa crítica val per *Zufahrten* per «accessos» que hauria de ser *Verkehrsverbindungen* (ja que no es tracta dels accessos físics a l'edifici).

Aquests i altres errors ens fan presumir que es tracta d'una TI que s'hauria pogut perfeccionar amb una correcció per part d'un professional nadiu. No obstant, hem d'admetre que també es troben traduccions amb errors semblants fetes per nadius residents des de molts anys a l'estranger i que pateixen interferències de la llengua que els envolta quotidianament.

3) Com a últim exemple en el present apartat ens referim a un opuscle editat per la Generalitat de Catalunya i que va dirigit als visitants forasters i estrangers per fer-los conèixer la realitat catalana. El títol «Ets a Catalunya» s'ha traduït correctament per *Sie befinden sich in Katalonien*, tenint en compte que per alemanys (a no ser que siguin molt joves o estudi-

ants) és inconcebible ser tractats de «tú» per un desconegut i menys en un text informatiu o publicitari. Ara bé, la frase escollida sona una mica massa seca, una solució més agradable i més funcional seria *Herzlich willkommen in Katalonien* (que potser canviaria el concepte i la idea del llibret). Per la frase «Ets en un país preparat» sí que va *Sie befinden sich in einem gut vorbereiteten Land*, ja que al apartat amb aquest títol s'especifica què vol dir aquí «preparat».

Troblem, però, faltes com ara la següent: «[...] a Catalunya hi trobareu també les diversions més actuals i sofisticades [...]» que s'ha traduït per: *in Katalonien [sind] natürlich auch die moderneren, weniger populären Arten der Vergnügung vertreten*. En aquest cas, suposem un anomenat fals amic, ja que popular i *populär* no fan referència al mateix camp semàntic. *Populär* es diu d'allò que té èxit, allò que el públic veu amb bons ulls. La negació dona un aire estrany a aquesta frase. Proposem: *in Katalonien sind natürlich auch die neuesten und ausgefallensten Arten der Unterhaltung zu finden* (a més dels costums populars tradicionals esmentats).

### 2.3 Ideal i realitat

Encara que ja trobem molts textos turístics en traduccions acceptables, encara hi ha massa feina mal feta malgrat la importància que té el sector per a Catalunya i altre regions d'Espanya.

La constel·lació ideal — en el sentit de màxima competència amb un mínim esforç — seria un traductor alemany (o austríac o suís) vivint a Catalunya i familiaritzat amb la realitat del país traduint informacions a l'alemany per als seus compatriotes turistes o bé una traductora catalana vivint a Alemanya, Àustria o la Suïssa alemanya i bona coneixedora de les respectives realitats traduint informacions sobre la regió o la ciutat en qüestió per als seus compatriotes de visita allà. En molts casos de la vida real aquesta combinació no s'aprofita per raons de falta d'una visió més ampla de les coses («però si tenim aquí a en Joan, que sap una mica d'alemany») o de la (presumpta) falta de recursos econòmics per poder pagar un professional estranger (en comparació amb Alemanya — on els traductors es queixen, i amb raó — els honoraris per traductors a Espanya són irrisoris).

Un bon exemple (de TD) és el prospecte dedicat a l'antiguitat i la prehistòria de la sèrie «Rutes de [...]» del Departament de Comerç, Consum i Turisme: ha estat traduït pel catalanista alemany Hans-Ingo Radatz, el nom del qual consta al mateix prospecte. Tal com hem dit més amunt, en termes generals és millor des del punt de vista lingüístic fer TD. Nogensmenys, a la

pràctica resulta ser molt més difícil disposar de traductors de català amb alemany com a llengua A. Precisament perquè ens sembla quasi impossible fer traduir per alemanys tots els fullets turístics en català, proposem promoure la TI per aquests textos.

Entre els problemes amb els que es veuen confrontats els traductors destaquem la definició insuficient dels destinataris dels textos catalans: són escrits per a catalans, per a catalanoparlants forasters (mallorquins, valencians, rossellonesos o altres), o bé ja per ésser traduïts a les respectives llengües estrangeres? Quasi sempre el traductor és també adaptador i redactor, és a dir, expert en cultura i investigador pel seu compte si vol garantir la funcionalitat del text traduït. Reiß (1983) escriu sobre els textos «operatius» que el traductor s'ha de posar al lloc del destinatari de la traducció, «er wird im Interesse der Sache und inspiriert vom Vorgehen des Originalverfassers selbst zum Autor, der [...] Garant für die Wahrung [...] des Textapells ist» (87). Haverkamp és encara més explícit: «[...] je suis convaincu que le travail d'un traducteur ne consiste souvent justement en des traductions [...] mais en une adaptation du texte de la langue de départ à la mentalité du pays cible» (1991: 139).<sup>14</sup>

Per il·lustrar aquesta idea del «traductor com a embaixador», Haverkamp explica que el traductor ha d'adaptar el text que tradueix als textos de la mateixa classe existents al país corresponent. Ell presenta el cas d'un prospecte de la Borgonya amb un text molt elaborat en francès per interessar els potencials turistes, que encara que estigui molt ben traduït a l'alemany des del punt de vista estilístic, no compleix la mateixa funció que el text francès perquè els alemanys esperen trobar un altre tipus de text, una altra manera de presentar la informació turística. Encara que no compartim del tot l'opinió de Haverkamp, massa maniqueïsta a vegades, hem de subratllar que hi ha diverses tradicions de textos turístics. Mirem, p. ex. les guies verdes de «Michelin» i les guies «Baedeker» o «Polyglott»: ofereixen una visió força semblant del món estranger: classificat per monuments que valguin o no la visita, titllats amb estrelles. Ara bé, per la guia vermella de «Michelin», la dels restaurants i hotels, no hi ha cap equivalent a Alemanya. Sense negar que

<sup>14</sup> Amb aquest concepte generós de «traducció» ens separem de definicions molt estrictes com ara la de Karla Déjean Le Féal «La traduction est un texte dans une langue X de style équivalent et d'une qualité rédactionnelle au moins égale à celle du texte original et destinés à transmettre le même message à la même catégorie de lecteurs et dans le même but que le texte original» (1993: 156; emfasitzat per l'autora). Aquesta definició de traducció és del tot teòrica i no té gaire relació amb la realitat tal com ens la trobem cada dia.

qualsevol comportament, també el dels turistes, sigui susceptible de canvis, podem assegurar que per als alemanys els menjars no tenen de cap manera la importància que li concedeixen els francesos. Heus aquí perquè durant molts anys els alemanys no presentaven dificultats a l'hora del dinar o sopar: els oferien un plat mitjanament conegut i estaven contents. Però, quant les habitacions no estaven endreçades, els museus tancats, els autobusos eren impuntuals...

A Alemanya també hi ha altre tipus de guies com ara els «Merian» o «DuMont» que donen informacions sobre costums populars, llocs autèntics, monuments més aviat amagats etc. Hem de tenir ben clar a qui ens dirigim amb la traducció d'un text turístic. A la pràctica això resulta encara més difícil ja que el sector turístic és un dels més sensibles quant a canvis de modes i destins.

Un ajut no gens menyspreable en aquest aspecte és un encàrrec de traducció ben clar i explícit. Si els traductors saben per a quin públic han de traduir el text, els és molt més fàcil documentar-se adequadament.

Un altre problema que surt gairebé sempre en textos turístics és el dels noms propis de menjars típics, costums tradicionals etc., és a dir les «reàlia». Claudia Seibel (1994) s'ha ocupat d'aquesta problemàtica des de la perspectiva de la TI, traduint articles de diari. Segons la seva classificació (280), també en textos turístics podem diferenciar entre diverses solucions per aquestes paraules:

no-traducció: la sardana — *die Sardana* (suposant que el context n'expliqui el significat)

amb un adjectiu o substantiu explicatiu: *der Sardana-Tanz*

amb una aposició: *die Sardana, der Nationaltanz der Katalanen*

amb una explicació entre parèntesi: *die Sardana (ein beliebter katalanischer Volkstanz)*

sense traducció explícita: *ein katalanischer Volkstanz / der katalanische Nationaltanz*

És clar que no pot haver-hi cap solució general per traduir reàlia. No obstant això, quan ho permeti l'espai disponible proposem posar el nom en la llengua de partida i una traducció explicativa entre parèntesi o guions per facilitar la comprensió del text, i en el cas de textos turístics, agilitzar el tracte en botigues, restaurants i altres indrets. Aquest és el mètode que han adoptat els traductors (anònims) de la versió alemanya del prospecte «Catalunya Benvinguts» de la Direcció General de Turisme de 1992, encara que a vegades

s'equivoquin; parlant de la cuina catalana posen: «conill amb ametlles (*Hase [sic!] mit Mandeln*)» (cf. Bretthauer 1987: 217).

Com a últim punt voldríem esmentar que una bona traducció funcional a l'alemany d'un text turístic, entenent-lo com a text operatiu, hauria d'adaptar-se molt més al públic alemany, fent al·lusions sobre les relacions històriques germano-catalanes etc. Com a exemple podríem mirar l'apartat sobre el teatre i la música del prospecte «Catalunya Benvinguts». No se sentiria més agafat per la tradició musical catalana qualsevol alemany melòman si li expliquessin que a Catalunya va haver-hi una moda wagneriana, i que al Palau de la Música Catalana hi ha un bust de Beethoven?

### 3 Conclusions

Esperem haver demostrat amb el present article que la TI constitueix un element substancial de la vida professional dels traductors i, per tant, s'ha de tenir en compte a l'hora de la didàctica de la traducció.

Si l'objectiu de la classe de traducció, tant de la inversa com de la directa, és la formació de bons professionals que siguin capaços de traduir textos d'una manera autònoma, responsable i eficaç no ens podem tancar dins de la famosa torre d'ivori sinó que hem de sortir-ne per poder preparar els nostres estudiants per a una dura però gratificant vida professional, tal com ho diu Wilss (1992: 57): «Die Aufgabe des Übersetzungsunterrichts besteht darin, berufsrelevante Kenntnisse zu vermitteln und übersetzerische Verhaltensweisen so zu disziplinieren, daß Qualität und Schnelligkeit gleichermaßen zu ihrem Recht kommen.»<sup>15</sup>

Allison Beeby (1996a: 60s) també fa referència al mercat laboral a Barcelona i a la Costa Brava (al turisme!) per il·lustrar la importància de la TI. Ja que l'encàrrec de TI forma part de la vida professional hem d'ensenyar als estudiants les tècniques corresponents.

Potser el més important per a tots els professionals de la traducció és una major responsabilitat envers l'autor del text a traduir, la persona que ens encarregà la traducció i el destinatari d'aquesta, però sobretot envers el producte de la nostra feina: el text traduït. Un text que per a aquells que el llegeixen hauria de ser un «original», ja que està traduït — també al sentit de «treballat» o «adaptat» — per a ells. L'ètica professional tal i com ho proposa Chris Durban (1996) hauria d'incloure als traductors a abstenir-se de fer

<sup>15</sup> Vegeu també els «Case Studies in Teaching Translation» de Gerzymisch-Arbogast i Schnatmeyer (1991), que, entre altres, treballen amb textos publicitaris.

traduccions per a les quals no tenen la formació adequada i de signar amb el seu nom aquelles que són prova convincent de llurs capacitats. Però també cal apel·lar als responsables de l'àrea turística de recórrer a traductors professionals que els lliuran un treball ben fet i signat amb el seu nom. El text traduït haurà passat una revisió per part d'un traductor (o d'un altre professional de la llengua) nadiu. Tenint en compte la importància del sector turístic per a l'economia espanyola és del tot inacceptable espatllar una feina només per estalviar-se un honorari d'un segon corrector, sobretot quan es tracta d'un text destinat a un públic molt nombrós!

No voldríem concloure la present aportació sense fer referència a un text «clàssic», el «über das pedantische der deutschen sprache» de Jakob Grimm. Molt sovint se'n cita una frase esdevinguda celebre: «übersetzen ist übersetzen, traducere navem. wer nun, zur seefahrt aufgelegt, ein schiff bemannen und mit vollem segel an das gestade jenseits führen kann, musz dennoch landen, wo andrer boden ist und andre luft streicht.»<sup>16</sup> En efecte, es tracta d'una imatge molt captivadora, i a més, Grimm, sembla referir-se a la traducció inversa! Al cap i a la fi, parla de portar la barca cap allà on bufen altres vents, «an das gestade jenseits [...] i no com Jacques Catteau (1991: 8) qui ens diu explícitament: «Traduire, c'est ramener un texte d'une rivage étrangère sur la rive maternelle». Esperem, doncs, que amb el present article hagim pogut defensar la traducció inversa i il·lustrar la importància que té, sobretot en el moment de portar gent de fora a les costes dels Països Catalans.

#### Bibliografia

- Amman, Margret (1989): «"Landeskunde" in der Translatorsausbildung», en: *TexTconTexT* 1-2, 1989, p. 90-105.
- Beeby Lonsdale, Allison (1996a): «La traducción inversa», Hurtado Albir (ed.) 1996, p. 57-78.
- Beeby Lonsdale, Allison (1996b): *Teaching translation from Spanish to English — Worlds beyond Words*, Ottawa University Press 1996.

<sup>16</sup> Citat segons K. Reiß in: Ortega y Gasset, *Miseria y Esplendor de la Traducción — Elend und Glanz der Übersetzung*, München (dtv) 1977 / <sup>2</sup>1983: 83s. Aquesta metàfora ha donat el nom al volum dedicat a Katharina Reiß, *TRADUCERE NAVEM*, ed. per Justa Holz-Mänttari i Christiane Nord, Tampere 1993. Vegeu-ne la ressenya de Luisa Liefländer-Koistinen in: *Target* 6:2, 1994: 253-255.

- Berenguer, Laura (1996): «Didáctica de segundas lenguas en los estudios de traducción», en: Hurtado Albir (ed.) 1996, p. 9-29.
- Bretthauer, Peter (1987): «Der Übersetzer als Kulturexperte», *TexTconTexT* 1/87, p. 216-226.
- Catteau, Jacques (1991): «Les masques du traducteur», en: *équivalences* 20e/1-2 1991, p. 7-18.
- Déjean Le Féal, Karla (1993): «Pédagogie raisonnée de la traduction», en: *Meta* vol 38, no2 Juin 1993, p. 155-197.
- Durban, Chris (1996): «Professionalism in Translation», en: *Hieronymus* 1/96, p. 12-19.
- Elena Garcia, Pilar (1990): *Aspectos teóricos y prácticos de la traducción alemán-castellano*, Salamanca 1990.
- Elena Garcia, Pilar (1996): «La documentación en la traducción general», en: Hurtado Albir (ed.) 1996, p. 79-90.
- Gémar, Jean-Claude (1996): «Les sept principes cardinaux d'une didactique de la traduction», en: *Meta* XLI, 3, 1996, p. 495-505.
- Gerzymisch-Arbogast, Heidrun / Schnatmeyer, Ursula (1991): «Case Studies in Teaching Translation», en: *ATA* V 1991, p. 235-253.
- Haverkamp, Claus (1991): «Le traducteur comme ambassadeur expliqué par l'exemple de la traduction des textes touristiques», en: *Terminologie et Traduction*, 2/91, p. 139-144.
- Hönig, Hans G. (1997): *Konstruktives Übersetzen*, Tübingen (Stauffenburg) <sup>2</sup>1997.
- Hönig, Hans G. / Kußmaul, Paul (1991): *Strategie der Übersetzung*, Tübingen (Gunter Narr) <sup>3</sup>1991 (1a ed. 1983).
- Hurtado Albir, Amparo (ed.) (1994): *Estudis sobre la Traducció*, Castelló (Universitat Jaume I).
- Hurtado Albir, Amparo (ed.) (1996): *La Enseñanza de la Traducción*, Castelló (Universitat Jaume I).
- Koller, Werner (1992): *Einführung in die Übersetzungswissenschaft*, Heidelberg 1992 (4a ed.).
- Lederer, Marianne (1994): *La traduction aujourd'hui — le modèle interprétatif*, Paris 1994 (Hachette).
- Nord, Christiane (1994): «Traduciendo funciones», en: Hurtado Albir (ed.) 1994, p. 97-112.
- Nord, Christiane (1995): *Textanalyse und Übersetzen*, Heidelberg (Groos) <sup>3</sup>1995 (1a ed. 1988).
- Nord, Christiane (1996a): «El error en la traducción: categorías y evaluación», en: Hurtado Albir (ed.) 1996, p. 91-107.

- Nord, Christiane (1996b): «Textos auxiliares en la didáctica de la traducción», conferencia dictada a la Universitat Pompeu Fabra, Barcelona, 31-10-96.
- Ortega y Gasset, José (1983): *Miseria y Esplendor de la Traducción / Elend und Glanz der Übersetzung*, ed. Katharina Reiß, München 1977/83 (dtv).
- Reiß, Katharina (1983): *Texttyp und Übersetzungsmethode*, Heidelberg (Julius Groos) <sup>2</sup>1983.
- Reiß, Katharina (1986): *Möglichkeiten und Grenzen der Übersetzungskritik*, München (Hueber) <sup>3</sup>1986.
- Seibel, Claudia (1994): «Die Problematik des Übersetzens von Realienbezeichnungen», en: *Sendebare* 5/94, p. 275-281.
- Stolze, Radegundis (1988): «Zum Gebrauch von Wörterbüchern beim Übersetzen», en: *TexTconTexT* 1/88, p. 43-62.
- Vermeer (1993): «Wie lernt und lehrt man Translatorisch(-)», en: *Lebende Sprachen* 1/93, p. 5-8.
- Wilss, Wolfram (1992): «Was ist Übersetzungsdidaktik? Versuch einer Faktorenanalyse», en: *Lebende Sprachen* 2/92, p. 65-60.
- Witte, Heidrun (1989): «Zur didaktischen Vermittlung translatorischer Kultur- und Sprachkompetenz — Ein kontrastives Modell» —, en: *TexTconTexT* 4/89, p. 205-231.

#### Material utilitzat

- Plànol-guia de la ciutat de Girona, Ajuntament de Girona 1990.
- Guia del Museu Marítim de Barcelona, 1995.
- Prospecte «Catalunya Benvinguts», del Departament de Comerç, Consum i Turisme de la Generalitat de Catalunya, 1992.
- Prospecte «Routen der Antike und Vorgeschichte in Katalonien» de la sèrie «Rutes de [...]» Departament de Comerç, Consum i Turisme de la Generalitat de Catalunya, 1994.
- Opuscle «Ets a Catalunya» de la Generalitat de Catalunya, 1996.

## Buchbesprechungen / Recensions

Ramon Lull [sic]:

*Das Buch vom Heiden und den drei Weisen,*  
übersetzt und herausgegeben von Theodor Pindl,

Stuttgart: Philipp Reclam jun., 1998, ISBN 3-15-009693-6, 306 S.

Gleichsam als eine etwas verspätete, aber darum nicht weniger bedeutende Festgabe zum vierzigjährigen Bestehen des Raimundus-Lullus-Institutes in Freiburg i. Br. ist Anfang dieses Jahres die deutsche Übersetzung von Ramon Llull's *Liber de gentili et tribus sapientibus* (kat. *Llibre del gentil e dels tres savis*) herausgekommen. Dabei machen insbesondere zwei Umstände das Erscheinen dieses Buches zu einem bedeutenden Ereignis für alle, die an Ramon Llull und der katalanischen Kultur interessiert sind. Zum einen ist die vorliegende Ausgabe nicht nur die erste vollständige Übersetzung dieses Werkes ins Deutsche, welche die sehr fragmentarische Auswahlübersetzung<sup>1</sup> von Xosé und Elisabeth Schaible ablöst, sondern zugleich die erste vollständige Übersetzung eines Werkes von Ramon Llull ins Deutsche überhaupt.<sup>2</sup> Zum anderen wird die Tatsache, daß dieses Buch in einem so bekannten Verlag wie Philipp Reclam erscheint, für seine Rezeption ausgesprochen förderlich sein, so daß das *Buch vom Heiden und den drei Weisen* zumindest für die nächsten Jahre dasjenige Werk Llulls sein wird, über das die meisten deutschsprachigen Leser in einen ersten unmittelbaren Kontakt mit dem faszinierenden Denken des Mallorquiners treten werden. Und in der Tat eignet sich diese Schrift, die einen herausragenden Beitrag zum interreligiösen Diskurs im Mittelalter darstellt, sehr gut als Einstieg in das Denken des *doctor illuminatus*, präsentiert sie doch die Grundzüge der bekannten llullischen Kombinatorik in höchst anschaulicher und zugleich ästhetisch und literarisch kunstvoller Weise. So führt die Rahmenerzählung die drei weisen Vertreter der großen Weltreligionen zunächst durch einen Wald zu einem meisterhaft beschriebenen *locus amoenus*, in dessen Mitte

---

<sup>1</sup> Ramon Lull [sic]: *Buch vom Heiden und den drei Weisen*, Freiburg i. Br.: Herder, 1986. Siehe hierzu auch die Besprechung von Axel Schönberger und Tilbert Stegmann in der *Zeitschrift für Katalanistik* 1 (1988), S. 244.

<sup>2</sup> Selbst die hervorragende von Charles Lohr edierte zweisprachige Studienausgabe der *Neuen Logik* (Hamburg: Felix Meiner Verlag, 1985) gibt nicht den gesamten Originaltext wieder.



fünf große Bäume stehen, deren Blüten binäre Kombinationen der Llullschen Grundprinzipien eingeschrieben sind. Hier nun werden die drei Weisen und mit ihnen der Leser von der Dame Intelligenz anhand der Bäume in die Funktionsweise der Kombinatorik eingeführt, bevor sie dann mit ihrer Hilfe dem verzweifelten Heiden die trostspendende Heilswahrheit ihres jeweiligen Glaubens rational darzulegen versuchen. Dabei wird der Übersetzer und Herausgeber Theodor Pindl, der in der Vergangenheit bereits mit verschiedenen Arbeiten zu Llull und insbesondere zum *Breviculum* hervorgetreten ist, mit seiner Übertragung bis auf wenige Ausnahmen<sup>3</sup> sowohl den philosophischen als auch literarischen Qualitäten des Werkes gerecht und liefert einen gut lesbaren Text. Allerdings basiert seine Übersetzung nicht auf der kritischen Edition des katalanischen Textes von Antoni Bonner,<sup>4</sup> die dieser nach der Herausgabe zweier Studienausgaben 1993 in der Reihe *Nova edició de les obres de Ramon Llull* veröffentlicht hat, sondern greift auf die 1721 erschienene und 1965 nachgedruckte lateinische Ausgabe von Ivo Salzinger zurück. Dies ist um so erstaunlicher, als die Mainzer Ausgabe von Ivo Salzinger bekanntermaßen zahlreiche Modifikationen hinsichtlich der Satzordnung und der Wortwahl durch die Hand des Herausgebers erfahren hat.

Was die Lektürehilfen zum Text für alle mit Llull noch nicht vertrauten Leser anbelangt, so hätte man sich einen größeren Anmerkungsapparat wünschen können, denn die knapp über dreißig Anmerkungen reichen bei einem nahezu 250seitigen Text als Erläuterung kaum aus. Desgleichen springt das Fehlen einer ein- bzw. weiterführenden Bibliographie ins Auge, welche gerade bei einem in Deutschland zumindest in Laienkreisen noch wenig bekannten Denker eine sinnvolle Ergänzung gewesen wäre. Hierfür entschädigt allerdings das ausgezeichnete und sehr ausführliche Nachwort des Herausgebers. Dieses erteilt nicht nur Auskunft über Llulls Leben und seine Zeit, sondern bietet auch eine leicht verständliche Einführung in seine *ars combinatoria*, mit der Theodor Pindl über die ersten im *Buch vom Heiden und den drei Weisen* entwickelten Ansätze der Kombinato-

<sup>3</sup> Unangemessen erscheint insbesondere die bereits auf der ersten Seite zu lesende Übersetzung von «scientia intellectualis» als «Geisteswissenschaft». Dieser Begriff ist nicht nur anachronistisch im Hinblick auf die in der heutigen Form im Mittelalter nicht vorhandene Unterscheidung zwischen Natur- und Geisteswissenschaft, sondern widerspricht auch Llulls Selbstverständnis, demzufolge seine Wissenschaft eine Protowissenschaft darstellt und folglich vor aller Ausdifferenzierung in verschiedene Wissenszweige liegt.

<sup>4</sup> Ramon Llull: *Llibre del gentil e dels tres savis*, Antoni Bonner (Hrsg.), Palma: Patronat Ramon Llull, 1993.

rik hinausgeht bis zu ihrer vollendeten Gestalt in den letzten großen Werken Llulls. Sein Nachwort schließt mit einem interessanten Ausblick auf die Auswirkungen des llullischen Denkens von Thomas Le Myésier über Giordano Bruno, Nikolaus von Kues und Leibniz bis zu Ivo Salzingers großem Editionsprojekt der *Raymundi Lulli Opera omnia*. Mit diesem bricht sein Abriss der llullistischen Tradition ab, obwohl es an dieser Stelle sicher angebracht gewesen wäre, noch einen kurzen Hinweis auf die ausgezeichnete Editionsarbeit des Raimundus-Lullus-Institutes auch in unseren Tagen zu geben. Vermutlich war es (falsche) Bescheidenheit, die Theodor Pindl, der selbst an der Edition der *Raimundi Lulli Opera Latina* beteiligt war, dazu veranlaßte, dieses jüngste Kapitel in der Llull-Forschung zu übergehen.

Lobende Erwähnung verdient schließlich noch die ganz im Geiste Llulls gehaltene reiche Illustration der Ausgabe. So enthält das Nachwort neben den Figuren A und T aus der *Ars brevis* auch vier der zwölf herrlichen Miniaturen aus dem *Breviculum* mit Schlüsselszenen aus dem Leben Llulls. Ganz besonders ist es dem Verlag auch zu danken, daß er sich entgegen seiner üblichen Editionsnormen nach anfänglichem Zögern doch dazu entschieden hat, die Abbildungen der fünf Bäume in den Text aufzunehmen.

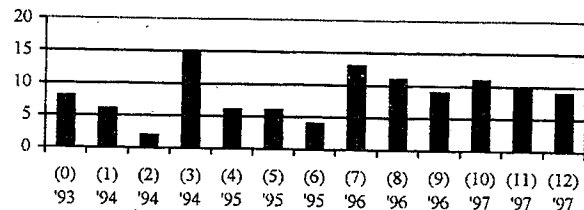
Insgesamt liegt damit ein sehr anregendes Buch für alle vor, die sich mit mittelalterlicher (katalanischer) Philosophie und Literatur befassen oder befassen wollen. Bleibt zu hoffen, daß mit der vorliegenden Übersetzung das auf eine jahrhundertelange Tradition zurückblickende akademische Interesse an Llull in Deutschland endlich auch in eine breitere Öffentlichkeit getragen wird.

Alexander Fidora  
(Frankfurt am Main)

*Notas. Reseñas iberoamericanas. Literatura, sociedad, historia*, Bd. 0-12,  
Frankfurt am Main: Vervuert, 1993-1997, ISBN 0945-8301

Obwohl *Notas* erst vor vier Jahren das Licht der Welt erblickte, steckt das von Walther Bernecker, Frauke Gewecke, Christoph Strosetzki und Manfred Tietz herausgegebene Rezensionsorgan schon lange nicht mehr in den Kinderschuhen, sondern ist in kürzester Zeit zu einem unentbehrlichen

chen Hilfsmittel für alle geworden, die sich in der Welt der Iberoromania bewegen. Erfreulicherweise gilt dies nicht nur in bezug auf die beiden Protagonisten im ibero-amerikanischen Reigen, Lateinamerika und Spanien, sondern ebenso für die Literatur und Kultur Kataloniens, die in zunehmendem Maße Berücksichtigung finden.<sup>1</sup> So zeichnet sich seit der Gründung von *Notas* im Jahr 1993 eine deutliche Präsenz katalani(sti)scher Rezensionen ab, die sich in den letzten zwei Jahren auf durchschnittlich zehn Besprechungen pro Ausgabe eingependelt haben und damit ein Zehntel aller Rezensionen stellen:



Der Großteil der Besprechungen katalani(sti)scher Titel ist in der von Christoph Strosetzki und Manfred Tietz unter der Mitarbeit von Pere Joan i Tous geleiteten Sektion «Literaturas hispánicas: Historia y crítica»<sup>2</sup> erschienen. In über 60 Rezensionen zumeist soeben erst erschienener literaturwissenschaftlicher Arbeiten wird hier nahezu das gesamte Spektrum der katalanischen Literatur vom Mittelalter bis in unsere Tage hinein erfaßt. Als unermüdliche Rezensenten haben sich dabei neben Valentí Fàbrega v.a. die beiden Katalanischlektorinnen Assumpta Terés i Illa (Bremen und Hamburg) und Pilar Arnau i Segarra (Bochum) erwiesen. Ein weiteres Forum für katalani(sti)sche Rezensionen bildet die von Walther Bernecker betreute Sektion «Historia y ciencias sociales: España y Portugal», in der etwa 40 Besprechungen veröffentlicht wurden. Besondere Erwähnung verdient hier das kompetente Engagement des bis vor kurzem in Frankfurt am Main dozierenden Gesellschaftswissenschaftlers Klaus-Jürgen Nagel, der als ständiger Mitarbeiter von *Notas* eine große Zahl von Rezensionen beigetragen hat.

<sup>1</sup> Für Portugal hingegen läßt sich eine parallele Entwicklung leider (noch) nicht feststellen. Seit *Notas* 10 ist zwar die Sektion «Historia y ciencias sociales: España» um ein «y Portugal» ergänzt worden, Rezensionen portugiesischer Titel sind jedoch selten.

<sup>2</sup> Man beachte den Plural «Literaturas hispánicas», der ab *Notas* 6 erscheint. Vorher war diese Sektion lediglich als «Literatura española: Historia y crítica» rubriziert.

Neben weiteren Rezensionen von renommierten Katalanisten wie Horst Hina finden sich in beiden Sektionen auch zahlreiche Besprechungen aus den Reihen des wissenschaftlichen Nachwuchses, dem die Herausgeber erfreulich viel Platz einräumen. Damit sind in den vergangenen Jahren insgesamt über 100 Rezensionen katalani(sti)scher Titel in *Notas* erschienen.

Übertroffen wird dieses bereits beachtliche Ergebnis noch durch die in der obenstehenden Graphik nicht berücksichtigten Forschungsberichte, in denen die jüngste Literatur zu spezifischen Themenkomplexen vorgestellt wird. Bislang sind zwei katalanistisch relevante Forschungsberichte erschienen, die beide aus der Feder von Klaus-Jürgen Nagel stammen. Dieser stellt insgesamt nahezu 50 Titel zur Agrargeschichte Kataloniens (*Notas* 7) und zum katalanischen Nationalbewußtsein (*Notas* 12) vor. Die durchweg positive Entwicklung der katalanischen Präsenz in *Notas* wird sich allem Anschein nach auch in den nächsten Ausgaben fortsetzen. So darf der Leser mit Spannung einen demnächst in *Notas* 13 erscheinenden Forschungsbericht von Pilar Arnau i Segarra zur rezenten Bibliographie über den großen valencianischen Essayisten Joan Fuster erwarten.

Bei allem Lob muß jedoch abschließend noch auf einen nicht geringfügigen Schönheitsfehler aufmerksam gemacht werden. Während spanisch- und portugiesischsprachige Publikationen ausnahmslos in der jeweiligen Landessprache rezensiert werden, gilt dies nicht für katalanische Titel. Vielmehr ist ein erheblicher Teil der Rezensionen katalanischer Titel auf spanisch verfaßt, was insbesondere bei Besprechungen von Veröffentlichungen zur nationalen Identität Kataloniens zuweilen recht grotesk wirkt. Man darf jedoch hoffen, daß die Herausgeber, die bisher mit ihrer vorbildlichen Aufgeschlossenheit gegenüber der katalanischen Literatur und Kultur große Sensibilität für die *causa catalana* bewiesen haben, diese Inkonsequenz bald beheben werden.

Alexander Fidora  
(Frankfurt am Main)

**Jaume Pomar:**

*El meu Llorenç Villalonga*, Palma: Moll, 1995  
(Biblioteca Raixa; 153), 145 pàgines.

*La raó i el meu dret. Biografia de Llorenç Villalonga*, Palma: Moll, 1995  
(Col·lecció Els treballs i els dies; 38), 490 pàgines.

*Llorenç Villalonga i el seu món*, pròleg de Damià Pons i Pons,  
Binissalem: Di7 Edició, 1998, 170 pàgines.

**Damià Ferrà-Ponç:**

*Escrits sobre Llorenç Villalonga*, pròleg i edició a cura de  
Pere Rosselló Bover, Barcelona: Universitat de les Illes Balears /  
Publicacions de l'Abadia de Montserrat, 1997,  
(Biblioteca Miquel dels Sants Oliver; 6), 276 pàgines.

**Joaquim Molas / Maria Josepa Gallofré (coord.):**

«Vida i obra de Llorenç Villalonga II»,  
en: *Randa* 34, Barcelona: Curial Edicions Catalanes, 1994,  
160 pàgines.

«Centenari de Llorenç Villalonga»,  
en: *Estudis Baleàrics* 57, Palma:

Institut d'Estudis Baleàrics / Conselleria d'Educació,  
Cultura i Esports del Govern Balear (febrer / maig 1997),  
150 pàgines.

**Pere Rosselló Bover:**

«*Bearn o la sala de les nines*» de Llorenç Villalonga,  
Barcelona: Empúries, 1993 (Les Naus d'Empúries /  
Quaderns de Navegació; 12), 105 pàgines.

**Manuela Alcover:**

*Llorenç Villalonga i les Belles Arts. Un ideari estètic  
noucentista*, pròleg de Maria del Carme Bosch, Palma:  
Documenta Balear, 1996  
(Menjants; 16), 245 pàgines.

*Zeitschrift für Katalanistik* 11 (1998), 174-184  
ISSN 0932-2221

## Antecedents

La producció de Llorenç Villalonga (Ciutat de Mallorca 1897-1980) gaudeix, malgrat la seua fama tardana, d'un nombre considerable d'estudis. Si mirem anys enrere, percebem que fou la introducció de Joaquim Molas al primer volum de les *Obres Completes* (1966)<sup>1</sup> el treball que podria considerar-se com l'inici de la investigació rigorosa sobre la bibliografia villalonguiana.

Molts han estat els autors que seguien les passes de Molas, com ara Joan Alegret, M. Carme Bosch, Maria Josepa Gallofré, Josep M. Llompart, Josep Massot i Muntaner, Antoni Nadal, Rosa M. Delor, etc., seria pràcticament impossible comentar-ne ací la nòmina sencera dels autors d'articles.<sup>2</sup> Malgrat la dificultat selectiva que imposa l'abundor, voldria destacar-hi alguns volums apareguts a la dècada dels vuitanta. En aquest context, sobresurt la tasca de Jaume Vidal Alcover, autor fecund d'estudis crítics villalonguians, que aplegà materials de diversos orígens en el tom *Llorenç Villalonga i la seva obra* (1980),<sup>3</sup> i només quatre anys més tard aparegué el seu monogràfic que ofería una visió panoràmica d'aquest *opus*, titulat *Llorenç Villalonga (o la imaginació raonable)* (1984).<sup>4</sup> El novel·lista Baltasar Porcel també recollí els seus escrits dispersos en *Els meus inèdits de Llorenç Villalonga* (1987)<sup>5</sup> —paradoxalment, no eren pas tots originals sinó que n'hi havia de publicats. Aquests treballs són d'indole ben personal, en els quals l'autor es fixa uns vessants més aviat extraliteraris.

Un altre enfocament és el que li adreçà Josep M. Llompart, de qui subratllaria molt especialment el seu pròleg a l'edició de *Mort de Dama* de 1987,<sup>6</sup> una anàlisi molt acurada d'aquesta novel·la de Villalonga que generà un

<sup>1</sup> Joaquim Molas: «El mite de Bearn en l'obra de Llorenç Villalonga», en: Llorenç Villalonga: *Obres Completes I — El mite de Bearn*, Barcelona: Edicions 62, 1966, pp. 7-29. Malauradament, aquesta edició no tingué continuació.

<sup>2</sup> El professor de la UIB Pere Rosselló ha realitzat diverses llistes bibliogràfiques molt completes sobre els estudis villalonguians publicats fins a principi dels noranta. Vegeu Pere Rosselló Bover: «Bibliografia», en: Llorenç Villalonga: *La bruixa i l'infant orat*, València: Eliseu Climent, Editor, 1992, pp. 195-212, i *idem*: «*Bearn o la sala de les nines*» de Llorenç Villalonga, Barcelona: Empúries, 1993, pp. 99-103.

<sup>3</sup> Jaume Vidal Alcover: *Llorenç Villalonga i la seva obra*, Barcelona: Curial edicions, 1980.

<sup>4</sup> Jaume Vidal Alcover: *Llorenç Villalonga (o la imaginació raonable)*, Palma: Ajuntament de Palma, 1984.

<sup>5</sup> Baltasar Porcel: *Els meus inèdits de Llorenç Villalonga*, Barcelona: Edicions 62, 1987.

<sup>6</sup> Josep M. Llompart: «Pròleg», en: Llorenç Villalonga: *Mort de Dama*, Palma: Moll/CIM, 1987 (Biblioteca Bàsica de Mallorca; 14), pp. 7-30. Aquest treball de Llompart ja fou publicat

gran rebombori en la societat benestant mallorquina dels anys trenta, quan s'hi publicà per primera vegada.

Tot plegat, ha estat la dècada dels noranta, amb la commemoració el 1997 del centenari del naixement de Llorenç Villalonga, l'època en la què els estudiosos han prestat més atenció a la biobibliografia del nostre escriptor.

#### Estudis de caràcter bio(biblio)gràfic

La narrativa de Llorenç Villalonga està fortament impregnada d'elements autobiogràfics. L'autor no ho ocultà mai, sinó que al contrari se'n vanava, tot jugant amb les nombroses ambivalències estètiques i ideològiques del seu pensament. És obvi que l'estudi de la dualitat entre la biografia i la producció del mallorquí esdevé un dels reptes més atractius per als crítics. Ell mateix col·laborà activament en la creació de la seva ambigüa imatge, traslladant a les pàgines dels seus llibres de ficció molts components autobiogràfics, ara però, tergiversant-los, deformant-los, adulterant-los amb els aspectes que contribuïren a embullar, a gestar moltes incerteses que encara avui en dia confonen sovint els lectors.

En aquesta obra, els mecanismes consistents a amalgamar elements heterogenis responen a una voluntat expressa d'interpretar la realitat mitjançant la seua alteritat, la qual cosa es cristal·litza molt especialment en les *Falses memòries de Salvador Orlan* (1967),<sup>7</sup> i en menor grau, en *Les Fures* (1967),<sup>8</sup> on es recrea Bunyola, el paradís perdut de la infantesa, i *El Misanthrop* (1972),<sup>9</sup> centrat al voltant de les seues experiències com a estudiant a Saragossa. La recent publicació de *Diario de Guerra* (1997),<sup>10</sup> a cura de l'escriptor José Carlos Llop, patentitza una voluntat ben diferent. Aquest document

anteriorment a la *Guia de Lectura Catalana Contemporània*, a cura de Jordi Castellanos (Barcelona: Edicions 62, 1973), i posteriorment aparegué en un recull de textos crítics de Josep M. Llompart: *La narrativa a les Illes Balears*, Palma: Moll, 1992 (Raixa; 148), pp. 95-114. D'altra banda, Maria Antònia Perelló ha editat un recull de textos crítics de Llompart sota el títol *Els Nostres Escriptors* (Palma: Moll, 1996 [Tomir; 30]), en el qual s'apleguen trenta-nou articles literaris llopartians publicats al diari mallorquí *Ultima Hora* entre 1976 i 1977, entre els quals s'hi troba un breu escrit «Llorenç Villalonga», pp. 222-232.

<sup>7</sup> Llorenç Villalonga: *Falses memòries de Salvador Orlan*, Barcelona: Club Editor, 1967.

<sup>8</sup> Llorenç Villalonga: *Les Fures*, Barcelona: Proa, 1967. Aquesta edició és introbable, però el 1994 en sortí una segona amb un breu pròleg de l'escriptor i pedagog Gabriel Janer a la col·lecció Joies de Paper de l'Editorial Pirene.

<sup>9</sup> Llorenç Villalonga: *El Misanthrop*, Barcelona: Edicions 62, 1972.

<sup>10</sup> Llorenç Villalonga: *Diario de Guerra*, a cura de José Carlos Llop, València: Pre-Textos, 1997.

literari villalonguà sobre la Guerra Civil posa de relleu la seua comunió explícita amb el feixisme, actitud aquesta molt polemitzada en el context mallorquí contemporani, font de reticències i àdhuc tergiversacions i encobriments per part dels seus defensors, com ho prova el mateix fet que Josep Zaforteza, l'hereu literari de l'escriptor, es negà durant molts anys a permetre la publicació d'aquest volum. Tanmateix, seria desafortunat i incorrecte sobreestimar la participació feixista sense reserves de Villalonga, la seua afiliació a la Falange Española (com el seu germà Miquel Villalonga) en detriment de la seua obra: la seua actitud ideològica no es pot prendre com a balança per a mesurar la seua vàlua literària. En aquest context, fou Josep M. Llompart qui ja als anys setanta interpretava les actituds villalonguianes com les d'una personalitat desconcertant:

[...] resulta paradójico que un hombre escéptico en relación a todo lo que se refiere a la cultura catalana, un hombre que se ha burlado [...] de quienes escriben en catalán, y que a veces se manifestó en contra de cuantos se esforzaban por promocionar nuestra cultura, haya llegado a convertirse en un clásico de las letras catalanas. La contradicción parece algo consubstancial a la obra y las actitudes de nuestro escritor.<sup>11</sup>

I és que Villalonga tingué l'atreviment d'iniciar-se en la literatura catalana dels anys trenta tot criticant l'Escola Mallorquina i les capelletes literàries illenques d'aquell temps, de defensar els valors més tradicionals i l'Església més reaccionària als anys seixanta, de manifestar-se rotundament anticatalanista quan tot intel·lectual mallorquí ho feia altrament...

Comptat i debatut, l'estudi de la complexa simbiosi biobibliogràfica villalonguiana ha despertat l'interés de diversos crítics en les darreries. Em refereixo particularment a Jaume Pomar, un dels poetes mallorquins més destacats de la generació dels setanta i crític especialitzat en l'obra dels dissidents de l'Escola Mallorquina, sobretot en la de Llorenç Villalonga, amb qui mantingué una llarga amistat. Fruit d'aquesta coneixença personal entre ambdós escriptors és el llibre de Pomar, *El meu Llorenç Villalonga* (1995), un mosaic de set textos ja publicats anteriorment, alguns de fort caràcter personal, com ara el breu article necrològic «Un amic, un mestre» (pp. 115-119), redactat arran de la desaparició del novel·lista. Altres textos mereixen, segons el meu parer, una major atenció, com és el cas de «Aportació a l'epistolari de Llorenç Villalonga» (pp. 59-79) i notablement les «Quatre cartes a Eleanor Sackett» (pp. 81-100), la vídua del pintor Jacob Sureda, que presenta

<sup>11</sup> Josep M. Llompart: «Literatura Mallorquina contemporània», en: *Historia de Mallorca* (vol. V), a cura de J. Mascaró Pasariu, Palma: Moll, 1973, pp. 389-480, pàg. 469.

unes extenses notes de Pomar no mancades sovint d'ironia, àdhuc de mordacitat.

*La raó i el meu dret — Biografia de Llorenç Villalonga* (1995), també de Jaume Pomar, és un llibre d'encàrrec efectuat pels hereus de Villalonga, que sorprèn per l'exorbitant quantitat d'informació que conté. L'autor ha recorregut a fonts documentals de tot tipus: arxius de diverses editorials —especialment de l'editorial Moll—, relacions epistolars, premsa dels darrers seixanta anys, l'*opus* complet del biografat —però també bona part de l'escrit pel seu germà Miquel—, la bibliografia crítica pròpia i d'altri, testimoniatges orals, manuscrits i documents inèdits de l'arxiu Villalonga, etc. Atesa la ingent plètera d'informacions, calia esperar una selecció de les dades duta a terme mitjançant una metodologia rigorosa. Nogensmenys, l'autor manifesta una preferència desmesurada pels detalls, la qual cosa converteix el llibre en una mescladissa de recreació literària i d'erudició que no solament confon al lector sinó que a més no es correspon en absolut amb la gran feinada que implica recollir aquesta multitud d'informacions incloses en el volum. No n'hi ha prou amb recercar una quantitat tan valuosa d'informacions si després no s'assoleix una selecció raonada. És així com, de fet, la major vàlua del llibre, la immensa informació, esdevé irremeiablement un desencert.

Al seu favor, però, s'hauria de destacar l'articulació reeixida dels condicionaments vitals que configuraren la vocació literària de Villalonga i, per damunt de tot, el fet innegable que aquesta dilatada biografia conté material suficient per a servir de base a nombroses investigacions posteriors.

Amb l'expressa voluntat d'aprofitar el centenari del naixement de Llorenç Villalonga i, ostensiblement, per incrementar el coneixement col·lectiu sobre l'univers villalonguà, la dinàmica editorial Di7 acaba de treure a la llum un llibre de Jaume Pomar, *Llorenç Villalonga i el seu món* (1998), amb el suport del Consell de Mallorca i l'Ajuntament de Binissalem. Es tracta d'un projecte ambiciós perquè es percep clarament que l'objectiu de Pomar és l'elaboració d'un volum de caràcter divulgatiu mitjançant molta informació. L'estudiós encabeix la vida i l'obra de Villalonga dividint el llibre en dues parts ben diferenciades: la «Biocronologia» (pp. 7-48), on any darrera any (de 1897 a 1980) rastreja de prop el camí recorregut pel novel·lista, i «Llorenç Villalonga i la seva obra» (pp. 49-164), en què presenta breument les novel·les més celebrades de la producció villalonguana. Escrit en un llenguatge amè, que possibilita una lectura còmoda i gratificant, s'hi afegeix encara un altre encert: la inserció d'abundant material gràfic que il·lustra i enriqueix aquest volum dirigit a un ampli públic. En la mateixa línia que caracteritza l'apropament dels dos volums anteriors a la biografia villalonguana, també en aquest

darrer monogràfic —fins ara!— de Jaume Pomar, el crític manifesta una gran circumspècció amb tots els fets relacionats amb la Guerra Civil, la Falange, etc. Probablement, no és aquesta mancança biogràfica —encara ben poc investigada des d'un punt de vista científic, objectiu, allunyat d'implicacions personals—, allò que més captivarà el lector interessat o apassionat per la producció villalonguana, sinó la seua acurada presentació i la sistematització amb què facilita la informació, la qual cosa el converteix en una obra clau per a introduir qualsevol lector no especialista en la dualitat de l'univers villalonguà.

*Escrits sobre Llorenç Villalonga* (1997) del crític i parlamentari socialista Damià Ferrà-Ponç, aplega diversos treballs ja publicats però que no sempre eren de fàcil accés. Pere Rosselló Bover, autor del pròleg (pp. 5-15), n'ha fet la tria i els ha ordenat seguint criteris temàtics en lloc de cronològics —la major part foren editats als anys setanta—, la qual cosa dóna al volum un to unitari i coherent. A la primera secció, «Aspectes biogràfics i ideològics» (pp. 17-163), excel·leix l'article «Notes autobiogràfiques de Llorenç Villalonga» (pp. 99-157), un dels més extensos. Escrit en primera persona, la qual cosa realça la seua autenticitat, som davant uns apunts autobiogràfics recollits per Damià Ferrà-Ponç i publicats a la revista *Randa* el 1983,<sup>12</sup> després de la mort de l'autor de *Mort de Dama*. Aquest document apropa el lector a la figura villalonguana des de la seua mateixa personalitat, esdevenint així una font molt valuosa per a conèixer el seu pensament i com es reflecteix en l'obra. L'autor relata els viatges, la relació amb el feixisme, la concepció de moltes de les seues obres, i dóna molta informació de primera mà sobre les seues preferències estètiques i filosòfiques, així com dels posicionaments polítics, no sempre ben considerats pels crítics. Al contrari, Damià Ferrà-Ponç analitza minuciosament a «Cultura i política a Mallorca: Llorenç Villalonga» (pp. 75-98), l'ideari polític de l'escriptor. El crític documenta el seu estudi amb nombrosos articles signats per Villalonga, molts d'ells apareguts al diari mallorquí *El Día* entre 1924 i 1937, on examina els pilars conceptuals del feixisme i l'anticatalanisme d'aquella època, i n'esbossa l'evolució posterior que l'allunyarà progressivament d'aquesta ideologia totalitària. Ara bé, no podem oblidar que Ferrà-Ponç fou un gran amic i col·laborador de Villalonga, i que és molt probable que en aquest assumpte tan conflictiu i polemitzat com és ara la col·laboració de Villalonga en el *Movimiento*, el crític fou víctima del sedàs personal que aquell imposava.

<sup>12</sup> Damià Ferrà-Ponç: «Notes autobiogràfiques de Llorenç Villalonga», en: *Randa* 15 (1983), pp. 131-168.

Del segon apartat, «Idees estètiques, influències literàries i obres» (pp. 165-274) caldria destacar «Llorenç Villalonga entre tres cultures» (pp. 197-236) que desenvolupa la presència dels tres marcs culturals on es movia l'autor de *Bearn*: el català, l'espanyol i el francès, sobre el que manifestà sempre una gran admiració. Aquest aspecte està estretament vinculat amb els dos articles que examinen la influència francesa, especialment la d'Anatole France, sobre el novel·lista (pp. 237-248 i pp. 249-262),<sup>13</sup> però també la d'altres francesos perquè, com afirmava Ferrà-Ponç:

Villalonga mitifica tan sols un cert corrent dins les lletres i el pensament francesos: el del racionalisme lligat al sorgiment, l'evolució i la crisi de la consciència liberal. És a dir, d'una banda els il·lustrats del XVIII —Voltaire sobretot—, de l'altra els autors que descriuen la trajectòria de l'heroi en la novel·la analítica i subjectivista del liberalisme —des de Stendhal a Proust. Villalonga no es lliga, en contra del que han suposat bona part dels seus crítics, a l'aristocratism del XVIII, sinó a la seva crisi i a les formes literàries i al pensament forjats per l'ascensió, la plenitud i la crisi de la burgesia liberal, des de la Revolució Francesa fins a la Gran Guerra. [...] D'aquí la seva admiració de la ironia d'un Voltaire i les seves invectives contra l'humanitarisme d'un Rousseau, com la seva admiració envers un Flaubert contengut i rigorós i el seu menyspreu d'un Balzac tumultuós i fulletonesc. (p. 213)

Així, doncs, la cultura francesa que Villalonga admira està indefugiblement vinculada a la trajectòria del liberalisme cultural francès:

Quan Villalonga parla de l'esperit francès al·ludeix a una cultura que va de Voltaire a Proust. La França de Breton, Tzara, Souppault... és tota una altra cosa. (p. 215)

Aquest recull d'articles de Damià Ferrà-Ponç és una eina indispensable per a conèixer la trajectòria intel·lectual villalonguiana i, malgrat el temps transcorregut des de la seua publicació original, conserva el valor i l'ambició d'un treball científic coherent i rigorós.

#### Miscel·lànies

La revista barcelonina *Randa*, especialitzada en temàtica mallorquina, s'ha caracteritzat des de la seua fundació cap el 1975 per prestar una gran atenció als estudis de l'opus villalonguà: Ferrà-Ponç, Antoni Nadal, Robert Mosquera o Francesc Vallverdú en són alguns dels autors. El cim, però,

<sup>13</sup> «Llorenç Villalonga i Anatole France: del mestratge al mite» (pp. 237-248) i «Llorenç Villalonga i Anatole France: més enllà del racionalisme» (pp. 249-262).

s'assolí amb la publicació dels números 33 (1993) i 34 (1994) de la revista dedicats exclusivament a la «Vida i obra de Llorenç Villalonga». Malauradament, no en podem dir res del primer número perquè atès el seu ràpid exhauriment, ni tan sols Curial Edicions Catalanes, l'editorial que la publica, ens n'ha pogut aconseguir un exemplar. Tanmateix, el número 34, coordinat per Joaquim Molas i Maria Josepa Gallofré, presenta vuit articles sobre aspectes ben diversos de la biobibliografia villalonguiana, com ara, l'estudi d'elements concrets de les novel·les *Bearn*, *Mme. Dillon* o *L'Àngel rebel*, l'epistolari entre Villalonga i Joan Sales o la intertextualitat en *Fedra*. La col·laboració de l'historiador Josep Massot i Muntaner amb «Llorenç Villalonga, confident de Georges Bernanos» (pp. 89-110) aporta molta informació sobre la relació entre el nostre escriptor i l'autor de *Les grands cimetières sous la lune* (1938), del paral·lisme significatiu entre la postura de tots dos davant les diverses fases de la guerra i de la «revolució falangista», a més d'oferir un resum de la trajectòria de Villalonga durant la guerra civil a Mallorca. Massot demostra en aquest article la rigorositat que carateritza la seua recerca, fruit d'una laboriositat i un bagatge cultural molt ampli.<sup>14</sup>

En el marc de la commemoració del Centenari de Llorenç Villalonga, la revista *Estudis Balearics*, del Govern Balear, ha volgut dedicar-ne el número de febrer/maig de 1997 al nostre novel·lista. Ací s'apleguen vuit articles i una entrevista a Josep Zaforteza, l'hereu de Villalonga. Hi destacaria els dos primers que estudien la influència francesa: Pere Rosselló examina els models literaris francesos a *Bearn* o *la sala de les nines* i *Falses memòries de Salvador Orlan* (pp. 9-20), amb una gran documentació, i M. del Carme Bosch la presència de Proust dins el pensament i l'obra villalonguiana (pp. 21-30). També resulta atractiu el treball de Jaume Pomar, el biògraf de Villalonga, el qual medita sobre el context familiar del novel·lista amb l'objectiu d'emplaçar històricament *La bruixa* i *l'infant orat*, una novel·la inacabada i que es publicà pòstumament (pp. 31-43). Antoni Nadal proposa unes breus reflexions sobre la comèdia costumista i les raons per les quals el seu èxit impedí estrenar les obres de teatre villalonguianes (pp. 45-48). Joan Alegret ofereix un estudi molt

<sup>14</sup> Josep Massot i Muntaner ha publicat una llarga llista d'assajos sobre la Guerra Civil i el Franquisme a Mallorca. Concretament sobre la relació entre Villalonga i Bernanos ja en reflexionà a *Església i societat a la Mallorca del segle XX* (1977), i sobre Bernanos en el mateix context a *Georges Bernanos i la guerra civil* (1989). Al seu darrer volum apareix tot un capítol força interessant dedicat a l'escriptor francès en el context mallorquí. Vegeu: J. Massot i Muntaner: «Georges Bernanos i la repressió nacionalista a Mallorca», en: *Guerra civil i repressió a Mallorca*, Barcelona: Publicacions de l'Abadia de Montserrat, 1997, pp. 199-216.

valuós sobre les referències històriques de Bearn (pp. 49-61),<sup>15</sup> i Carlos Menesses posa de relleu l'amistat entre Villalonga i el periodista català Ernest Dethorey (pp. 63-75). L'entrevista de Josep J. Rosselló a Josep Zaforteza, per bé que breu, revela informació de primera mà sobre els darrers vint-i-dos anys de Villalonga, és a dir, a partir de 1966 quan s'entaulà l'amistat entre el matrimoni Villalonga i Zaforteza.

Tot plegat, només cal afegir que aquest compendi presenta una gran diversitat de contingut, d'enfocament i d'objectiu dels treballs —dels esmentats i encara més de la resta no comentada— la qual cosa es materialitza en un monogràfic un poc desnivellat.

#### Estudis crítics

En aquest apartat, convé reflexionar sobre dos volums força notables. El primer, que duu l'autoria de Pere Rosselló, es titula planerament «*Bearn o la sala de les nines*» de Llorenç Villalonga (1993), i és un estudi exhaustiu d'aquesta emblemàtica novel·la villalonguiana. Malgrat la immensa quantitat de treballs de tot tipus que s'han escrit sobre *Bearn*, val a dir que aquest estudi de Rosselló, de caràcter didàctic i molt informatiu, és el que millor aconsegueix possibilitar al lector les claus fonamentals per endinsar-se en la riquesa d'elements que configuren aquesta novel·la. El crític aplica una metodologia que, com ell mateix reconeix, és ben clàssica: hi extrau els components autobiogràfics i situa l'obra i l'autor en el seu context històric i ideològic, abans de passar a l'estudi detallat de la novel·la (argument, tècniques narratives, estructura, personatges, espai, temps, etc.). Molt valuoses són les reflexions sobre les idees estètiques de *Bearn*, la seua inclinació pel classicisme dels segles XVII i XVIII, especialment per Voltaire, pel racionalisme, però també per la literatura sorgida a França després del naturalisme: Anatole France, André Gide, Marcel Proust, Jean Giraudoux... Villalonga mitifica la literatura i la cultura franceses perquè per a ell França simbolitza el liberalisme, la cultura i la civilització. Aquest emmirallament del pensament villalonguà en la seua novel·la més cèlebre, ens mena al pròxim volum objecte de comentari: *Llorenç Villalonga i les belles arts*

<sup>15</sup> Joan Alegret ja publicà un article amb el mateix títol nou anys enrere, en un apudicació local ben poc accessible, potser per això decidí repetir-ho ací sense esmentar-ho. Vegeu: Joan Alegret: «Sobre les referències històriques de *Bearn*», en: DDAA: *Als Villalonga de Bearn*. Homenatge de Bunyola a Llorenç i Miquel Villalonga, edició a càrrec de Bartomeu Quetgles, Palma: Ajuntament de Bunyola, 1988.

(1996) de Manuela Alcover. L'autora exposa les opinions estètiques villalonguianes partint del fet que l'escriptor no tenia uns coneixements tan amplis com volia fer veure:

[...] se li nota la falta de base filosòfica, metafísica. Aquesta mancança es fa palesa quan varieja sobre el fons —i el rerefons— de la cultura. En surt airós gràcies a la seva habilitat i al deseiximent en el maneig de la ploma i perquè s'acull al pensament d'ideòlegs il·lustres. (p. 25)

La subjectivitat serà, doncs, la coordinada fonamental dels seus raonaments estètics. I aquesta és precisament l'anàlisi que es desenvolupa a la primera part de l'estudi (pp. 31-120), en què Manuela Alcover fa un assaig de sistematització de les diverses influències: Eugeni d'Ors i José Ortega y Gasset, així com Waldo Frank, Hermann von Keyserling i Oswald Spengler, passant tot seguit al segon gran apartat, on esbrina aspectes més concrets d'aquest pensament, como ara el rebuig de les avantguardes i els ismes, amb una severa adversió al món de Gaudí, i la seua preferència explícita pel paisatge noucentista. I és que de fet, com l'autora ja avançava a al subtítol del llibre, i a la introducció, el pensament villalonguà és noucentista (tant per generació com per convicció) i es nodreix de les idees orsianes i també, en part, orteguianes, dels quals pren els postulats i els fonaments del seu ideari: claredat, ordre, mesura, jerarquia, i, per tant, rebutja tot allò que comporta desordre i confusió (p. 25). Malgrat haver-hi reeixit, és una llàstima que aquest estudi es limiti a investigar les opinions estètiques de Llorenç Villalonga sense escatir detalladament com es reflecteixen, s'emmirallen, en el complex *opus* literari villalonguà, la qual cosa hagués pogut donar molta informació sobre la vinculació entre estètica (ideologia) i literatura, si bé hem de reconèixer que, amb tota probabilitat, aquesta no fou la finalitat de l'autora. Si ens cenyim al pensament estètic villalonguà, a les seues opinions sobre les Belles Arts expressades fonamentalment en articles, entrevistes, etc., aquesta obra de Manuela Alcover esdevé molt meritòria, indispensable per a assolir la comprensió de les actituds contradictòries de l'estètica villalonguiana, les quals com afirma M. del Carme Bosch al pròleg: «Podríem resumir en unes poques paraules [...]: noucentisme bàsic brufat de dissidències pròpies, degudes a esperit de contradicció i ganes de fer-se notar» (p. 15).

## Conclusions

Si tenim en compte les coordenades del petit món de la cultura catalana, el balanç que podem extreure de totes aquestes publicacions és força positiu: la bibliografia sobre Llorenç Villalonga apareguda els últims anys és copiosa, incomparable en aquest marc.<sup>16</sup> Els crítics s'han interessat notablement pels aspectes biogràfics i ideològics, i la seua vinculació a l'obra literària de l'escriptor mallorquí, deixant una mica de banda l'estudi circumscrit estrictament a cada obra individual o a cada cicle narratiu. Aquesta absència es podrà compensar, en part, amb la nova edició de les *Obres Completes* de Llorenç Villalonga, a càrrec del polifacètic Josep A. Grimalt, de la qual n'acava de sortir el tercer volum,<sup>17</sup> i l'edició, o reedició, a cura de Maria del Carme Bosch d'algunes obres com *Proses rimades* o *Faust*, per exemple.<sup>18</sup> Tot junt, s'està fent camí en la investigació villalonguiana i la commemoració del Centenari del naixement de l'autor ens ha de dur encara la publicació de nombroses obres que en aquests moments ja són a impremta, com les *Actes del Col·loqui Llorenç Villalonga* que tingué lloc a Palma i Binissalem entre el 20 i el 22 de novembre de 1997, al qual assistiren la major part d'especialistes villalonguians d'arreu de les terres catalanes.

Pilar Arnau i Segarra  
(Bochum)

<sup>16</sup> Val a dir que fins i tot en l'àmbit germànic disposem almenys d'una tesina, la de Susanne Wipf: «*Bearn* von Llorenç Villalonga», de la Universitat de Zürich, 1983, i un article aparegut en aquesta mateixa revista que teniu entre les mans: Birgit Wagner: «Mallorca und die Universalität der Lumières: *Bearn* o la sala de les nines de Llorenç Villalonga», en: *Zeitschrift für Katalanistik* 1 (1988), pp. 52-61.

<sup>17</sup> Llorenç Villalonga: *Obres Completes III (Novel·la III)*, Barcelona: Edicions 62, 1998 (Clàssics Catalans del Segle XX; 81).

<sup>18</sup> La professora Bosch ha prologat i editat nombroses obres de Villalonga. Vegeu: Llorenç Villalonga: *Proses rimades*, edició i pròleg de M. Carme Bosch, València: Eliseu Climent, Editor 1995; ídem: *Epistolario íntimo de Madame Isard*, edició i pròleg de M. Carme Bosch, Palma: Estudi General Lul·lià, 1997; ídem: *Faust, Viatge a Paris de Minos i Amaranta en 1947*, pròleg de M. Carme Bosch, Palma: Moll, 1997.

Rolf Kailuweit:

Vom EIGENEN SPRECHEN.

*Eine Geschichte der spanisch-katalanischen Diglossie  
in Katalonien (1759 - 1859),*

Frankfurt am Main: Lang, 1997 (VarioLingua 4, XV + 340 S.),  
ISBN 3-631-32385-9

Schon seit einigen Jahren hat Rolf Kailuweit immer wieder das Interesse der Katalanisten geweckt, wenn er bisher unbekannte oder unbeachtete Texte aus der Geschichte des Katalanischen im 18. und 19. Jahrhundert ediert bzw. interpretiert hat. So hat er u. a. darauf hingewiesen, daß sich Joseph-Marie de Gérando, der in der Sprachwissenschaftsgeschichte als Sprachtheoretiker und Semiotiker aus dem Umfeld der *Idéologie* bekannt ist, als Präfekt des Département Ter 1812 zum Katalanischen geäußert hat.<sup>1</sup> Aufgrund dieser Vorveröffentlichungen und auch aufgrund der Tatsache, daß Kailuweit sich durchaus streitbar gegen eine parteiische und einseitige (d.h. das Kastilische vernachlässigende) Behandlung des Katalanischen in sprachgeschichtlichen und soziolinguistischen Arbeiten gewandt hatte,<sup>2</sup> durfte man auf Kailuweits Untersuchung der Geschichte des Kontakts/Konflikt zwischen Spanisch und Katalanisch von 1759 bis 1859 gespannt sein, zumal dieser Zeitraum auch von katalanischer Seite noch nicht in Form einer umfassenden sprachgeschichtlichen Darstellung erschlossen ist.<sup>3</sup>

<sup>1</sup> Rolf Kailuweit: "Sprechen und Schweigen: Das Scheitern der französischen Sprachpolitik im besetzten Katalonien 1810", in: Brigitte Schlieben-Lange/ Axel Schönberger (Hg.) (1991): *Polyglotte Romania, Homenatge a Tilbert Didac Stegmann*, Frankfurt am Main, S. 295 - 337 (unter Einschluss des Texts von 1812). Weitere Aufsätze zu solchen (Wieder-)Entdeckungen nennt das Literaturverzeichnis der Arbeit.

<sup>2</sup> Rolf Kailuweit: "Die Chance der Objektivität — katalanische Sprachgeschichtsschreibung im deutschsprachigen Raum", in: Axel Schönberger/ Klaus Zimmermann (Hg.) (1994): *De orbis Hispani linguis litteris historia moribus*, Festschrift für Dietrich Briesemeister, Frankfurt am Main, S. 297 - 307.

<sup>3</sup> Die Sprachgeschichte von Prats /Nadal ist nicht bis zu dem hier interessierenden Zeitraum fortgeführt, die von Marcet i Salom 1987 und die von Ferrando/ Nicolas 1993 (die seltsamerweise von Kailuweit nicht erwähnt wird) äußern sich nur sehr summarisch über die untersuchte Epoche.



Nun liegt also die lange erwartete Gesamtdarstellung vor. Der Titel *Vom EIGENEN SPRECHEN* ist bewusst zweideutig: *EIGENEN* kann sowohl als Präpositionalobjekt als auch als Epitheton zu *SPRECHEN* gelesen werden. Der zeitliche Rahmen ist durch zwei einschneidende Ereignisse gegeben: den Regierungsantritt Karl III. 1759 einerseits und die Neubegründung der *Jocs Florals* in Barcelona 1859 andererseits. Die Untersuchung beschränkt sich auf das *Principat*, erfaßt also nicht die Geschichte der anderen katalanischsprachigen Gebiete.

Ohne jeden Zweifel handelt es sich bei der vorliegenden Arbeit um einen sehr gewichtigen Beitrag zu unserer Kenntnis der Geschichte des katalanisch-spanischen Sprachkontakts. Kailuweit hat in langjährigen Archivarbeiten ein Korpus von 1600 Druckwerken und 600 Manuskripten (S. XIV) gesichtet und auf Aussagen zur Varietätenarchitektur<sup>4</sup> der beiden beteiligten Sprachen, zu Verbreitung und Erwerb der Kompetenzen, zu Verwendungsbedingungen und damit einhergehenden Diskursen ausgewertet. Er hat damit der Katalanistik ein außerordentlich wichtiges Arbeitsinstrument an die Hand gegeben, dessen Wert durch die eine oder andere kritische Bemerkung nicht in Frage gestellt werden soll.

Im ersten Kapitel legt Kailuweit seine theoretischen Prämissen dar. Er verbindet Coserius Überlegungen zu Sprachgeschichte und sprachlicher Variation mit den neueren Diskussionen zu Schrift und Schriftlichkeit,<sup>5</sup> insbesondere auch mit Derridas Logozentrismus-Kritik. Auf diesem Hintergrund und vor allem aus den unterschiedlichen Formen der Iteration leitet dann Kailuweit seine zentralen Begriffe ab: er unterscheidet zwischen dem Genolekt (der mündlich erworbenen Kompetenz) und dem Grammolekt (als veräußertem nicht personengebundenem Wissen) (S. 18 ff.). Diese klare begriffliche Trennung ist für ein Unternehmen wie das hier von Kailuweit vorgelegte sicher sehr nützlich und wird auch konsequent durchgehalten.

<sup>4</sup> Der Terminus "Architektur" ist von Eugenio Coseriu zur Bezeichnung des Varietätengefüges von "historischen Sprachen" (im Unterschied zu den als einheitlich konstruierten "funktionellen Sprachen") eingeführt worden.

<sup>5</sup> Von katalanischer Seite ist von Josep Nadal die These aufgestellt worden, daß Schrift fundierend für die Existenz historischer Sprachen ist (*Llengua escrita i llengua nacional*, Barcelona 1992), auf die Kailuweit (zu) kurz eingeht. Bei der Behandlung der Problematik vermißt man den Hinweis auf die umfassenden kulturtheoretischen Arbeiten von Aleida und Jan Assmann, von Paul Zumthor und vielen anderen. Besonders Konrad Ehlich's Überlegungen zu verschiedenen Formen der "Verdauerung" (K. E.: "Funktion und Struktur schriftlicher Kommunikation", in: Hartmut Günther/ Otto Ludwig (Hg.) (1994): *Schrift und Schriftlichkeit*, Berlin, S. 18 - 41) wären für Kailuweits zentrale These sehr wichtig gewesen.

Weniger glücklich ist dann die Wiedereinführung des Diglossie-Begriffs und die dafür gegebene Begründung, mit der Kailuweit im Grunde hinter die durch die Unterscheidung von Genolekt und Grammolekt geschaffene begriffliche Klarheit zurückfällt.<sup>6</sup> Der letzte Abschnitt des einführenden Kapitels enttäuscht etwas: man vermutet unter dem Titel "Kompetenz — Identität — Diskurs" Ausführungen zur Verfaßtheit identitärer Diskurse, tatsächlich aber wird der Begriff "Diskurs" unproblematisiert im Sinne von Coseriu als äquivalent zu "Text" verwendet. Terminologisch ist dies durchaus eine mögliche Setzung. Nur bleibt dann natürlich als unbearbeitetes inhaltliches Problem (das man häufig mit dem Diskurs-Begriff verbindet) die Frage, wie sich die untersuchten Texte zur sprachlichen "Realität" verhalten, ob diese womöglich eine nur über die "Diskurse" faßbare ist, ob man sich ihr über die Triangulation von mehreren Diskursen annähern kann. Tatsächlich spielt dann im weiteren Verlauf der Arbeit ein solcher an Foucault orientierter Diskurs-Begriff (so ist z. B. auf S. 298 ausdrücklich von "Diskursarchäologie" die Rede) eine ganz zentrale Rolle, und die Kapitel, die als der "Sprachverwendung" gewidmet ausgewiesen sind, behandeln vor allem "Diskurse" und "Gegendiskurse".

Im zweiten Kapitel skizziert Kailuweit (Jürgen Trabants Vorschlag folgend, der die Geschichte des Sprachdenkens von Eden über Jerusalem, Paris und Tegel nach Hollywood nachgezeichnet hat) die Orte, Topoi des Sprachgeschehens, sozusagen als *lieux de mémoire* und Bezugspunkte in sprachlicher Hinsicht: Eden, Jerusalem, Athen (mit der von Bossong vorgeschlagenen problematischen Zuordnung von Partikularismus und Universalismus zu Plato und Aristoteles), Rom, Limoges,<sup>7</sup> Sevilla, Madrid<sup>8</sup> und

<sup>6</sup> Kailuweits Begründung, Ferguson (der den Begriff der Diglossie für eine Situation reserviert, in denen Varietäten einer Sprache in klarer Funktionenteilung nebeneinander bestehen) habe selbst die Möglichkeit anerkannt, daß sich die L-Varietät zur Sprache entwickelt, mithin sei der Begriff auf Situationen der Zweisprachigkeit auszuweiten (wie bei Fishman) ist schwach: in diesem Augenblick würde dann eben keine Diglossie im Sinne Fergusons mehr bestehen. In letzter Zeit zeichnet sich eine deutliche Tendenz ab (Georges Lüdi, Peter Koch), den Terminus Diglossie wieder auf die von Ferguson identifizierten prototypischen Situationen zu beschränken.

<sup>7</sup> Zu Limoges als Bezugspunkt: Germà Colón (1978): "Limousin et langue d'oc dans la Catalogne médiévale", in: *Hommage à Jean Séguys (= Via Domitia)*, Toulouse, S. 191 - 204, die unten (Fn. 11) zitierte Arbeit von Irmela Neu-Altenheimer, weiterhin Irmela Neu-Altenheimer/ Brigitte Schlieben-Lange (1986): "Provençal i català", in: *Estudis de llengua i literatura catalanes XIII (=Fs. Badia i Margarit)*, Montserrat, S. 193 - 212.

<sup>8</sup> Unverständlich ist, weshalb die klassische Arbeit von Amado Alonso (1953): *Castellano, español, lengua nacional*, Buenos Aires, nicht herangezogen wurde (vgl. auch S. 199).

Barcelona. Der Zugang zur Sprachgeschichte über lokale Bezugspunkte ist zweifellos sehr lohnend, wenn auch in der Durchführung der panchronische Gestus stört: nicht alle Orte stehen dem Sprachdenken zu allen Zeiten in gleicher Weise zur Verfügung, die Perspektiven und Gewichtungen verschieben sich.

Im dritten Kapitel werden die Entscheidungen zu Raum (*Principat*) und Zeit (1759 - 1859) der Untersuchung ausführlich begründet. Besonders interessant sind die historiographischen Abschnitte, die der Verfasser "Prospektive" (also die Zeit bis zum Beginn des Untersuchungszeitraums) und "Retrospektive" (die Entwicklungen bis heute) nennt. Im einzelnen gäbe es da zwar manches zurechtzurücken; insgesamt aber handelt es sich um sehr informative und gut lesbare historische Aufrisse.<sup>9</sup> Sie würden allerdings noch erheblich gewinnen, wenn sichtbar würde, daß viele der anzitierten Diskurse nicht katalonienspezifisch sind: das Konzil von Tarragona vollzieht die sprachpolitischen Direktiven des Konzils von Trient (so auch von Kailuweit konstatiert), das seinerseits eine jahrhundertelange kirchliche Tradition fortschreibt; die Verachtung der mittelalterlichen Sprache finden wir im Frankreich der Renaissance ebenso; die Argumentation auf drei verschiedenen Ebenen (Italien — Toscana — Florenz; Spanien — Kastilien — Toledo) ist in der Renaissance in der gesamten Romania üblich.

Das vierte Kapitel enthält den Hauptteil des Buches, nämlich die materialreiche Darstellung der untersuchten Epoche, die Kailuweit in zwei Phasen einteilt: "**Hispanica**: von Karl III. bis zum Liberalismus" und "**Catalanica**: Zu den *Jocs Florals*", das heißt also eine (hi)spanisch und eine katalanisch zentrierte Phase. Auf die Frage, ob die Einteilung in dieser Form eigentlich gerechtfertigt ist, komme ich noch einmal zurück. Beide Phasen werden genau parallel hinsichtlich des gleichen Fragenkatalogs bearbeitet: Varietätenarchitektur (beider Sprachen), Verbreitung und Erwerb grammolektaler Kompetenz (für beide Sprachen), Verwendungsbedingungen (wobei es allerdings vorrangig um die Diskurse im oben explizierten Sinne geht).

<sup>9</sup> Einige Kritikpunkte: S. 77, Fn. 12 wird die Sprachgesetzgebung von Karl III. völlig übergangen. Daß Nebrijas Grammatik in Kastilien "Schule macht" (S. 80) darf bezweifelt werden; eher ist an Flandern und die dortige Grammatikographie zu denken. Was die lexikographische Erfassung des Katalanischen angeht, müßte auf jeden Fall auf die Arbeit von Germà Colón/ Amadeu Soberanas (1986): *Panorama de la lexicografia catalana*, Barcelona, Bezug genommen werden. S. 81 heißt es: "Werke indes, die das Katalanische explizit diskreditieren, sind äußerst rar. Dies ist meiner Ansicht nach ein Zeichen für die Dominanz dieser Einstellungen." Hier wird ganz fahrlässig mit einem *argumentum e silentio* operiert.

Kailuweit erschließt hier auf einer umfassenden Materialgrundlage ein Kapitel katalanischer und spanischer Sprachgeschichte. Allerdings hätte die Darstellung wesentlich gewonnen durch narrative Passagen, in denen die wichtigsten Ereignisse und Texte chronologisch zueinander in Beziehung gesetzt werden. Es handelt sich hierbei um ein generelles Problem jeder Geschichtsschreibung, die auch systematische Beziehungen sichtbar machen will. In der vorliegenden Form bleiben jedoch die Abläufe und Verschiebungen undurchsichtig.

Die zentrale These ist die, daß sich in der ersten, **hispanischen** Phase — im Zuge der universalisierenden Tendenz der Aufklärung — eine klare Dominanz der spanischen Nationalsprache herausgebildet hat, der das Katalanische funktional untergeordnet wird, wiewohl durchaus katalanische Grammolette vorhanden sind. Hier ergänzen Kailuweits Ergebnisse (Zugänglichkeit der katalanischen Schrift, besonders bei weniger Gebildeten, Manuskript-Zirkulation) die neueren Arbeiten zur Kontinuität des Katalanischen in zahlreichen Diskurstraditionen während der sogenannten *Decadència*.<sup>10</sup> Lange vor der Französischen Revolution habe sich in Spanien eine Gleichsetzung von Nation und Nationalsprache herausgebildet, die die Uminterpretation des Verhältnisses der Sprachen Spaniens zueinander und einen entsprechenden Umbau des Varietätengefüges mit sich gebracht habe. Für die katalanische Bevölkerung sei diese Umstrukturierung mit erhöhten Anpassungsleistungen und damit einhergehender Entfremdung verbunden gewesen. Präromantische Gegendiskurse seien gegenüber dieser dominanten Interpretation der Sprachsituation marginal. Die zweite, **katalanische** Phase dagegen sei — nunmehr im Gefolge der europäischen Romantik — durch eine neue Interpretation des Verhältnisses der beiden Sprachen zueinander gekennzeichnet: eine doppelte Identität wird postuliert. Dies impliziert auch die Forderung nach dem vollen, d. h. literarischen Ausbau katalanischer Grammolette, entsprechende Diskussionen um die exemplarische Form und damit einhergehende Grammatisierungsvorschläge.<sup>11</sup> Mit den *Jocs Florals*, mit denen der Untersuchungszeitraum schließt, habe dieser Prozeß seinen Abschluß gefunden: Das Katalanische ist zum "eigenen Sprechen" der Katalanen geworden und damit die Konstellation erreicht, die noch heute der Bezugspunkt sprachpolitischer Diskussionen ist. Während Irmela Neu-

<sup>10</sup> Z. B. Konstanze Jungbluth (1996): *Die Tradition der Familienbücher*, Tübingen.

<sup>11</sup> Die Diskussionen um die exemplarische Form und die Grammatiken des 19. Jahrhunderts sind bereits ausführlich behandelt bei Irmela Neu-Altenheimer (1992): *Sprach- und Nationalbewußtsein in Katalonien während der Renaissance*, (= *Estudis Romànics XX*).

Altenheimer die Bemühungen der Renaixentisten einschließlich der *Jocs Florals* als sehr ambivalent einschätzt und die Herstellung der katalanischen Konstellation erst dem *Modernisme* zuordnet, vertritt Kailuweit offensiv gegen Irmela Neu-Altenheimer die Bedeutsamkeit der *Renaixença* und der *Jocs Florals*.<sup>12</sup> Man muß sich fragen, ob er damit nicht doch die Ambivalenzen der *Renaixença* unterschlägt: hat nicht der renaixentistische Diskurs in seinem kompensatorischen Impetus erst eine Zäsur konstruiert und einen Bruch mit den grammolektalen Traditionen und mit den Diskurstraditionen geschaffen,<sup>13</sup> der die Kontinuität des Katalanischen nachhaltig belastet hat und der erst heute mit der Wiederentdeckung der von den Renaixentisten so genannten *Decadència* überwunden wird. Freilich, so das Ergebnis der Arbeit zur ersten Phase und die mögliche Antwort von Kailuweit, sei das Sprachbewußtsein der Katalanen um 1800 in einem Maße "diglossisch" gewesen, daß nur ein deutlicher Bruch zu einer Veränderung der Konstellation führen konnte.

Eine letzte kritische Bemerkung: Man hätte sich gewünscht, daß Rolf Kailuweit an irgendeiner Stelle seinen Umgang mit den Quellen erläutert hätte. Welchen methodischen Prinzipien hat er sich hierbei verpflichtet gefühlt? Wie ist er mit dem Problem von Objekt- und Metaprache umgegangen, d.h., verwendet er die Klassifikatoren über sprachliche Varietäten so wie die Zeitgenossen (als *members' categories*)? Wie wertet er die Quellen aus: nur inhaltsanalytisch oder auch diskursanalytisch? Warum wird nicht einmal eine Quelle in ihrer Gesamtheit auf die Funktionalisierung und Widersprüchlichkeit konkurrierender Diskurselemente hin untersucht (so etwa das *Razonamiento sobre la importancia de la lengua española en el ejercicio de las escuelas* aus Puigcerdà von 1780, das Kailuweit im Appendix S. 301- 306 veröffentlicht)?

Kailuweits Arbeit hat unsere Kenntnisse der katalanischen (und spanischen) Sprachgeschichte erheblich bereichert. Seine umfassenden

<sup>12</sup> So z. B. S. 110, wo er von "ihrer (d.h. I. N.-A.) eigenen ambivalenten Wertung der *Jocs Florals*" spricht. Entspricht der Wertung nicht auch eine Ambivalenz der bewerteten Vorgänge?

<sup>13</sup> Zur Periodisierung durch Klassifikatoren: Brigitte Schlieben-Lange (1985): "Wie kann man die Geschichte der (Minderheiten-)Sprachen schreiben? Überlegungen zu 'Décadence' und 'Renaissance' des Okzitanischen und des Katalanischen", in: Hans Ulrich Gumbrecht/Ursula Link-Heer (Hg.): *Epochenschwellen und Epochenstrukturen im Diskurs der Literatur- und Sprachhistorie*, Frankfurt am Main, S. 324 - 340, B. S.-L. (1995): "Die diskursive Verfaßtheit von Periodisierungen", in: *LiLi* 100, S. 58 - 76.

Archivarbeiten haben ein Jahrhundert erschlossen und viele Pfade gewiesen, die zukünftige Arbeiten noch weiter begehen können. Das Buch ist — bei aller Kritik — ein Muß für jeden, der sich mit der katalanischen Sprachgeschichte beschäftigt.

Brigitte Schlieben-Lange  
(Tübingen)

### Jenny Brumme:

*Praktische Grammatik der katalanischen Sprache*,  
Wilhelmsfeld: Gottfried Egert Verlag, 1997, 430 pp.

Hem de celebrar l'aparició d'aquest volum perquè és un esforç de sistematització important de la gramàtica catalana pensada ara per a un lector alemany. Aquesta gramàtica s'avé als models precedents que l'editorial «Gottfried Egert» ja va publicar anteriorment per a l'italià, l'espanyol i el francès. Afegir ara el català dins la sèrie demostra, si més no, l'interès creixent per aquests estudis a Alemanya. També l'intent d'elaborar una gramàtica d'aquestes característiques és del tot lloable perquè la feina a fer en aquest sentit és molta (hi falten senzillament precedents), necessària i, no cal dir-ho, feixuga.

Brumme estructura el seu llibre en vint-i-quatre capítols, s'enceta amb la fonètica i ortografia però tractarà bàsicament la morfologia per acabar amb aspectes de sintaxi. En total en resulten 343 paràgrafs ben presentats en l'índex, la qual cosa ajuda a l'hora de fer-ne una consulta ràpida. Ara bé, la concentració de regles és sovint massa exhaustiva i de vegades un pèl gratuïtes; i els exemples, nombrosíssims, vehiculen, és cert, majoritàriament una llengua viva, encara que s'hi descobreixen algunes incoherències i errors importants. Tot i que expressament no s'hi fa menció a les variants geogràfiques, sí que hi abunden les notes que en donen informació puntual de les més importants (quant a morfologia sobretot). El pròleg, de la mateixa autora, assenyalava concretament el caràcter didàctic i pràctic de l'obra, el docent agraeix aquesta voluntat i sobretot la traducció dels molts exemples encara que a l'aula els hagi de contextualitzar i matisar com veurem més tard.

La gran sorpresa de la publicació és que una obra tan ambiciosa i, de fet, sense models, sigui fruit d'una única autora. Un treball així és difícil de

concebre a hores d'ara sense l'estreta col·laboració amb professionals de la llengua nadius. Hi trobo a faltar també la bibliografia, perquè la majoria de les vegades cal anar més enllà de la regla per explicar els fenòmens en què Brumme no s'entreté. Pel que fa als exemples, si bé és cert que no cal citar les fonts, no hi sobraria un breu comentari de l'origen (mitjans de comunicació?, del carrer?, inventats?) perquè de vegades fan la impressió de ser totalment irreal. La justificació primera de Brumme de separar-se voluntàriament de l'estàndard per donar mostres més vives de parla quotidiana, no sempre excusa les incorreccions. Sense ànim de desmerèixer l'esforç, donaré algunes mostres de casos que em semblen poc ben resolts en aquesta gramàtica.

### Quant a les regles

Regles a cops excessives i que afegeixen poca informació rellevant, també per a un lector estranger:

- [Són paraules de gènere femení] els noms de motos (*la moto*):  
*una Harley-Davidson* (§ 13.10)
- Amb una entonació particular l'adjectiu possessiu pot invertir-se:  
*Vull l'abric meu!* (§ 55.3)
- [Usos especials de l'imperfet] Quan els nens organitzen els seus jocs de rol, utilitzen l'imperfet:  
*Tu eres el policia i et preguntava el carrer aquell* (§ 177.4)

Regles molt simplificades o arbitràries:

- [S'utilitza la preposició *a*] després dels substantius següents:  
*un comentari a*  
*una crítica a*  
*el gust a* (§ 309.11)<sup>1</sup>

S'hi donen regles per a casos que la normativa encara no té resolts:

- Diferenciarem entre *ésser/ser* i *estar* només quan el subjecte de l'oració és animat (p. ex. un home, un animal o una cosa personificada). Si el subjecte de l'oració és inanimat, utilitzarem només *ésser/ser*  
*Entra: la porta és oberta.* (§ 213)<sup>2</sup>

<sup>1</sup> Però ningú no discutiria: *un comentari de text; una crítica de cinema, el gust de la llimona.*  
<sup>2</sup> «Els verbs *ser* i *estar*: vet aquí un altre dels grans temes pendents en la nostra llengua moderna, no dic tan sols en la nostra gramàtica. Un punt dels més centrals i difícils de tota la sintaxi, de la qual paradoxalment, inexplicablement, la gramàtica normativa no diu ni una

- [La preposició *per a* s'utilitza] per indicar un determinat punt temporal:  
*Ho deixarem per a demà*  
per donar una opinió:  
*Per a mi, s'equivoca* (§ 315)<sup>3</sup>

Regles que entren en contradicció amb d'altres gramàtiques:

- Quan les persones de les quals es parla s'anomenen pel nom de pila han de dur l'article personal. Nota: l'article personal s'utilitza davant de noms no catalans, particularment quan es tracta de textos no formals.  
*És en Woody Allen* (§ 43.1)<sup>4</sup>
- [Interrogatiu] *perquè?* Pregunta pel motiu:  
*Perquè no has acceptat l'oferta?*  
*Perquè l'has convidat?* (§104)<sup>5</sup>
- [Contràriament que en alemany, en català no duen article determinat] Els mitjans de transport quan van precedits per la preposició *amb*:  
*Vindran amb cotxe*  
*Farem el viatge amb tren* (§ 39)<sup>6</sup>
- Per als locatius i indicacions de llocs, que no siguin figuratius i que vagin precedits de l'article determinat, i també amb *quin*, per indicar la direcció s'utilitza *a* i per indicar el lloc *a* o *en*:  
*Som a l'Hospitalet* (*Som en l'Hospitalet.*) (§ 310.2)<sup>7</sup>

sola paraula.» Solà (§ 7.1)

- <sup>3</sup> «Lista parcial de construccions pendents de dictamen normatiu: *Per (a) mi que demà no esquiarem.*» Solà (§ 16.5 h). Encara que segons Badia «la preposició *per a* introdueix el mot que indica [...] l'adequació, l'opinió, el punt de vista. *Per a mi, el problema no té remei.*» (§113.4.III)
- <sup>4</sup> «Quant als noms propis de persona, és habitual (en la major part de les terres de llengua catalana) de fer-los precedir de l'article, solament que en el cas d'ésser el nom masculí i començar en consonant, l'article sol reemplaçar-se pel mot *en*. Ex.: la Maria, la Montcerdà, l'Antoni, l'Aymerich, en Joan, en Cardellach. Aquest ús de l'article no és obligatori, i fins és preferible la seva omisió davant dels noms estrangers i àdhuc de catalans cèlebres.» Fabra, (§ 36)
- <sup>5</sup> Brumme diu «perquè: als Interrogativadverb, unveränderlich. Bedeutung: warum.» (*sic*) (§ 96)
- <sup>6</sup> «faré el viatge amb el tren de nit; puja amb el cotxe.» Badia (§ 113.2); «Van venir amb la tartana del Xic. Llavors molts de la nau no pensaren altra cosa sinó de fugir amb les barques.» Fabra (§ 83)
- <sup>7</sup> «En molts casos poden emprar-se indiferentment *a* o *en*: els noms propis [...] demanen exclusivament la preposició *a*. Ex. *Viuen a Barcelona.*» Fabra (§ 78)

—La gramàtica normativa insisteix especialment que es distingeixi entre les formes *aquest/aqueix* en la comunicació telefònica o per carta, ja que sense veure directament el receptor, sense l'ajuda d'un gest clar poden donar-se equívocs

*Us heu acostumat a aqueix clima?*

*En aqueix país (del receptor) no interessa pas el que passa en aquesta illa (44.3)<sup>8</sup>*

### Quant als exemples

#### Erronis:

*No poden menys de + inf* (§ 84)

*Aparenta més anys com no té* (§ 307)

*L'exposició és menys interessant que ho van anunciar* (§ 307)

#### D'ús virtual:

*Vaig tenir/tinguí por; Ho vaig saber/sabí per en Toni* (§ 178)<sup>9</sup>

*Ho van deixar a l'amiga de la teva àvia la qual amiga ho va guardar* (§ 131)

*No puc jugar; m'he fet malbé el genoll* (§ 173. 3)

#### Estranys:

*Els menys ho saben* (§ 84)

*Els carrers són més dolents que abans* (§ 152)

*Estic nerviós, en conseqüència, no em molestis* (§ 295)

#### Castellanismes:

*Els deportistes, els quals estaven ben entrenats, no van guanyar cap medalla* (§ 128.1)

*Amb lo simpàtica que és (col·loquialisme)* (§ 40.2)

<sup>8</sup> «La forma *aqueix* ha restat fora d'ús. I en principi és ben bé així. [...] allí on hom fa servir *aqueix*, aquesta forma té valor de terme idèntic al d'*aquest* a Barcelona i en general.» Badia (§ 222.2.3)

<sup>9</sup> «De les dues formes que té aquest temps, el llenguatge parlat de la majoria de les comarques fa servir gairebé sempre la perifràstica. En els escrits s'usen totes dues, llevat de la primera persona de la forma simple (*cantí, perdi*), que més aviat és evitada.» Ruaix (§ 17 n. 6)

*Menys mal (que)* (§ 84)<sup>10</sup>

*T'ho vaig a explicar tot* (§ 258.3)<sup>11</sup>

*No és per a tant* (§ 315.7)<sup>12</sup>

#### D'ortografia (el subratllat és meu):

*Ten queden algunes?* (§ 63.2)

*De mal s'en fan només a ells mateixos* (§ 123.4)

*M'en vaig anar a les 10 i estaven xerrant* (§ 246.2)

*Perquè hi dediques tant de temps, a això?* (§ 123.3)

*No afirma que això fós veritat* (§ 202)

D'altra banda s'hi observen també algunes incongruències quant a metodologia, s'hi veu una voluntat fonamentalment descriptiva, tot i que hi ha molts exemples de prescripció. Com qualificariem i, a més, quin sentit té, per exemple, per a l'estudiant alemany, que en introduir la noció de gènere, s'hi faci notar al llarg de tota una pàgina paraules que l'únic que manifesten és la influència del castellà en la llengua catalana tipus: *el corrent, l'anàlisi, el front, la calor, la pols...?* (§ 22)<sup>13</sup>

Per veure un exemple més detallat que afecta el tractament de regles, exemples i metodologia en general proposo la lectura del paràgraf 215 sobre l'ús del verb *estar* (punt certament encara conflictiu) que Brumme resol de la manera següent:

#### Ús del verb *estar*

- En sentit absolut *estar* significa «llest» (*fertig sein*), «preparat» (*soweit sein*)  
*Les maletes ja estan.*  
*Espereu-vos un moment, que jaestic.*
- Com a verb auxiliar (*Hilfsverb*) pot significar  
—la col·locació o posició del subjecte en un lloc:  
*El pal està tort.*  
*Estic dret/inclinat/ajupit*  
*L'escoltem mentre estem asseguts.*  
— el mode o la manera (amb l'ajut d'adverbis modals o frases fetes):

<sup>10</sup> *encara sort, sort que, encara rai, encara bo.*

<sup>11</sup> «*anar + inf.* és un tret castellanitzant, i cal evitar-la [...] quan hi falta el més petit tint de subjectivitat (que és l'única cosa que el podia justificar), el castellanisme és més evident i s'imposa de substituir-lo.» Badia (§ 244.2. II)

<sup>12</sup> *No n'hi ha per tant.*

<sup>13</sup> Quin sentit té també per exemple el paràgraf: «Ähnlich lautende Substantive mit unterschiedlichem Genus im Katalanischen und Deutschen?»

*Estic bé.*  
*Estem d'acord.*  
*Això no està bé.*  
*Aquest vestit, t'està força bé.*  
*Estem contents de veure't.*

— un estat que s'allarga (quedar-s'hi, mantenir-s'hi)

*La botiga estarà tancada tot l'agost.*  
*Els pares estan de viatge.*  
*Tothom està de vacances.*  
*En Joan està continuament malalt.*  
*Sota l'arbre s'hi està fresc.*

—Una característica puntual o casual en una persona (trobar-se, sentir-se)

*No estic de broma.*  
*En Pere està de bon/mal humor.*  
*Estic cansat.*  
*Avui la Núria està molt tímida.*

*No pot cantar perquè està constipada.*

3. Com a verb intransitiu, si va acompanyat d'un adverbí temporal o local, *estar* pot indicar

—la localització en un lloc (juntament amb d'altres complements)

*El poble està a 500 m sobre el nivell del mar.*  
*La sala està al mig de l'edifici.<sup>14</sup>*

—l'estada en un lloc d'un objecte delimitada temporalment i amb un objectiu concret

*L'avis estigué una setmana a la porta perquè tothom el llegís.*  
*La fruita ha d'estar uns dies al sol perquè maduri.*

—l'estada o «viure» d'una persona en un lloc (viure, habitar, quedar-se, treballar). També de vegades pot utilitzar-s'hi *estar-se* en el sentit de «viure».

*Vaig estar un any a l'estranger*  
*Estarem un parell de dies a París i tornarem.*  
*M'he estat tot un mes a la platja.*  
*La Marta estava/s'estava a Ginebra.*  
*En Pere està de metge a l'Hospital Clínic.*

—el temps que es necessita per fer alguna cosa (necessitar per...)

*Estaré un parell d'hores per acabar la feina.*

*El tren està més de dues hores per anar de Barcelona a la frontera.*

4. Altres significats d'*estar* en combinació amb complements preposicionals

*estar de* (apreciar)  
*estar-se de* (privar-se, abstenir-se)  
*estar en* (trobar-se)  
*estar amb* (ser d'una mateixa opinió)

*La Neus n'està molt del seu fill.*  
*No es pot estar de fumar.*

*La dificultat està en entendre-ho.*

*Estem amb vosaltres.*

Noteu també: *estar que...* —pensar que... *Estic que no és necessari.*(sic.) (Penso, que no cal)

Nota: La perífrasi verbal *estar* + *gerundi* indica una acció que encara dura.

A partir del paràgraf detallat el lector mateix pot veure-hi els encerts i desencerts i considerar-ne la possible aplicació didàctica.

Finalment, assenyalo que Brumme descarta en el manual la utilització de termes d'especialitat perquè no s'hi indica enlloc realment com cal interpretar-los.<sup>15</sup> Per il·lustrar això, és significatiu com s'hi maneja la paraula «col·loquial» (*Umgangssprache*) tant per designar la llengua estàndard, com per a castellanismes, dialectalismes, vicis o analogies. Com a exemple, vegeu en les mostres següents com Brumme qualifica de «col·loquial» fenòmens certament ben diferents:

*Totes dues coses m'agraden [in der Umgangssprache häufig] (§ 86.3)*

*No m'agrada ni lo dolç ni lo àcid [ugspr.] (§ 40.3)*

*La seva filla/la filla d'ells (§ 54.2) [vs. llur filla]*

*Instal·la't lo més a prop de València que puguis [ugspr.] (§ 40.3) [Amb l'afegit: Lo no es pot apostrofar mai!]*

*Són les dugues [Umgangssprache Barcelonas] (§ 86.1)*

—*Col·loquialment* la relació Prep + *qui* també s'inverteix:

*He ballat amb en Manel. —Has ballat amb qui? (§ 99)*

—A més de l'article literari en la llengua escrita, la llengua *col·loquial* de les Balears en posseeix un altre, l'anomenat *article balearic* o *article salat* (§ 34.5)

—En la llengua *col·loquial* sovint es construeix *qualsevols* (§ 66)

—La llengua *col·loquial* del català central disposa en general d'un sistema doble de demostratiu: *aquest/aquell* (§ 44.1)

És evident que la mostra de regles i exemples esmentats no han de desmerèixer el treball ingent de la professora Brumme. L'objectiu de fer una bona gramàtica del català per a estrangers és assenyat i certament necessari. L'intent és un primer desafiament. És cert que sovint el crític busca adelerat el negre en la foscor. Tot i els errors puntuals que he esmentat, l'obra resulta suggerent per l'ordenació clara dels continguts i els nombrosos exemples catalans traduïts que el fan un manual accessible i de ràpida consulta.

<sup>14</sup> Cf. Nota 4. Tradicionalment la gramàtica ha insistit en l'ús de «ser» + locatiu. Badia per exemple rebutja solucions com les esmentades per Brumme i les considera «poc genuïnes». Badia (§ 122.6. IV)

<sup>15</sup> Tot i que la introducció remarca: «In der Beschreibung [...] wird die traditionelle grammatische Terminologie verwendet.»

## Bibliografia

- Badia (1994): *Gramàtica de la llengua catalana*, Barcelona: Edicions Proa.  
*Diccionari Castellà-Català* (1985), Barcelona: Enciclopèdia Catalana.  
Fabra (1956): *Gramàtica catalana*, Barcelona: Teide.  
Ruaix (1985): *El català/2. Morfologia i sintaxi*, Barcelona: Ed. Moià.  
Solà (1994): *Sintaxi normativa: estat de la qüestió*, Barcelona: Ed. Empúries.

Rosina Nogales  
(Tübingen)

**Tilbert Dídac Stegmann (Frankfurt am Main):**

**Die Biblioteca Catalana Frankfurt am Main:  
Stand und Desiderata**

Die Biblioteca Catalana stellt eine der bedeutendsten Sammlungen von Büchern in katalanischer Sprache außerhalb der Katalanischen Länder dar — als einheitliche Sammlung in *einem* Bibliotheksbereich aufgestellt.

Die Biblioteca Catalana ist eine selbständige Bibliothek am Institut für Romanische Sprachen und Literaturen der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main. Ihr Sammelschwerpunkt ist die katalanische Verlagsproduktion seit dem Fall der Franco-Diktatur. Sie sammelt insbesondere die literarischen Texte auf katalanisch, die Werke über katalanische Literatur, die katalanischen sprachwissenschaftlichen Werke (auch Lexika und katalanische Enzyklopädien) sowie landeskundliche Werke in weitem Sinne (Geschichte; Kunstgeschichte, Kunst und Architektur; Kultur; Gesellschaft, Politik, Wirtschaft; Geographie ...).

Neben dem auf Literatur, Linguistik und Landeskunde bezogenen belletristischen und wissenschaftlichen Buch- und Zeitschriftenbestand stellt ein weiterer Buchbestand das umfassendste Archiv moderner katalanischer Schriftsprache in der Welt außerhalb der Katalanischen Länder und des spanischen Staates dar: es sind dies Bücher und Zeitschriften aus allen Wissenschafts- und Lebensbereichen, sofern sie auf Katalanisch geschrieben sind.

Dem Sprachwissenschaftler ermöglicht dieser Buchbestand, Dokumentation für eine große Zahl fachsprachlicher und sozial- oder regionenspezifischer schriftlicher Verwendung katalanischer Sprache zu finden.

Dem Landeskundler ermöglicht der Bestand, über die gemeinhin als landeskundlich angesehenen Gebiete hinaus, sich über alles, was Katalonien betrifft, zu informieren.

Der Literaturwissenschaftler kann als Textwissenschaftler über die Grenzen des literarischen Textkorpus hinaus jede Sorte von Alltags- und Fachtexten studieren.

Der Buch- und Zeitschriftenbestand zur katalanischen Schriftsprache ist integraler Bestandteil der Biblioteca Catalana.



## Entstehung

Von etwa 100 katalanistischen, im Institut für Romanische Sprachen und Literaturen vorhandenen Büchern ausgehend, erfolgte der erste Ausbau mit den Bibliotheksgeldern der Berufungszusage Stegmann ab Ende 1981. Nach diesem Zeitpunkt konnte die Biblioteca Catalana angesichts des schmalen gesamtromanistischen Bücheretats des Instituts nur durch Schenkungen wachsen. Diese Schenkungen wurden durch Aktionen eingeworben, die sich bisher — einschließlich stetig notwendiger «Wiederbelebungsaktionen» für versiegende Spendenquellen — über 17 Jahre hingezogen haben, und stellen insgesamt die zahlenmäßig größte Bücherschenkung dar, die die Universität Frankfurt seit dem 2. Weltkrieg bekommen hat. Zur Zeit (1998) umfaßt die Biblioteca Catalana 27.000 Bände.

Als wichtigste Schenkungsinstitutionen und -gelegenheiten haben sich bisher herauskristallisiert:

1. «Suport genèric»: Das katalanische (zeitweilig auch das valencianische) Kultusministerium subventioniert die Buchproduktion kommerzieller Verlage auf katalanisch (ausgenommen Schulbücher, Übersetzungen und Neuauflagen) durch Ankauf von 150-300 Exemplaren jeden Buches, das einen bestimmten Verkaufspreis nicht überschreitet. Hiervon bekommt die Biblioteca Catalana im Prinzip je ein Exemplar.

2. «Publicacions de la Generalitat»: Die Biblioteca Catalana bekommt von jeder Publikation, die eines der verschiedensten Departements der katalanischen Regierung finanziert, ein Exemplar z. B. zur Sprachpolitik, Kultur, Kunst, Geographie, Wirtschaft, Recht, Politik usw. Die Zahl der von der Generalitat publizierten katalanischen Bücher ist größer als die Zahl der durch den «suport genèric» geförderten Titel.

3. Der katalanische Verlegerverband hat 15 Jahre lang die bei der Frankfurter Buchmesse ausgestellten katalanischen Bücher am letzten Messtag der Biblioteca Catalana gestiftet. Andere katalanische Messeaussteller (zeitweilig auch der valencianische Bücherstand) haben sich angeschlossen.

4. Katalanische Institutionen, z. B. Stadtverwaltungen (besonders die Stadt Barcelona), Stiftungen oder Banken und Kassen stiften die von ihnen betreuten, den Kulturbereich betreffenden Publikationen der Biblioteca Catalana.

5. Selbstverleger und Kleinverlage schenken der Biblioteca Catalana aus Eigeninitiative oder auf Anforderung literarische Werke. Die Biblioteca Catalana besitzt viele Publikationen, die kaum in anderen Bibliotheken

vorhanden sind, da sie nicht im normalen Buchhandel in Erscheinung treten. Dies gilt auch für die Publikationen der Generalitat.

6. Verschiedenste regional gestreute Zeitschriften werden regelmäßig von den Herausgebern an die Biblioteca Catalana versandt. Die Biblioteca Catalana bemüht sich hier besonders um Vollständigkeit bei allen Zeitschriften, die von katalanischen Kulturinstitutionen und -verbänden in aller Welt außerhalb Kataloniens herausgegeben werden.

7. Enzyklopädien und teure Ausgaben (die nicht über den «suport genèric» zu bekommen sind) werden gelegentlich auf Einzelanforderung von den Verlegern gestiftet.

8. Mehrfach hat in der Vergangenheit die Universitätsbibliothek Barcelona oder die katalanische Bibliothek des CEDACC in Perpinyà (Nordkatalonien) ihre Duplikata der Biblioteca Catalana zur Verfügung gestellt. Ebenso hat die Biblioteca Catalana ihre Duplikata an Bibliotheken wie Berlin, Heidelberg, Tübingen, Leipzig, Rostock, Bukarest und Moskau in Schenkungen, die jeweils mehrere hundert Bände umfaßten, weitergegeben.

Eine Bibliothek ohne laufende Finanzmittel (und ohne Bibliothekarsstelle) kann — bei allem Bemühen der mit ihrem Aufbau Befassten und bei allem Wohlwollen der Spender, die meist auf die Bitte um Auffüllung von entstandenen Lücken positiv reagiert haben, — nicht in allen Aspekten mit üblichen Bibliotheken konkurrieren. Eine Bibliothek ohne Geld mußte sich unkonventionelle Lösungen einfallen lassen, um ihr Hauptziel — die Literaturversorgung für den Interessierten — zu erreichen:

## Katalog

Als Katalog der Biblioteca Catalana dient der jeweils neueste Band des auf der Pflichtexemplarabgabe («Dipòsit legal») beruhenden Buchkatalogs *Llibres en català*.

Praktisch jedes in der Biblioteca Catalana vorhandene Buch ist sowohl unter dem Titel wie unter dem Autorennamen oder — bei der Suche nach Werken zu einem Sachgebiet (entsprechend einem Sachkatalog) — in der Abteilung «Matèries» zu finden.

Der exhaustive Katalog von 1981 wird speziell für ältere Literatur vor diesem Datum benutzt, da praktisch alle älteren Ausgaben hier kumuliert wurden. Für die Literatur von 1981 bis zum gegenwärtigen Zeitpunkt wird im allgemeinen die neueste Ausgabe des *Llibres en català en venda* benutzt, die jeweils im Berichtsjahr erscheint. Der Katalog ist immer zeitlich gleichauf mit den Beständen der Biblioteca Catalana, da die Belieferung auf dem

(Schenkungs-)Wege des «suport genèric» etwas langsamer geht, gegenüber einer «standing order» etwas verzögert erfolgt. Andererseits steht ein Buch bereits am Tag nach seiner postalischen Ankunft zur Benutzung zur Verfügung.

Da die Biblioteca Catalana über die CD-ROM-Ausgabe von *Libros españoles en venta* verfügt, in der auch alle katalanischen Bücher verzeichnet sind, bietet die Biblioteca Catalana dem versierten CD-ROM-Benutzer den vollständigen elektronischen Zugriff (mit Titelsuche nach Schlagworten und den sonstigen durch CD-ROM gebotenen Möglichkeiten) zu ihren neuen Buchbeständen — und nicht nur zu den neu eingehenden Beständen, sondern auch zu älteren Beständen.

Sowohl im Falle der gedruckten Kataloge wie der CD-ROM muß nach Ermitteln des Buches am Regal kontrolliert werden, ob das Buch wirklich in der Biblioteca Catalana vorhanden ist. Eine Markierung schon im Katalog nach «vorhanden — nicht vorhanden» ist nicht sinnvoll, weil dann die Markierung jedes Jahr mit erheblichem Arbeitsaufwand in die *Llibres en català*-Ausgaben übertragen werden müßte.

Für die Sekundärliteratursuche steht zusätzlich in Absprache mit Prof. Dr. Jordi Castellanos der *Servei d'Informació Bibliogràfica de Llengua i Literatura Catalanes de la Universitat Autònoma de Barcelona* unter Fax 00343/581 2782 zur Verfügung (Tel.: 581 2373, E-mail: ILFTS@CC.UAB.ES). Zeitschriften- und Zeitungsbeilagenartikel sowie Beiträge aus Sammelbänden und einzelne Hochschulschriften zu einem bestimmten (katalanischen) Autor oder genau umrissenen Thema werden meist innerhalb einer Woche zugefaxt. Bisher enthält der «SIBLLC» über 20.000 Einträge und soll in Zukunft auf CD-ROM interessierten Institutionen zum Kauf angeboten werden.

### Signatur

Die Notwendigkeit, die Biblioteca Catalana ohne eine Bibliothekarskraft betreiben zu müssen, hat zu einem einfachen Weg geführt, jedem Buch eine eindeutig seinen Standort im Regal kennzeichnende Signatur zu entnehmen, die weder erst vergeben noch auf dem Buchrücken und im Katalog erst aufgeklebt und eingeschrieben werden müßte:

Die Signatur jedes Buches heißt: Verlag, Reihentitel (falls vorhanden), Reihenummer; bzw. bei kleinen Verlagen ohne Reihentitel: Verlag, Autorenname, Titel.

Jedes Buch ordnet sich so in alphabetischer und numerischer Reihenfolge an eine ganz bestimmte Stelle in den Regalen der Biblioteca Catalana. In den

Katalogen sind Verlag, Reihentitel und Nummer immer angegeben und bieten so die «Signatur», um das Buch zu finden.

Diese Form der «Signatur» ist der des *numerus currens* dadurch überlegen, daß keine lokal beschränkte Signatur vergeben zu werden braucht, für die ein eigener bibliotheksspezifischer Karteikatalog hergestellt werden müßte. Sie teilt mit dem in der Mehrzahl der Bibliotheken heute benutzten *numerus currens* den Nachteil, daß die Bücher nicht systematisch nach Sachgebieten zusammenstehen. Immerhin ergeben die sachlich meist sinnvollen Reihenordnungen der Titel innerhalb der Verlage durchaus nützliche «Zusammenstellungen». Ohne Bibliothekarskraft und ohne einen konventionellen Katalog war eine systematische Aufstellung nach Sachgebieten nicht sinnvoll.

Die Aufstellung nach dem Alphabet der Verlagsnamen hat außerdem (auch gegenüber einer reinen Aufstellung nach Autorennamen und Titeln bzw. — bei Anonyma nur nach Titeln —) einen entscheidenden praktischen Vorteil bei der Überprüfung, ob die Schenkungen einigermaßen lückenlos den Bestand der Biblioteca Catalana auf dem Laufenden halten. Der Vergleich der Verlagsprospekte und -kataloge mit dem Regal erlaubt jederzeit, in wenigen Minuten die Lücken festzustellen, und ermöglicht, bei Feststellung gravierender Lücken, aktiv zu werden. Um den Zeitaufwand gering zu halten, wird das Büchereinwerben nicht durch Einzelbriefe (für je ein Buch) abgewickelt, sondern nur in größeren Partien jeweils der von einem Verlag fehlenden Bestände. Eines der wichtigsten Desiderata für die systematische Auffüllung der Biblioteca Catalana-Bestände wäre ein Werkauftrag zur Feststellung aller relevanten Lücken für alle Verlage und eine Bitte um Ankauf durch die katalanische Regierung oder einen Sponsor für die Biblioteca Catalana.

Ein weiteres Desiderat ist die elektronische Erfassung der Biblioteca Catalana-Bestände. Damit wäre der Nachteil beseitigt, daß die Bestände nicht im Frankfurter und im Hessischen Gesamtkatalog präsent sind. Da jedoch das Madrider Kultusministerium seine oben genannten *Libros españoles en venta* vierteljährlich aktualisiert im Internet (<http://www.mcu.es/bases/spa/isbn/ISBN.html>) zur Verfügung stellt, ist der Bestand der Biblioteca Catalana ohne eine weitere Aktion von Frankfurter Seite aus zum größten Teil elektronisch zugänglich (siehe dazu die obigen Bemerkungen unter «Katalog»).

## Ausleihe

Im Prinzip ist die Biblioteca Catalana, wie fast alle Institutsbibliotheken der Universität, eine Präsenzbibliothek und deshalb dem nationalen und internationalen Leihverkehr nicht angeschlossen. Wegen ihres besonderen Charakters hat die Biblioteca Catalana jedoch — widerruflich — ein dem außerhalb Frankfurts lebenden Interessenten entgegenkommendes Verfahren eingerichtet: Wird ein bestimmtes Werk per Brief, Fax oder Telefon gewünscht, so wird es — sofern es im Besitz der Biblioteca Catalana und nicht ausgeliehen ist — postwendend dem Entleiher zugeschickt: ein schneller und unbürokratischer Weg — schneller als der interbibliothekarische Weg der Fernleihe. Wer persönlich vorspricht, kann sich das Buch sofort mitnehmen. Die Ausleihfristen können den Bedürfnissen der Nutzer angepaßt werden. Wird das ausgeliehene Buch von einem zweiten Nutzer gewünscht, wird der erste informiert, um zu prüfen, ob eine vorzeitige Rückgabe möglich ist.

Jeder Interessierte kann davon ausgehen, daß katalanische Bücher nach 1975 in der Biblioteca Catalana zumeist vorhanden sind, und jederzeit seinen Ausleihwunsch brieflich richten an: Biblioteca Catalana, Institut für Romanische Sprachen und Literaturen, Postfach 11 19 32, 60054 Frankfurt am Main (per Fax an die Rufnummer: 0 69 / 79 82 84 38).

**Ester Fernàndez i Marquès (Frankfurt am Main)**

**Lehrveranstaltungen katalanischer Thematik  
an den Hochschulen des deutschen Sprachbereichs  
im Sommersemester 1997  
und im Wintersemester 1997/98**

Die folgende Aufstellung verzeichnet katalanistische Lehrveranstaltungen an Hochschulen des deutschen Sprachbereichs im Sommersemester 1997 und im Wintersemester 1997/98. Aufgeführt werden die aus den Vorlesungsverzeichnissen zu entnehmenden Angaben zu den Veranstaltungen des Bereichs Romanistik (Katalanistik).<sup>1</sup> Die Auflistung bemüht sich um Vollständigkeit.<sup>2</sup> Die katalanistisch tätigen Hochschullehrer und Lektoren werden gebeten, Änderungen der in den Verzeichnissen abgedruckten Angaben durch die Vorlesungspraxis (zusätzliche, ausgefallene, im Titel geänderte Veranstaltungen) der Redaktion mitzuteilen. Gleiches gilt für in der folgenden Aufstellung lückenhaft dokumentierte Angaben.

---

<sup>1</sup> Es können auch katalanistische Themen aus den Bereichen der Kunstgeschichte, Geschichte, Geographie, Politologie, Rechtswissenschaft u.a. angeführt werden, sofern die Redaktion diesbezügliche Vorlesungsverzeichniskopien erhält.

<sup>2</sup> Ein Dank an alle, die durch rechtzeitige Einsendung von Fotokopien aus den jeweiligen Vorlesungsverzeichnissen diese Aufstellung erleichtert und ermöglicht haben.

**Bundesrepublik Deutschland****Aachen**

Rheinisch-Westfälische Technische Hochschule / Institut für Romanische Philologie

SS 1997:

— Einführung in die Katalanistik: Aina Torrent-Lenzen

WS 1997/98:

— Keine katalanistischen Lehrveranstaltungen

**Augsburg**

Universität / Sprachenzentrum

SS 1997:

— Einführung in die katalanische Sprache I: Mercè Colomer i Barba

— Einführung in die katalanische Sprache II: Mercè Colomer i Barba

WS 1997/98:

— Einführung in die katalanische Sprachwissenschaft: Günther Haensch

**Bamberg**

Otto-Friedrich-Universität / Romanische Sprach- und Literaturwissenschaft

SS 1997:

— Katalanisch II: Maria Vicenta Revert i Gandia

— Katalanisch IV: Maria Vicenta Revert i Gandia

— Katalanische Lektüre und Konversation: Maria Vicenta Revert i Gandia

WS 1997/98:

— Katalanisch I: Maria Vicenta Revert i Gandia

— Katalanisch III: Maria Vicenta Revert i Gandia

— Katalanische Lektüre und Konversation: Maria Vicenta Revert i Gandia

**Berlin**

Freie Universität / Institut für Romanische Philologie

SS 1997:

— La prosa de començaments del segle. Lectures: Roger Friedlein

— Katalanisch für Anfänger: Anna Borrull

WS 1997/98:

— Die Balearen. Eine kulturgeschichtliche Annäherung: Roger Friedlein

— Katalanisch für Anfänger: Anna Borrull

**Humboldt-Universität / Institut für Romanistik**

SS 1997:

— Lektüre katalanischer Texte: Dieter Kattenbusch

— Katalonien als literarischer Diskurs: Sabine Harmuth

— Lektüre katalanischer Texte: Dieter Kattenbusch

WS 1997/98:

— Katalanisch Aufbaukurs: Josep Tèrmens

— *La veu melodiosa*: Die katalanische Autorin Montserrat Roig (1946-1991): Sabine Harmuth

**Bielefeld**

Universität Bielefeld / Fakultät für Linguistik und Literaturwissenschaft

SS 1997:

— Català Ib: Enric Huelva

— Llengua i cultura als Països Catalans: Miquel Cortada

WS 1997/98:

— Català Ia: Enric Huelva

— Català IIa: Enric Huelva

— Llengua i cultura als Països Catalans: Miquel Cortada

**Bochum**

Ruhr-Universität / Romanisches Seminar

SS 1997:

— Arabisch - hispanische Kulturbeziehungen im Mittelalter: Ibn Tufail und Ramon Llull: Gerhard Endreß / Manfred Tietz

— Die katalanische Literatur des Mittelalters (13. und 14. Jahrhundert): Mario Horst Alsen

— Katalanische Syntax und Morphologie im Überblick: Mario Horst Alsen

— Elementarkurs Katalanisch: Wolfgang Schlör

— Grundkurs II: Pilar Arnau i Segarra

— Kommunikationskurs II: Pilar Arnau i Segarra

— Übersetzung II: Pilar Arnau i Segarra

WS 1997/98:

— Barcelona literarisch: Pilar Arnau i Segarra

— Einführung in das Katalanische: Wolfgang Schlör

— Einführung in die katalanische Semantik: Mario Horst Alsen

— Katalanische Landeskunde und Geschichte im Überblick: Mario Horst Alsen

— Grundkurs Katalanisch: Pilar Arnau i Segarra

- Aufbaukurs Katalanisch: Wolfgang Schlör
- Kommunikationskurs Katalanisch: Pilar Arnau i Segarra
- Intensivkurs Katalanisch: Pilar Arnau i Segarra

### Bonn

Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität / Romanisches Seminar  
SS 1997:

- Katalanisch für Anfänger: Helena Alonso i Capdevila
  - Katalanisch für Fortgeschrittene: Helena Alonso i Capdevila
- WS 1997/98:
- Katalanisch für Anfänger: Helena Alonso i Capdevila
  - Katalanisch für Fortgeschrittene: Helena Alonso i Capdevila

### Braunschweig

Technische Universität Carolo-Wilhelmina / Romanisches Seminar und Sprachenzentrum

SS 1997:

- Katalanisch 100: Eva Solé
- Katalanisch 200: Eva Solé

WS 1997/98:

- Die romanischen Sprachen: Karl-Ludwig Müller
- Katalanisch 100: Mireia Ortigosa
- Civilització Catalana: Mireia Ortigosa

### Bremen

Universität / FB 10 Sprach- und Kulturwissenschaften (Romanistik)

SS 1997:

- La narrativa catalana en sus traducciones al alemán: Josep M. Navarro
- Modernisme i noucentisme: Enric Pagès
- Katalanisch I: Enric Pagès
- Katalanisch II: Enric Pagès
- Katalanisch III: Enric Pagès

WS 1997/98:

- Kafka i la narrativa catalana de postguerra: Enric Pagès
- Katalanisch I: Enric Pagès
- Katalanisch II: Enric Pagès
- Katalanisch III: Enric Pagès

### Eichstätt

Katholische Universität

SS 1997:

- Keine katalanistischen Lehrveranstaltungen

WS 1997/98:

- Català I: Mercè Colomer i Barba

### Erlangen-Nürnberg

Friedrich-Alexander-Universität / Institut für Romanistik und Sprachenzentrum

SS 1997:

- Einführung ins Katalanische: Kurt Süß

WS 1997/98:

- Einführung ins Katalanische: Kurt Süß

### Frankfurt am Main

Johann Wolfgang Goethe-Universität / Institut für Romanische Sprachen und Literaturen

SS 1997:

- Einführung in die Hispanistik (spanische, katalanische, portugiesische Literatur): Tilbert Dídac Stegmann
- Kreativität in der katalanischen Gegenwartsliteratur: Tilbert Dídac Stegmann
- Rezeptive Mehrsprachigkeit: Lesekompetenz für alle romanischen Sprachen: Horst G. Klein, Tilbert Dídac Stegmann
- Katalanische Terminologie und Lexikographie (III): Ricard Wilshusen
- Katalanisch für Anfänger: Iolanda Plans i Llopart
- Katalanisch Mittelstufe: Iolanda Plans i Llopart
- Katalanisch Fortgeschrittene: Iolanda Plans i Llopart
- Textlektüre und Grammatik: Iolanda Plans i Llopart
- Soziolinguistik romanischer Sprachen: Jürgen Erfurt
- Geschichte romanischer Schriftsprachen: Jürgen Erfurt

WS 1997/98:

- Strukturen der Kreativität in der katalanischen Lyrik der Gegenwart: Tilbert Dídac Stegmann
- Katalanisch für Anfänger: Iolanda Plans i Llopart
- Katalanisch Mittelstufe: Iolanda Plans i Llopart
- Katalanisch Fortgeschrittene: Iolanda Plans i Llopart
- Textlektüre und Grammatik: Iolanda Plans i Llopart

- Sprachtechnologie und Informatik: Ricard Wilshusen
- Països Catalans (Landeskunde): Anna Babot i Sellart
- Regionalismus und Nationalismus in Europa: Hans-Jürgen Puhle

### Freiburg im Breisgau

Albert-Ludwigs-Universität / Romanisches Seminar

SS 1997:

- Katalanische Literatur des 20. Jahrhunderts in Beispielen: Eva Centellas i Oller
- Katalanisch für Anfänger II: Eva Centellas i Oller
- Katalanisch für Fortgeschrittene II: Eva Centellas i Oller
- Konversation: Eva Centellas i Oller
- Kulturelle Identität: Wolfgang Raible

WS 1997/98:

- Katalanisch Grundkurs: Eva Centellas i Oller
- Katalanisch Aufbaukurs: Eva Centellas i Oller
- Katalanisch Aufbaukurs II: Eva Centellas i Oller
- Literaturbeispiele und ihre Verfilmungen: Eva Centellas i Oller
- Konversation: Eva Centellas i Oller

### Göttingen

Georg-August-Universität / Seminar für Romanische Philologie

SS 1997 - WS 1997/98

- Keine katalanistischen Lehrveranstaltungen

### Halle-Wittenberg

Martin-Luther-Universität

SS 1997:

- Català II: Montserrat González i Barri
- L'actualitat catalana a la premsa: Montserrat González i Barri
- Einführung in die katalanische Literatur: Roger Friedlein

WS 1997/98:

- Català I: Montserrat González i Barri
- Lyrik im Mittelalter: Roger Friedlein
- Barcelona: Roger Friedlein

### Hamburg

Universität / Ibero-Amerikanisches Forschungsinstitut

SS 1997:

- Katalanisch Intensiv I: Assumpta Terés
- Katalanisch Intensiv II: Assumpta Terés
- Lectura i Conversa: Assumpta Terés
- Einführung in die Linguistik für Studierende der Romanistik: Conxita Lleó
- Oracions subordinades en català i en castellà: Conxita Lleó
- La narrativa catalana del tombant de segle: Assumpta Terés

WS 1997/98:

- Katalanisch Intensiv I: Assumpta Terés
- Katalanisch Intensiv II: Assumpta Terés
- Lectura i Conversa: Assumpta Terés
- Grundzüge der generativen Phonologie: Conxita Lleó
- Morfologia generativa: temes monogràfics: Conxita Lleó
- Col·loqui per a candidats a examen: Conxita Lleó
- Literatura i art d'avantguarda a Catalunya: Assumpta Terés

### Heidelberg

Ruprecht-Karls-Universität / Romanisches Seminar

SS 1997:

- Historische Grammatik der romanischen Sprachen: Helmut-Peter Schwake
- Themen der iberoromanischen Sprachwissenschaft: Andreas Michel
- Probleme der Etymologie: Helmut-Peter Schwake
- La influència ameríndia en la llengua i literatura catalanes: Artur Quintana i Font
- Katalanisch I: Víctor Sevillano i Canicio
- Katalanisch II: Víctor Sevillano i Canicio
- Katalanisch III: Artur Quintana i Font

WS 1997/98:

- Einführung in die romanische Sprachwissenschaft: Jens Lüdtko
- Historische Grammatik der romanischen Sprachen: Helmut-Peter Schwake
- Sprachvariation. Eine romanistische Einführung: Jens Lüdtko
- Der Wortschatz der iberoromanischen Sprachen: Helmut-Peter Schwake
- Tirant lo Blanc. Linguistische Übung zu Original und spanischer Übersetzung: Rolf Kailuweit

- La llengua i literatura catalanes a Itàlia i a Albània (I): Artur Quintana i Font
- Katalanisch I: Víctor Sevillano i Canicio
- Katalanisch II: Víctor Sevillano i Canicio
- Katalanisch III: Artur Quintana i Font

### Kiel

Christian-Albrechts-Universität / Romanisches Seminar  
SS 1997:

- Einführung in die Linguistik: Fred Boller
- WS 1997/98:
- Einführung in die Linguistik: Fred Boller

### Köln

Universität / Romanisches Seminar  
SS 1997:

- Curs de literatura catalana: Helena Alonso i Capdevila
- Katalanisch Fortgeschrittenenkurs: Helena Alonso i Capdevila
- Katalanisch Oberkurs: Helena Alonso i Capdevila
- Übersetzungskurs Deutsch - Katalanisch: Helena Alonso i Capdevila
- Comentari i discussió: Helena Alonso i Capdevila

WS 1997/98:

- Les avantguardes literàries a Catalunya: Helena Alonso i Capdevila
- Katalanisch für Anfänger: Helena Alonso i Capdevila
- Katalanisch Oberkurs: Helena Alonso i Capdevila

### Konstanz

Universität / Sprachlehrinstitut  
SS 1997:

- Katalanisch II: Anton Simó Massó i Alegret
- WS 1997/98:
- Katalanisch I: Anton Simó Massó i Alegret

### Leipzig

Universität / Sektion Theoretische und angewandte Sprachwissenschaft und Sprachenzentrum

SS 1997:

- Katalanisch für Anfänger: Montserrat Morera
- Katalanisch für Fortgeschrittene: Montserrat Morera

- Übersetzen allgemeinsprachlicher Texte Katalanisch - Deutsch: Renate Bethmann

WS 1997/98:

- Katalanisch für Anfänger: Montserrat Morera
- Katalanisch für Fortgeschrittene: Montserrat Morera

### Mainz

Johannes-Gutenberg-Universität / Romanisches Seminar  
SS 1997:

- Lektüre aktueller landeskundlicher Texte: Països Catalans: Wolf Lustig
- WS 1997/98:
- Keine katalanistischen Lehrveranstaltungen

### Mannheim

Universität / Romanisches Seminar  
SS 1997:

- Katalanisch I (Anfänger): Víctor Sevillano i Canicio
- Sprachkontakt = Sprachkonflikt? Eine Einführung in die Soziolinguistik am Beispiel Katalonien: Christine Bierbach / Víctor Sevillano i Canicio
- Sociolingüística Urbana — el cas de Barcelona: Christine Bierbach

WS 1997/98:

- Katalanisch I (Anfänger): Víctor Sevillano i Canicio
- Katalanisch II (Fortgeschrittene): Víctor Sevillano i Canicio

### München

Ludwigs-Maximilians-Universität / Institut für Romanische Philologie  
SS 1997:

- La poesia de Narcís Comadira: Xavier González-Vilaltella
- Katalanisch für Anfänger: Xavier González-Vilaltella
- Katalanisch für Fortgeschrittene: Xavier González-Vilaltella

WS 1997/98:

- La prosa de Quim Monzó: Xavier González-Vilaltella
- Katalanisch für Anfänger: Xavier González-Vilaltella
- Katalanisch für Fortgeschrittene: Xavier González-Vilaltella

### Münster

Westfälische Wilhelms-Universität / Romanisches Seminar  
SS 1997:

- Katalanisch I: Joan Zamora



WS 1997/98:

- Katalanisch II: Joan Zamora

### Paderborn

Universität / Gesamthochschule / Fachgebiet Romanistik

SS 1997:

- Catalunya (Landeskunde): Elke Sturm-Trigonakis

WS 1997/98:

- Das Spanische im Kontakt mit anderen Sprachen: Johannes Kabatek

### Regensburg

Universität / Institut für Romanische Philologie

SS 1997:

- Einführung in das Katalanische: Gerald Bernhard

WS 1997/98:

- Keine katalanistischen Lehrveranstaltungen

### Saarbrücken

Universität des Saarlandes / Neuere Sprach- und Literaturwissenschaften / Romanistik

SS 1997:

- Einführung in die historische Betrachtung der katalanischen Sprache: Marina Brill
- Katalanisch I: Einführung in die katalanische Sprachpraxis: Marina Brill
- Katalanische Sprachpraxis II: Marina Brill

WS 1997/98:

- Einführung in die historische Betrachtung der katalanischen Sprache: Marina Brill
- Katalanisch I: Einführung in die katalanische Sprachpraxis: Marina Brill
- Katalanische Sprachpraxis II: Marina Brill

### Siegen

Universität / Gesamthochschule / FB Sprach- und Literaturwissenschaften

SS 1997:

- Katalanisch für Anfänger III: Josep Maria Taberner i Prat
- Katalanisch für Fortgeschrittene: Josep Maria Taberner i Prat

WS 1997/98:

- Katalanisch für Anfänger I: Josep Maria Taberner i Prat
- Katalanisch für Fortgeschrittene: Josep Maria Taberner i Prat

### Stuttgart

Universität / Sprachenzentrum

SS 1997:

- Katalanisch I: Rosina Nogales
- Katalanisch II: Rosina Nogales

WS 1997/98:

- Katalanisch I: Rosina Nogales
- Katalanisch II: Rosina Nogales

### Trier

Universität / Fachbereich II / Romanistik

SS 1997 - WS 1997/98:

- Keine katalanistischen Lehrveranstaltungen

### Tübingen

Eberhard-Karls-Universität / Romanisches Seminar

SS 1997:

- Entstehung und Geschichte der Romanischen Sprachen II. Die Anfänge romanischer Schriftlichkeit: Peter Koch
- Der spanische, lateinamerikanische und katalanische Roman im 19. Jahrhundert: Pere Joan i Tous
- Die aktuelle Sprachdiskussion in Katalonien: Brigitte Schlieben-Lange
- Katalanisch Anfängerkurs: Olga Boltó-Steinke
- Katalanisch Mittelkurs: Rosina Nogales
- Katalanisch Oberkurs: Rosina Nogales
- Übersetzung Deutsch - Katalanisch: Rosina Nogales
- Literatura catalana contemporània: Rosina Nogales

WS 1997/98:

- Einführung in die Sprachwissenschaft für Romanisten: Peter Koch
- Sprachgeschichte der Romania III. Die Grammatisierung der romanischen Sprachen in Spätmittelalter und Renaissance: Brigitte Schlieben-Lange
- Einführung in die katalanische Sprachwissenschaft: Gabriele Berkenbusch
- Arbitrarität - Motivation - Ikonizität in den romanischen Sprachen: Peter Koch
- Frühe Grammatiken der romanischen Sprachen: Brigitte Schlieben-Lange
- Katalanisch Anfängerkurs: Rosina Nogales
- Katalanisch Mittelkurs: Rosina Nogales
- Katalanisch Oberkurs: Rosina Nogales
- Übersetzung Katalanisch - Deutsch: Rosina Nogales
- Poesia catalana contemporània: Rosina Nogales

## Österreich

### Graz

Karl-Franzens-Universität / Institut für Romanistik

SS 1997 - WS 1997/98:

- Keine katalanistischen Lehrveranstaltungen

### Salzburg

Universität / Institut für Romanistik

SS 1997:

- Katalanisch II: Literatura i història / Lectura de textos: Kristin A. Müller
- WS 1997/98:
- Katalanisch I: Linguistische Einführung: Kristin A. Müller

### Wien

Universität / Institut für Romanistik

SS 1997:

- Trobadortexte: Georg Kremnitz
- Sprachliche Konsequenzen literarischer Zensur in den romanischen Sprachen: Georg Kremnitz
- Arbeitsgemeinschaft romanische Sprachwissenschaft: Georg Kremnitz
- Arbeitskreis Literaturwissenschaft: Fritz Peter Kirsch
- Katalanisch für Anfänger: Carles Batlle i Enrich
- Katalanisch 1: Grammatik, Wortschatz, Kommentar, Übersetzung: Carles Batlle i Enrich

WS 1997/98:

- Arbeitsgemeinschaft romanische Sprachwissenschaft: Georg Kremnitz
- Katalanisch für Anfänger: Carles Batlle i Enrich
- Katalanisch 1: Grammatik, Wortschatz, Kommentar, Übersetzung: Carles Batlle i Enrich

## Deutschsprachige Schweiz

### Basel

Universität / Romanisches Seminar

SS 1997:

- Exercicis de gramàtica catalana: Montserrat Ollé
- Lectures catalanes: Montserrat Ollé

WS 1997/98:

- Einführung ins Katalanische: Montserrat Ollé
- Història de la llengua catalana: Beatrice Schmid

### Zürich

Universität / Romanisches Seminar

SS 1997:

- Einführung ins Neukatalanische II: Jaume Sans
- Curs Superior de Català: Terenci Moix «El dia que va morir Marilyn»: Jaume Sans

WS 1997/98:

- Einführung ins Neukatalanische I: Jaume Sans
- Curs Superior de Català: Joan Francesc Mira «Borja, papa»: Jaume Sans

Esteve Jaulent

*Arbor scientiae: Immanenz und Transzendenz im Denken Llulls*

Aquest treball pretén demostrar que Llull és un autor a la vegada clàssic i modern i que, per tant, el seu pensament ens pot servir per rescatar la modernitat des de dins, aprofitant la seva legítima efectivitat. L'*Art* lul·liana ve a ser un *Logos*, el conjunt de totes les lògiques, doncs ho considera tot sota la perspectiva del acte de ser, i no de la operació cognoscitiva. Surt així a camí cap a una completa unificació e integració dels coneixements. Té com a suport la funció més alta de la intel·ligència: el trobar. Però també es demostrativa, doncs, al examinar també les «primeres intencions», les relacions que descobreix entre les coses són reals i necessàries. Finalment, s'ha de dir que, com, segons Llull, tot està en acte, inclús el pensar, la metafísica lul·liana, mitjançant l'*Art*, permet relacionar-ho tot amb tot — principalment amb els ésser personals, el primer dels quals és Déu — des d'un únic punt de vista. Amb Llull ens col·loquem en l'òptica de les activitats reals i ho expliquem tot a partir de les realitats transcendents; degut a això, no hi ha per què oposar el que és transcendent i el que és immanent. Quan, amb l'ajut de l'*Art*, arribem a el que ho transcendeix tot, no ens cal pas sortir de nosaltres mateixos, doncs la veritat transcendent ja es troba en nosaltres.

Hubert Pöppel

*Kastration als ultima ratio:*

die katalanischen Frauenkrimis der Maria Antònia Oliver

En els últims anys, Barcelona ha destacat com a centre de novel·la negra a Espanya. Al costat d'obres en llengua castellana existeix també tota una tradició de novel·la negra catalana. Maria Antònia Oliver compta actualment com a representant d'aquesta tradició, en bona part degut a l'apogeu de la novel·la negra femenina a tot el món. L'article situa l'autora dins el moviment català-castellà de novel·la negra a Catalunya. En segon lloc es busca per les tradicions del gènere que tenen influències —explícitament o

implícitament— en les tres novel·les estudiades de Maria Antònia Oliver. També s'analitza el personatge de la detectiu privada Lònia Guiu i la seva relació amb el tema central de la trilogia: la sexualitat i la violència sexual. Partint de les novel·les es discuteix finalment l'ús tant extès de conceptes com novel·la negra femenina o novel·la negra feminista.

Werner Thielemann

*Zum diachronen Wandel der phorischen Markierung ( $\varphi$ -marking) beim katalanischen Relativum*

L'àrea gramatical dels relatius disposa relativament d'una gran riquesa de formes i possibilitats expressives. Els pronoms heretats del llatí poden resumir les categories morfològiques i gramaticals del substantiu antecedent, tenen la funció de *resumptiu*. Permeten la variació de les configuracions fòriques entre l'antecedent i el pronom relatiu. Però en el català s'assisteix des dels segles XII/ XIII fins a l'actualitat a un canvi notable de les formes expressives.

Històricament, segons podem constatar en la comparació amb el llatí, la permanent reducció i corrupció de les marques fòriques ( $\varphi$ -marking) cap al marcament neutral de subjecte i complement directe en *que*. Amb això la funció del *resumptiu* queda eliminada. Avui, la situació del català és comparable a la del castellà i del portuguès. Allò que marca els canvis catalans en l'àrea *del relatiu*, és el fet que la pèrdua del *resumptiu* va acompanyada d'estratègies de desviament funcional que són des del punt de vista lingüístic altament interessants.

Com a conseqüència tipològica de la pèrdua dels *resumptius*, el català d'avui prefereix *posicions de contacte* per als relatius simples. Els usos en *distància* demanen la utilització de relatius complexos: *el qual, la qual, etc.*, considerats pesats, poc elegants i complicats.

Martin B. Fischer

Defensa i il·lustració de la traducció inversa català-alemany:  
El text turístic com a exemple pràctic

Die Übersetzung in die Fremdsprache wird von der Übersetzungswissenschaft und den einschlägigen Handbüchern meist stiefmütterlich behandelt, obwohl sie durchaus zum Übersetzerischen Alltagsgeschäft gehört. Beim Übersetzen von der Mutter- in die Fremdsprache wird nicht nur die Ausdrucksfähigkeit in letzterer gestärkt, sondern es ist auch ein bewussterer Umgang mit der Muttersprache und möglichen Schwächen des Ausgangstextes nötig. Die *traducció inversa* ist damit ein unverzichtbarer Bestandteil jeder Übersetzer-ausbildung. Anhand der Übersetzung ausgewählter touristischer Texte vom Katalanischen ins Deutsche wird dargestellt, wie einige der auftretenden Schwierigkeiten bewältigt werden können (Eigennamen, Textkonventionen usw.). Aufgrund ihres meist operativen Charakters sind touristische Texte besonders gut geeignet, um den funktionalen Ansatz in der Übersetzung zu illustrieren.